

NORDEUROPÄISCHE ARBEITEN ZUR LITERATUR,  
SPRACHE UND KULTUR / NORTHERN EUROPEAN STUDIES  
IN LITERATURE, LANGUAGE AND CULTURE 3

Magnus P. Ängsal / Frank Thomas Grub (Hrsg.)

# Visionen und Illusionen

Beiträge zur 11. Arbeitstagung schwedischer  
Germanistinnen und Germanisten

*Text im Kontext* in Göteborg am 4./5. April 2014



PETER LANG  
EDITION

Magnus P. Ångsal / Frank Thomas Grub (Hrsg.)

## Visionen und Illusionen

Unter dem Rahmenthema *Visionen und Illusionen* fand am 4./5. April 2014 an der Universität Göteborg die 11. Arbeitstagung schwedischer Germanistinnen und Germanisten *Text im Kontext* statt. Der vorliegende Band versammelt ausgewählte Beiträge, die in ihrer Vielfalt zugleich einen Eindruck der Forschungsansätze und -projekte der Germanistik in Schweden vermitteln. Das Spektrum der Beiträge reicht von der Untersuchung frühneuzeitlicher Kochbücher zur Analyse des RAF-Manifests *Die Rote Armee aufbauen*; von der Betrachtung der Sprachbiographie einer Spätaussiedlerin zu literaturwissenschaftlichen Textanalysen bzw. Interpretationen jüngerer Dramen von Christoph Hein, Simon Urbans Roman *Plan D* und Pilgerinnenberichten über den Jakobsweg. Eine Analyse des Neologismus 'Sternenkind' und vergleichende Grammatikstudien runden den Band ab. Die Begriffe *Visionen* und *Illusionen* ermöglichen Brückenschläge zwischen Literaturwissenschaft und

Sprachwissenschaft und erscheinen nicht zuletzt aufgrund ihrer gesellschaftlichen Dimension prädestiniert für die Öffnung hin zu kulturwissenschaftlichen Fragestellungen.

### Die Herausgeber

Magnus P. Ångsal studierte Germanistik, allgemeine Sprachwissenschaft und Journalismus an der Universität Göteborg und promovierte 2010 über Genus und Personenbezeichnungen im Deutschen. Er ist *universitetslektor* an der Universität Göteborg.

Frank Thomas Grub studierte Germanistik, Romanistik und Deutsch als Fremdsprache an der Universität des Saarlandes und promovierte 2003 über ‚Wende‘ und ‚Einheit‘ im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. 2012 erfolgte die Annahme als *docent i tyska* an der Universität Göteborg. Er ist *universitetslektor* an den Universitäten Göteborg und Uppsala.

## Visionen und Illusionen

NORDEUROPÄISCHE ARBEITEN ZUR LITERATUR,  
SPRACHE UND KULTUR /  
NORTHERN EUROPEAN STUDIES IN LITERATURE,  
LANGUAGE AND CULTURE

Herausgeben von / Edited by Frank Thomas Grub

Advisory Board

Prof. Dr. Claus Altmayer, Universität Leipzig  
Prof. Dr. Lali Kezba-Chundadze, Ivane-Dschawachischwili-Universität, Tbilissi  
Dr. Torben Lohmüller, Hochschule der populären Künste, Berlin  
Prof. Dr. Klaus Peter Walter, Universität Passau

BAND / VOLUME 3

*Zu Qualitätssicherung und Peer Review  
der vorliegenden Publikation*

Die Qualität der in dieser Reihe erscheinenden Arbeiten wird vor der Publikation durch externe, von der Herausgeberschaft benannte Gutachter im Double Blind Verfahren geprüft. Dabei ist der Autor der Arbeit den Gutachtern während der Prüfung namentlich nicht bekannt; die Gutachter bleiben anonym.

*Notes on the quality assurance and peer  
review of this publication*

Prior to publication, the quality of the work published in this series is double blind reviewed by external referees appointed by the editorship. The referees are not aware of the author's name when performing the review; the referee's names are not disclosed.

Magnus P. Ångsal / Frank Thomas Grub (Hrsg.)

# Visionen und Illusionen

Beiträge zur 11. Arbeitstagung schwedischer  
Germanistinnen und Germanisten

*Text im Kontext* in Göteborg am 4./5. April 2014



PETER LANG  
EDITION

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf alterungsbeständigem,  
säurefreiem Papier.

ISSN 2196-9760  
ISBN 978-3-631-65521-4 (Print)  
E-ISBN 978-3-653-04900-8 (E-Book)  
DOI 10.3726/978-3-653-04900-8

© 2015 by Magnus P. Ängsal / Frank Thomas Grub (Hrsg.) [Vol-  
Editor] and Constanze Ack-ermann-Boström / Magnus P. Ängsal /  
Christiane Andersen / Maren Eckart / Frank Thomas Grub / Henrik  
Henriksson / Valéria Molnár / Sascha Prostka / Dessislava Stoeva-  
Holm / Susanne Tienken.

Peter Lang Edition ist ein Imprint der Peter Lang GmbH.

Peter Lang – Frankfurt am Main · Bern · Bruxelles · New York ·  
Oxford · Warszawa · Wien



Open Access: Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons  
Lizenz Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0  
International (CC BY-NC-ND 4.0). Den vollständigen Lizenztext finden  
Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Diese Publikation wurde begutachtet.

[www.peterlang.com](http://www.peterlang.com)

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
<i>Dessislava Stoeva-Holm</i>	
Darbietung von Wissen und Visionen in der Frühen Neuzeit. Über Zusammenhänge von Kochkunst und tugendhaftem Lebenswandel .....	9
<i>Magnus P. Ångsal</i>	
Visionen durch Emotionen schaffen. Eine Analyse emotiv basierter Argumentation im RAF-Manifest <i>Die Rote Armee aufbauen</i> (1970) .....	27
<i>Constanze Ackermann-Boström</i>	
„In Deutschland wird nicht gelogen.“ Eine Fallstudie zur sprachlichen Identität einer Spätaussiedlerin in Sprachbiographien .....	41
<i>Frank Thomas Grub</i>	
Wenn Visionen zu Illusionen werden oder: „Es muß etwas Neues entstehen.“ Zu Christoph Heins Dramen nach 1989.....	51
<i>Sascha Prostka</i>	
„Welche Visionen? Alle Visionen!“ Simon Urbans Roman <i>Plan D</i> als Beispiel einer literarischen (Anti-)Utopie .....	73
<i>Maren Eckart</i>	
Weg(e) gehen und ankommen. Pilgerinnenberichte über den Jakobsweg.....	91
<i>Christiane Andersen</i>	
Sprachwissenschaftlicher Strukturalismus als Forschungsprogramm. Eine wissenschaftshistorische Bemerkung zur Herausbildung eines Denkstils in deutscher Sprache.....	113
<i>Susanne Tienken</i>	
Von der <i>Fehlgeburt</i> zum <i>Sternenkind</i> . Ein Neologismus und seine kulturelle Bedeutung.....	129
<i>Henrik Henriksson</i>	
Ist die perfekte Imperfektivität eine Illusion? Eine Pilotstudie zur Übersetzung des französischen <i>Imparfait</i> ins Deutsche und Schwedische .....	151

*Valéria Molnár*

Komplexe Sätze an der Schnittstelle zwischen Grammatik und Diskurs. Zur Insertion und Interpretation von propositionalen Korrelaten im Deutschen und Ungarischen.....	167
Autorinnen und Autoren.....	197

# Vorwort

Am 4./5. April 2014 fand an *Institutionen för språk och litteraturer*, dem Institut für Sprachen und Literaturen der Universität Göteborg, die 11. Arbeitstagung schwedischer Germanistinnen und Germanisten *Text im Kontext* statt. Der Begriff *Arbeitstagung* ist hier ganz wörtlich zu nehmen, denn *Text im Kontext* stellt nicht zuletzt ein Forum dar, um laufende Projekte zu präsentieren, konstruktiv zu diskutieren, Ideen auszutauschen und Kooperationen zu initiieren. Vor diesem Hintergrund versteht sich der vorliegende Band denn auch nicht als Tagungs- oder Konferenzband im Sinne einer mehr oder weniger geschlossenen Dokumentation, sondern als Publikation ausgewählter Beiträge, die in ihrer Vielfalt zugleich einen Eindruck der Forschungsansätze und -projekte der Germanistik in Schweden vermitteln.

Zum ersten Mal in der Geschichte von *Text im Kontext* wurde ein Rahmenthema formuliert: *Visionen und Illusionen*. Die Beiträgerinnen und Beiträger waren eingeladen, in ihren Vorträgen an dieses Thema anzuknüpfen. Die beiden Begriffe sollten dabei nicht als Korsett verstanden werden, sondern als Anregung bzw. Denkfigur. Dass dies gelang, belegen die hier vorgelegten Beiträge. Dabei zeigt sich, dass *Visionen* und *Illusionen* selbst in ihrer alltagssprachlichen Verwendung geeignet sind, Brücken zwischen Literaturwissenschaft und Sprachwissenschaft zu schlagen. Auffällig ist dabei die vergleichsweise hohe Zahl der kulturwissenschaftlichen Fragestellungen. Angesichts der gesellschaftlichen Dimension, die beiden Begriffen inhärent ist, verwundert dies nicht unbedingt: Visionen hat es wohl immer gegeben, und nicht selten haben sich diese als Illusionen erwiesen.

Dessislava Stoeva-Holm geht in ihrem Beitrag der Frage nach, wie in Ditlevius Maius' *Stockholmisch Koch-Gesprächs Vortrab* (1644), dem ersten in Schweden im Druck erschienenen Kochbuch, Lebensvorstellungen verhandelt werden; dabei weist sie die Verschränkung von ethisch-moralischen Ansprüchen und Kochkunst nach. Magnus P. Ångsal untersucht die Gründungsschrift der Roten Armee Fraktion, *Die Rote Armee aufbauen* (1970), auf sprachliche Emotivität. Er belegt, dass Emotivität mitunter grundlegend für die Argumentation und für das Erzeugen von Visionen ist. Constanze Ackermann-Boström analysiert die sprachliche Identität einer russischen Spätaussiedlerin. In ihrer Fallstudie zeigt sie, dass die Spätaussiedlerin „verschiedene diskursive Praktiken verwendet, um ihre eigene Perspektive auf das Erleben von Mehrsprachigkeit darzustellen und somit auch ihre sprachliche Identität im Kontext der Migration zu positionieren.“

Frank Thomas Grub betrachtet Christoph Heins nach 1989 entstandene Dramen und geht der Frage nach, „ob und ggf. inwiefern die ‚Wende‘ Veränderungen in Heins Dramatik mit sich brachte – ein Prozess, der sich zumindest auf der

inhaltlichen Ebene mittels der Kategorien ‚Visionen‘ und ‚Illusionen‘ beschreiben lässt.“ Sascha Prostka analysiert Simon Urbans 2011 erschienenen Roman *Plan D* „als Beispiel einer literarischen (Anti-)Utopie“. Dabei arbeitet er heraus, „wie eine literarische Utopie anhand von Visionen und Illusionen auf verschiedenen Ebenen gestaltet werden kann.“ Maren Eckart analysiert „Pilgerinnenberichte über den Jakobsweg“. Sowohl die Reise selbst als auch das Berichten darüber „führen zu individuellen, vielfach neu definierten prozessualen Entwürfen und (Re-)Formulierungen und Aushandlungen von Identität.“

Christiane Andersen arbeitet heraus, wie sich mit der Einführung des sprachwissenschaftlichen Strukturalismus in Deutschland ein neuer, auch visionärer *Denkstil* etabliert hat. Sie verfolgt den Strukturbegriff ausgehend von Manfred Bierwischs Essay *Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden* (1966). Susanne Tienken widmet sich dem Neologismus ‚Sternenkind‘ und zeigt, dass dieser „als eine Sinnformgebung zu betrachten“ ist; diese sei „signifikant für eine neue Trauerkultur und einen veränderten Umgang mit Schwangerschaftsverlust und Kindstod“.

Henrik Henriksson untersucht das französische Tempus *Imparfait* und seine Übersetzung ins Deutsche und Schwedische anhand eines Parallelkorpus. Dabei gelangt er zu der Erkenntnis, dass die Tempuswahl in den deutschen und schwedischen Zieltexten „keine entscheidende Rolle zu spielen scheint“; stattdessen werden andere sprachliche Mittel eingesetzt, um die aspektuelle Bedeutung Imperfektivität zu erzeugen. Valéria Molnár widmet sich im Rahmen einer minimalistischen Analyse der Insertion propositionaler Korrelate in komplexen Sätzen des Ungarischen und des Deutschen. Dabei argumentiert sie, dass für die Korrelatininsertion über die jeweiligen Matrixprädikate hinaus auch die kontextuellen Bedingungen (der Fokus- oder Hintergrundcharakter des eingebetteten Satzes) eine entscheidende Rolle spielen.

An der Konferenz und der Entstehung dieses Bandes waren und sind viele Personen beteiligt: Ausgerichtet wurde die Konferenz vom Fach *Tyska* (Deutsch) des Instituts für Sprachen und Literaturen / *Institutionen för språk och litteraturer* der Universität Göteborg; das Fach übernahm auch die Druckkosten des vorliegenden Bandes. Alle Beiträge wurden nach einem Doppelblind-Verfahren, das heißt anonym begutachtet. Sascha Prostka half bei kniffligen Formatierungsfragen im Zuge der Einrichtung der Druckvorlage. Allen Beteiligten, nicht zuletzt auch den Autorinnen und Autoren der Beiträge, sei herzlich für ihr Engagement und die gute Zusammenarbeit gedankt!

Göteborg und Uppsala im April 2015

Magnus P. Ångsal und Frank Thomas Grub

Dessislava Stoeva-Holm

# Darbietung von Wissen und Visionen in der Frühen Neuzeit. Über Zusammenhänge von Kochkunst und tugendhaftem Lebenswandel

## 1 Einleitung

Essen und Trinken sind, wie die Linguisten, Historiker, Kulturwissenschaftler und -anthropologen Alois Wierlacher, Gerhard Neumann und Hans Jürgen Teuteberg betonen, unvertraute Phänomene – und eben deshalb analysebedürftig. Als lebensnotwendige Handlungen prägen sie sowohl den Alltag als auch die Festtage von Sprach- und Kulturgemeinschaften in einem so beträchtlichen Ausmaß, dass Friedrich Nietzsche (1988) Essensordnungen als „Offenbarungen über Kulturen“ charakterisierte und der französische Sozialwissenschaftler Marcel Mauss (1989) das Essen als ein soziales Totalphänomen bezeichnet.<sup>1</sup> Es lässt sich schon in diesen Aussagen erahnen, dass Kochen weit die Grenzen der bloßen Speisezubereitung überschreitet und Vernetzungen mit anderen Bereichen alltäglichen Lebens ermöglichen kann.

Für Linguisten sind diese Grenzüberschreitungen und Vernetzungen vorrangig anhand schriftlicher Quellen, wie es Kochbücher sind, erschließbar. Denn Kochbücher als solche sind als historische Dokumente einzigartig, da in den Texten explizit und implizit unterschiedliche Bereiche des menschlichen Lebens angesprochen werden. In ihnen wird nicht nur darüber berichtet, was gegessen wird und wurde und wie es zuzubereiten war, sondern auch von der Art des Denkens über Speisen, von der Sicht auf Lebensmittel und Hygiene. Dass dabei auch ethisch-moralische Normvorstellungen von stigmatisierungswürdigem oder vorbildlichem sozialem Verhalten in den Vordergrund treten können, scheint jedoch aus heutiger Perspektive befremdlich. Als Grund dafür kann angenommen werden, dass in den meisten heutigen Kulturgemeinschaften diese Normen vorzugsweise in anderen kommunikativen und interaktiven

---

1 Für die Bewertungen der kulturellen Funktion der Küche als einer zentralen Kommunikationsinstitution, wie sie nicht zuletzt von Ethnologen wie Claude Lévi-Strauss (1969) formuliert wurde, hat sich der Begriff *Kulinaristik* etabliert (vgl. auch Wierlacher/Bendix 2008).

Zusammenhängen als im Diskurs der Speisezubereitung ausgehandelt und bewertet werden. Dass aber der Kontext der Speisezubereitung auch dazu genutzt wurde, ethisch-moralische Normvorstellungen zu beleuchten und zu hinterfragen, davon zeugen Thematisierungsspuren in Kochbüchern der Frühen Neuzeit. Begünstigt wird das Aufgreifen moralisch-ethischer Thematik in der frühneuzeitlichen Kochbuchliteratur dadurch, dass es sich hier um „offene Bücher“ handelt, um „flüssige Texte“, in denen unterschiedliche Kompilationstechniken (durch Nebeneinanderstellen und Mischen von Inhalten) zum Einsatz kamen (vgl. Laurioux 1997, S. 40; Ehlert 1997, S. 134; Gloning 2002, S. 522).<sup>2</sup> Das Kochbuch wird somit zum Ort der Wissensdarstellung, wo Erkenntnisse zur gesellschaftlichen, kulturellen und historischen Situation einfließen, ganz im Sinne von Foucault (1974, S. 22). Es wird zum Spiegel eines solchen Wissens, welches von der Gesellschaft und ihrer Mitglieder als Kenntnisse, Erkenntnisse, Bildung, Einstellungen und so weiter anerkannt wird.

Ziel des vorliegenden Beitrags soll deshalb sein, Beobachtungen zur dokumentarischen Kraft von Kochbüchern für Kenntnisse und Wertesysteme anzustellen, in denen es um Verflechtungen von Wissensstrukturen<sup>3</sup> über Speisezubereitung mit Wissen und Normvorstellungen von einem tugendhaften Lebenswandel geht. Insbesondere soll der Frage nachgegangen werden, welche ethischen Wissensformationen in der Mitte des 17. Jahrhunderts als besonders thematisierungswürdig erscheinen und somit als Ausdruck für vorherrschende Normvorstellungen und Zeitgeist gesehen werden können. Antwort auf diese Frage soll das Kochbuch *Stockholmisch Koch-Gesprächs Vortrab* (1644) von Ditlevus Maius geben.<sup>4</sup> Dass Maius' Werk im vorliegenden Beitrag behandelt wird, beruht nicht nur auf der Tatsache, dass es auf Deutsch verfasst worden ist, sondern resultiert auch aus den Überlegungen, dass in der linguistischen Forschung zu Kochbüchern der

- 
- 2 Eine Kochrezeptliteratur im Rahmen der Fachliteratur der Artes setzt erst im Mittelalter in Europa ein, wobei Rezepte oft in Codices mit anderen Texten zusammengebunden wurden. Die Handschriften wurden später auch als Drucke weiter verbreitet. Autoren mittelalterlicher Sammlungen sind meist mehrere Personen: ein Auftraggeber, ein Koch und eventuell ein Schreiber. Es kann auch ein Auftraggeber einen Kompilator mit der Zusammenstellung eines Codex aus vorhandenen Quellen betraut haben. Erst ab dem 16. Jahrhundert schrieben Köche in Eigeninitiative Kochbücher zur Weitergabe ihres Könnens an Berufskollegen oder -anfänger.
  - 3 Unter dem Begriff *Wissen* werden nach Foucault (1992, S. 32) alle Erkenntnisverfahren und -wirkungen verstanden, „die in einem bestimmten Moment und in einem bestimmten Gebiet akzeptabel sind“. Des Weiteren betont er, dass er mit Wissen auf den Prozess ziele, „der das Subjekt einer Veränderung unterwirft“ (ebd., S. 52).
  - 4 Der Text wird im Folgenden unter Angabe der jeweiligen Seite zitiert.

Frühen Neuzeit das Augenmerk hauptsächlich auf die sprachliche Gestaltung der Rezepturen oder auf die Veränderung des Textmusters Rezept gelegt wurde (vgl. Ehlert 1993, Glaser 1996, Habermann 2002), wobei inhaltliche Fragen des menschlichen Essens der ethnologischen Forschung vorbehalten waren. Aus der Perspektive einer kulturbezogenen Linguistik sollen deshalb gedruckte Kochbücher als Artefakte betrachtet werden, die eine Verbreitung von über lange Zeiten hinweg entstandenem Wissen zu kulturellen Normen- und Wertesystemen – weit über Standes-, Landes- und Kulturgrenzen hinaus – ermöglichen.

Um an Wissensformationen heranzukommen, ist es methodologisch vorteilhaft, eine integrative und flexible Mehrebenenanalyse durchzuführen, denn menschliches Wissen ist ein mehrdimensionales Phänomen, das die Untersuchung unterschiedlicher sprachstruktureller Ebenen und Beschreibungsdimensionen erfordert. Deshalb werden neben Gesichtspunkten zur Textgestaltung und -organisation auch Fragen des Wortgebrauchs sowie die argumentative Ebene (methodisch durch Argumentationstoposanalyse) berücksichtigt. In diesem Beitrag geschieht dies in einem ständigen Zusammenspiel von Theorie zur Wissenskommunikation und Dialoggestaltung mit dem Untersuchungsobjekt *per se* (vgl. 3, 3.1 und 3.2). Vom Gesamtwerk ausgehend werden somit Wortschatz und textuelle Phänomene in ihrer seriellen Erscheinungsweise betrachtet, um in einem weiteren Schritt ein Normen- und Wertesystem der Frühen Neuzeit aufzuzeigen. Das Aufdecken von Darstellungsaspekten sprachlicher Äußerungen lässt hierbei die Erfassung der Umstände und Deutung des *Wie* neben die Beschreibung des *Was* treten.

Als das erste in Schweden gedruckte Kochbuch erschien das *Stockholmisch Koch-Gesprächs Vortrab* etwa 150 Jahre nach dem ersten von Peter Wagner in Nürnberg gedruckten Kochbuch *Kuchen maysterey* (1485). Obwohl es in Stockholm herausgegeben wurde, ist es in deutscher Sprache verfasst. Eine zweite Herausgabe des Kochbuchs erfolgte 1647 – auch diese wie die erste beim deutschsprachigen Buchdrucker Peter van Selow. Zwei Faktoren, Sprachwahl Deutsch und Sprachgestaltung in Dialogform, führten dazu, dass das *Stockholmisch Koch-Gesprächs Vortrab* aus den sprachwissenschaftlichen und kulturhistorischen Diskussionen skandinavischer Forscher größtenteils ausgeschlossen wurde. Stellvertretend sollen hier sowohl der Kulturhistoriker Gösta Berg angeführt werden, der 1976 das Kochbuch als „egendomlig bok“ [„seltsames Buch“; meine Übersetzung, D.S.-H.] (1976, S. 2) bezeichnet, als auch Per Erik Wahlund (1990), der in seinen Betrachtungen zum kulturhistorischen Wert des Kochbuchs Folgendes angibt:

Den i dialogform uppställda Stockholmisch Koch-Gespräches Vortrab (1644) av Drottning Kristinas köksmästare Ditlevus Mayer är visserligen sex år äldre och vida innehållsrikare [als *Een lijten Kockebook*; D.S.-H.] men ovedersägligen skriven på tyska. (Wahlund 1990, S. 16)

Das in Dialogform gestaltete Stockholmsch Koch-Gespreches Vortrab (1644) von Königin Kristinas Koch Ditlevus Mayer ist zwar sechs Jahre älter und inhaltsreicher [als *Een lijten Kockebook*<sup>5</sup>], aber unbestreitbar in deutscher Sprache verfasst. [meine Übersetzung, D.S.-H.]

Wie an dem obigen Zitat ersichtlich ist, würdigt Wahlund (1990) zwar den Inhalt des Kochbuchs, räumt diesem jedoch keinen kulturhistorisch relevanten Platz ein, obwohl auf 244 Seiten (Ausgabe von 1644) Konturen eines frühneuzeitlichen Lebensentwurfs gesichtet werden können. Dieser Lebensentwurf ist aus dem Dialog zweier Köchinnen, namens Magd(alena) Schlammers und Martha Hurtig, zu entnehmen, die im Gespräch nicht nur Rezepturen austauschen, sondern auch Gedanken zum menschlichen Verhalten. Im Kontext der Nahrungszubereitung wird somit menschliches Verhalten zeittypisch besprochen, kommentiert und bewertet. Diesem Besprechen, Kommentieren und Bewerten liegen dabei gewisse Denkmuster und mehr oder weniger visionäre Vorstellungen zugrunde, die im Folgenden umrissen werden sollen.

## **2 Kontextueller Hintergrund und textuelle Vernetzungen in Ditlevus Maius' *Stockholmsch Koch-Gesprächs Vortrab* (1644)**

Kochbücher der Frühen Neuzeit sind primär als Gebrauchstexte zu verstehen, die jedoch im Gegensatz zu heutigen Kochbüchern auch anderen Ansprüchen Genüge leisten, wie zum Beispiel der Vermittlung von Wissen innerhalb der Bereiche Religion, Medizin und Heilkunde. Aus ihnen ist somit nicht nur ein kulinarischer Anspruch zu entnehmen, sondern auch oft der Anspruch, kollektives Wissen aus anderen Domänen zu vermitteln, was sowohl den enzyklopädischen Ehrgeiz der Autoren von Kochbüchern in der Frühen Neuzeit spiegelt als auch das integrative Potential der Kochbücher in Erscheinung treten lässt. Nach Habermann sollte jeder Text im Kontext seiner Vorläufer gesehen werden, „so daß die Frage nach der Vorlagenabhängigkeit und Kompilationstechnik von zentraler Bedeutung bleibt“ (Habermann 2002, S. 86). Auch stellt sie fest, dass die Übernahme und Bearbeitung inhaltlicher Blöcke dabei einen „Einblick in die Tradierung und Entwicklung eines sich allmählich etablierenden Textmusterwissens geben“ (ebd.).

So betrachtet sind die Kochbücher der Frühen Neuzeit Ausdruck für das enzyklopädische Bestreben nach größtmöglicher Abdeckung des Themas, was dazu

---

5 *Een lijten Kockebook* (1650) wird im schwedischen Kulturkontext als ältestes gedrucktes Kochbuch angesehen. Diese Rezeptionsweise ist meines Wissens bis zum heutigen Zeitpunkt nicht in Frage gestellt worden.

führte, dass in ihnen Wissen zwar aus zweiter Hand angeboten wurde, dieses jedoch in bestimmten textuellen Strukturen und geordnet präsentiert wurde. Die Ordnungsstrukturen, die den didaktischen Ansprüchen der Autoren entsprangen (und auch als Indikatoren für ein sich etablierendes Textmuster gedeutet werden können), sind unter anderem am Aufbau der Kochbücher oder der Abfolge der Rezepte ablesbar, wie beispielsweise an der Anordnung nach der Quelle der Hauptzutaten, nach dominierenden Speisen, wie zum Beispiel den Suppen, oder wie bei Maius am alphabetisch angelegten Register am Ende des Buches – eine Innovation für Kochbücher aus dem 17. Jahrhundert. Um dem Vollständigkeits-Anspruch eines enzyklopädischen Textes gerecht zu werden, mussten die Autoren größtenteils kompilieren: Somit ist sowohl eine starke Textabhängigkeit vorprogrammiert als auch die Möglichkeit der Textvernetzung, wobei die Textabhängigkeit an den über Jahrhunderte gleichbleibenden Rezepturen ersichtlich ist und die Textvernetzung an dem aus Rezepturen und anderen Textsorten bestehenden Geflecht. Die Textvernetzungen mit ihrer Formenvielfalt und die Verschiedenheit der Funktionen könnten für eine wissenschaftliche Kategorisierung dieser Texte problematisch erscheinen, jedoch ist vielmehr im Sinne einer kulturbezogenen Linguistik (vgl. Linke 2011) davon auszugehen, dass die Wahl einer Form auf die Nutzung verschiedener Sinnpotentiale schließen lässt und Kochbücher gerade aufgrund der differenzierten Inhalte als eine Form von Wissenskommunikation und Selbstverständigung funktionierten.

Auch bei Maius, der im schwedischen Kulturkreis als Leibkoch der Königin Christina tätig war, ist das didaktische und enzyklopädische Bestreben unter dem Aspekt der Systematisierung von Wissen zur Speisezubereitung, Heilkunde, Diät und Hygiene ersichtlich, zusätzlich gepaart mit einem Diskurs über Moral und Ethik. Spuren solcher Vernetzungen von Wissen sind schon ungefähr 50 Jahre zuvor bei Anna Wecker in ihrem *Ein Köstlich new Kochbuch* (1598) zu finden:

Strauben auß Fischrogen.

Njmb den Rogen von einem Hecht / trucke den in einer schüssel / daß er sich durchstreichen läst / treib jhn durch mit einer Erbsbrüh / mache einen Teig mit an / wie einen Straubenteig / mach jhm folgend mit Wein dünne / saltz jhn / thu auch ein wenig Jngwer vnd Saffran darein / bachs wie andere Strauben. Vnd also magstu es auch mit Karpffenrogen mache n/ den aber stoß in einem Mörsel / vnd mach jhn mit mehr Wein dann Erbesbrüh / vnd thu Pfeffer vnd Nägelein darein. *Diß Gebachens aber taug für keinen krancken / es sind nur Essen für dise die zu seltzamen dingen lust haben.* [meine Hervorhebung, D.S.-H.]

Das von Maius im Vorwort angegebene und angestrebte Ziel mit der Herausgabe des Kochbuchs ist, die Kochkunst aus einer wissenschaftlichen Perspektive zu beleuchten. Für die Verhältnisse im 17. Jahrhundert bedeutet dies, aus einer theologischen und medizinischen Perspektive Technologien der Speisezubereitung

darzustellen und zu hinterfragen. Mit diesem Anspruch als Ausgangspunkt wird von ihm ein Gesamtkonzept aufgestellt, bei dem die Lebensaufgabe des frühneuzeitlichen Menschen gezeichnet wird, und zwar Gesundheit und Dinge zu bewahren (was eigentlich genauso wichtig sei, wie sie zu erwerben). Das von ihm dabei verfochtene Konzept ist eher ein prophylaktisches als ein proaktives: 1. „Ein Ding behaltē wie es ist“, 2. „Vorstehendem ubel vorkommen“, 3. „Eingetrungenes ubel vertreiben“ (S. 4).

Im Vorwort verweist Maius nicht nur auf seinen theologisch-medizinischen Ausgangspunkt und seine Sichtweise, was die Kunst des Kochens betrifft (wie aus den einleitenden Worten deutlich wird), sondern auch auf die methodologische Herangehensweise bei der Gestaltung des Kochbuchs. Während er sich bei der konzeptuellen Frage auf das Buch Mose beruft –

Wie nützlich und Notwendich die heylsame Kunst des rechtē Kochens sey / ist nicht nôtig mit vilen Worten zubezeugen. Denn wen wir erst ansehen das wundergeben Himmels und Erden / so ist die *Natur darin nicht anderst als ein Rechter Kock welche von anfanck biß zu ende, das gantze Jahr Durch nicht anders thuet, als Kochen, biß sie zu dieses oder jenes dinges zeitigung gelangt.* Psal, 104, u. 14 (S. 3; Hervorhebung im Original)

– gibt er, als Inspiration für seine methodische Herangehensweise bei der Ausarbeitung des Kochbuchs, ein von ihm gehörtes Gespräch zwischen zwei Köchinnen an, bei dem ihm aufgefallen sei, dass die eine Köchin wohlunterrichtet sei und die andere „nur in das wilde hundert dahin koche“ (S. 9) und es für die allergrößte Kunst ansehe, wenn die Speise gar, gesalzen und nicht angebrannt sei:

weil ich durch ein Gesprächē / so ich von 2. Köchinnen / newlicher zeit gehöret / darzu veranlasset wore / unterwelchen die eine / meines erachtens / gute Natürliche wissenschaft darvon gehabt / die andere aber aus jhre reden an den Tag gegeben / daß sie nur in das wilde hundert dahin koche / und vor die allergrößte Kunst gehalten / wenn die Speise nur gahr / gesalzen und nicht angebrant würde / welches doch sie und alle jhres gleichen / meines erachtens / eben selten treffen werden / so lange sie bey ihrer alten gewohnheit verbleiben / und sich im geringsten nicht unterrichten lassen wollen. (S. 9f.)

Durch die sprachliche Darstellung in Form eines Gesprächs erscheint sein Kochbuch nicht nur als ein singuläres Textprodukt nach etablierten Vorbildern, sondern als ein sprachliches Produkt, das ein sozial mehr oder weniger usualisiertes Gesprächs- und Interaktionsschema zu spiegeln vermag. Für die Art seiner Aufzeichnungen führt Maius an, dass er sich etliche Dialoge gut angehört und das vorliegende Gespräch ohne Hinzufügungen zu Papier gebracht hätte.

Das Vorwort legt den Gedanken nahe, dass Maius ein ausgeprägtes Aufklärungsbestreben hatte, was nicht nur an seiner expliziten Berufung auf den damaligen Wissenschaftsdiskurs, sondern auch an der gewählten dialogischen

Gestaltungsweise ersichtlich ist.<sup>6</sup> Bei der Wissensvermittlung zur Speisezubereitung orientiert sich Maius zwar an der bewährten und gängigen Strategie der mündlichen Tradition, überträgt diese jedoch auf ein anderes Medium, die Schrift.<sup>7</sup> Wie vieles andere menschliche Können wurden nämlich Rezepte und Technologien der Speisezubereitung durch die Jahrhunderte mündlich tradiert, um erst in dem Paradigmenwechsel von Mündlichkeit zu Schriftlichkeit den Status von einigen der ältesten schriftlichen Anweisungen im Bereich der Wissensvermittlung zu erhalten. Den Übergang zur Schriftkultur sieht Walter J. Ong (1982) als Herausforderung für die Autoren, die nach Ausdrucksmöglichkeiten suchten, die physische Kommunikation, das Gespräch mit begleitenden Gesten und Blickkontakt, im Lehrkontext kompensieren zu können. Dazu führt er an:

To make yourself clear without gesture, without facial expression, without intonation, without a real hearer, you have to foresee circumspectly all possible meanings a statement may have for any possible reader in any possible situation, and you have to make your language work so as to come clear all by yourself, with no existential context. The need for this exquisite circumspection makes writing the agonizing work it commonly is. (Ong 1982, S. 104)

Indem Maius' Kochbuch das erste gedruckte seiner Art in Schweden war, konnte er auf keine anderen herausgegebenen schwedischen Vorlagen zurückgreifen, die seiner Orientierung und seinem Aufbau und Gestaltung der Rezeptsammlung dienen konnten.<sup>8</sup> Dagegen bestand die Möglichkeit, Kochbücher aus anderen Kulturkreisen und insbesondere aus dem deutschen zu konsultieren, denn Anfang des 17. Jahrhunderts erschienen in den deutschsprachigen Ländern zahlreiche Kochbücher, oft in mehreren Auflagen (vgl. dazu Wurm 2007, S. 179f.), so dass auch von einer verhältnismäßig gut gesicherten Möglichkeit des Zugriffs ausgegangen werden kann.

### 3 Der Dialog als Rahmen für Wissenskommunikation und als Normvermittler

Maius' dialogische Art der Darstellung zu Zwecken der Wissenskommunikation kann stark an zeittypischen, ‚gelehrten‘ Vorlagen zur Wissenskommunikation angelehnt sein und somit dem zeitgenössischen Genreideal entsprechen. Für

---

6 Maius gibt im Vorwort an, dass er den Dialog in seinem Kochbuch nur wegen der Verständnisabsicherung etwas förmlicher gestaltet hätte (vgl. S. 10).

7 Außer einer zweiten Auflage seines *Stockholmisch Koch-Gesprächs Vortrab* im Jahre 1647 sind keine weiteren Werke von Ditlevus Maius bekannt.

8 Es ist auch nicht zu belegen, inwiefern Maius andere Sprachen als Deutsch beherrschte.

diese Deutung spricht Maius' didaktische Ambition. Die Benutzung der dialogischen Form könnte aber auch das Ergebnis einer bewussten Entscheidung für ein bestimmtes Gestaltungsmittel sein, eine Art Problemlösungsstrategie, um die selbstauferlegte Aufgabe (mit allen zum Vorschein kommenden Schwierigkeiten, wie Ong (1982, S. 104) oben beschreibt) zu meistern. Mit der Wahl des Dialogs wird es Maius möglich, eine faktenorientierte Darstellung zu umgehen, andere Themenbereiche als den der Speisezubereitung aufzugreifen und gleichzeitig das unterhaltende Element im Lese- und/oder Hörerlebnis zu akzentuieren, was sich seinerseits günstig auf Rezeptionsprozesse auswirken kann. Für letztere Deutung spricht das Nichtvorhandensein von Mengen- und Zeitangaben im Kochbuch. Da bei Maius diese Angaben fehlen, könnte festgehalten werden, dass sein Kochbuch in Bezug auf die Speisezubereitung äußerst kontextabhängig angelegt ist, das heißt abhängig von der Erfahrung der Rezipienten im Anwendungsbereich, um nützlich sein zu können. Diese Kontexte wären in diesem Fall Zutaten, Utensilien, Technologien, Einsichten und Vorstellungen, wie das fertige Produkt – die Speise – zu sein hat.

Anders verhält es sich mit der Kontextabhängigkeit der Dialogeinheiten, in denen ethische Normvorstellungen und soziales Verhalten thematisiert werden. Diese sind nicht primär an die Situation in der Küche geknüpft und werden bei Maius im privaten Gespräch in der Öffentlichkeit ausgehandelt. Er inszeniert den öffentlichen Raum als Platz für das Lehrgespräch und die Wissensvermittlung, unabhängig davon, ob es sich um Wissen zur Kochkunst handelt oder um moralisch-ethisches. Die Möglichkeit, sich beraten und belehren zu lassen, wird in beiden Fällen außerhalb der Küche situiert, könnte aber in einer sich praktisch ergebenden Situation wie die der Küche ‚umgesetzt‘ werden.

Neben dem inszenierten Gespräch zwischen den zwei Köchinnen sind dialogische Merkmale auch in der Anrede der Leser zu finden. In dieser Anrede wird von Maius ein gottesfürchtiger und demütiger Ton angeschlagen, wobei aber auch von Pflichten und Gedanken zum Buch die Rede ist. Die Anrede wird dazu benutzt, um Kontakt zum Leser zu schaffen und Maius eigene, bescheidene und demütige Einstellung kundzutun. Auf die geleistete harte Arbeit bei der Zusammenstellung des Buches zu verweisen, wie es zu späteren Zeiten oft der Fall ist, verzichtet er.

### **3.1 Wissen aus Erfahrung und Wissen aus Beschreibung**

Der Dialog als gewähltes Gestaltungsmittel für die Wissenskommunikation lässt deutlich eine Unterscheidung von zwei unterschiedlichen Wissenstypen zu, was schon Anfang des 20. Jahrhunderts von Russell (1911) angesprochen wurde. Er unterteilt diese Wissenstypen in: *Wissen aus Erfahrung* und *Wissen*

*aus Beschreibung*. Ersteres beruhe auf einer unmittelbaren Interaktion zwischen jemandem, der etwas weiß, und dem, worüber etwas gewusst wird. Bei *Wissen aus Beschreibung* wird Wissen ohne eigene Erfahrung geteilt, das heißt, das Wissen wird nicht durch eine unmittelbare kausale Interaktion erlangt.

Bei Maius wird Wissen sowohl in Form der Beschreibung im Dialog dargeboten als auch als *Wissen aus Erfahrung* inszeniert. Der Dialog wird dazu benutzt, Wissen in einer inszenierten Situation sowohl zu kommunizieren als auch zu erzeugen. Hier erscheint das Wissen (im Sinne von *Wissen durch Beschreibung*) jedoch nicht nur als eine konstante Größe, sondern auch als das Resultat der fortlaufenden Aushandlung, Anerkennung und Ablehnung von Erkenntnissen. So sind im Kochbuch sowohl 661 Rezepte (von denen 68 Rezepte zur Zubereitung von Hecht) als verlässliches Fundament angegeben als auch Bereiche, die ausgehandelt werden, wie zum Beispiel Arbeitsschritte und Zubereitungsmethoden, Geschmack und Habitus, die von beiden Köchinnen in Form eines Erfahrungsaustausches thematisiert werden. Um Letzteres zu gewährleisten, situiert Maius die Begegnung beider auf einem Markt – einhergehend mit der Möglichkeit zur Kontaktaufnahme. Zualererst gewährt er der Köchin Martha das Wort. Sie ist diejenige, die das Gespräch einleitet, indem sie ihre Beobachtungsgabe und ihr Mitgefühl mit Magdalena (in der für Magdalena unangenehmen Situation) kundtut:

[Martha] guten Morgen / Magdalen / seid ihr hier / saget mir / was ist euch geschehen.  
Magd: Meine gute Martha: Ja wohl eine guten Morgen / Mein Fisch / Håring / Sallat und  
Fleisch / hätte sich balt all hüpschen mit gebadet; Aber / das meiste das mich so fördreust  
ist / das mich die Leute außlachen in meinem Unglück / wie ich uber Hals und Kopff  
ins Wasser gefallē.

Mart: Dz ist nicht guth meine gute Magdalena, und auch / das ihr so ein Sammelsurium  
durch einander gemenget habt / ihr must euch mit ewrem achter gewandt / Kaffee und  
Virtualien, ur in die Badstub begeben / Aber sehet hier / wie ich meine sachen geordnet  
habe / sehet ihr den Spinath, den hab ich in einen sonderlichem blechern Eymmer / muß  
mir bey Fleisch und Fisch nicht kommen. (S. 11)

Als nächstes kommentiert sie Magdalenas unangemessene Handhabung der Nahrungsmittel und gibt gleichzeitig ein korrektives Bild, wie dies besser zu geschehen habe. *In medias res* wird der Leser in eine Situation versetzt, aus der deutlich hervorgeht, welche Person die ‚wohlunterrichtete‘ ist und somit Deutungsrechte hat und welche die zu beherrschende ist.

Aus der unterschiedlichen sprachlichen Gestaltung der Redebeiträge, die als Mittel der Personencharakterisierung aufzufassen sind, wird sowohl Marthas Bildung – gekennzeichnet von einer elaborierten Ausdrucksweise – als auch Magdalenas Unvollkommenheit ersichtlich, die sich in ihrer restringierten Sprachbehandlung spiegelt:

Martha: In welcher Philosophie habet ihr das Studiret?

Magdalena: Phisephei my hier / Stulpelter my dar? Dieß ist eine alte gute Manier, Ich schra-  
pe erst die Haut davon / oder / habe ich nicht viel Zeit / Und der Rüben vol auff / so schneide  
ichs davon / zerstücke / und wasche sie / und werffe sie also mit auff die Speise. (S. 81)

Mit unter anderem lateinischen Wörtern wie *Victualien*, *Philosophie*, *studieren*, *stratificiret* lässt Maius schon in den ersten Redebeiträgen von Martha Gelehrsamkeit durchblicken. Ihr wird auch größeres Rederecht verliehen, in dessen Rahmen Ansichten über die Ausstattung der Küche und dem Nutzen von Schönheit geäußert werden, gefolgt von Vorschlägen zu kulinarischen Gerichten, durchbrochen mit Ratschlägen zur Hygiene. Des Weiteren reflektiert Martha über herrschende Auffassungen zur Stellung der Kochkunst und Alltagspraktiken bei der Nahrungszubereitung – beides mit einem ausgeprägten Ziel der Wissenskommunikation, verbunden mit dem Element der Belehrung:

Ja / meine liebe Magdalena, Kochen ist zweyerlei: Es wird zwar von geringe Wissenschaft gehalten / weil alle Bawr Mägde waß können. Aber / es ist auch darnach / wird meistentheils so gekochet / daß derselbe / so es geniessen soll / grossen hunger haben muß. (S. 15; Seitenzahl im Original fälschlicherweise mit 51 bezeichnet, D.S.-H.)

Darüber, dass bei der Speisezubereitung ein großes Maß an Technologie und Wissen über die Zutaten notwendig ist, gibt Martha in ihren weiteren Ausführungen Auskunft. Vorangetrieben wird das Gespräch durch die Antwort- und Fragesequenzen von Magdalena, die ihr eher unreflektiertes Handeln und somit ein mangelndes Erfahrungswissen deutlich zur Schau stellen und eine negative Bewertung seitens Marthas nach sich ziehen. Der Dialog zwischen den beiden Köchinnen wird so gestaltet, dass beiden eine aktive Rolle im Gespräch zugeteilt wird, um es mit Hilfe von Frage-Antwort-Sequenzen, Erklärungen, Bewertungen und Vertiefung von Gedankengängen voranzutreiben. Diese Dynamik bei der Gestaltung des Dialogs zwischen den zwei Köchinnen „unterschiedlicher Art“ erreicht Maius, indem er sich einer Anzahl semantischer Prinzipien bedient, wie zum Beispiel der Vagheit, der Wertung und Intensivierung und der „lebenspraktischen Lexikalisierung“ (Schwitalla 1997), bei der sich Alltagspracher im Unterschied zu den hochspezifizierten Begriffsdifferenzierungen in den Wissenschaften an alltagsbezogene, notwendige Bedeutungsdifferenzierung halten. Schwitalla konkretisiert den Begriff der „lebenspraktischen Lexikalisierung“ folgendermaßen:

Nur diejenigen Objekte, Prozesse, soziale Kategorien usw. werden in Worte gefasst und dadurch intersubjektiv bedeutsam gemacht, die für eine Sprachgemeinschaft auch Bedeutung im Sinne von Relevanz haben [...]. Objekte der erfahrbaren Welt werden auf einer mittleren Abstraktionsstufe (basic level categories der Prototypensemantik) begrifflich gefasst.

Es sind Objekte, die wichtig für eine Gesellschaft sind, die Kinder früh kennenlernen und deren sprachlicher Ausdruck ein- oder wenigsilbig sind [sic!]. (Schwitalla 1997, S. 181)

Bei der Gestaltung des Dialogverhaltens benutzt Maius den Aspekt der Vagheit in der Gestaltung der Redebeiträge der zu belehrenden Köchin, um durch Opposition von mehr oder weniger vorhandenen Wissensbeständen seinen didaktischen Anspruch der Wissensvermittlung zu unterstreichen. Hierbei werden Oberbegriffe statt Konkretisierungen, für die das Lexikon genauere Bezeichnungen zur Verfügung stellt, verwendet, wie zum Beispiel das Pronomen *es* in der Äußerung: „Sehet nun / da haben wir es“ (S. 73).

Weitere Beispiele für Vagheit im Gespräch sind die tastenden Versuche von Magdalena für das genaue Bezeichnen eines Redegegenstandes, was oft in Form von mehreren Schüben geschieht: „Phisephei my hier / Stulpelter my dar?“ (S. 81) oder:

Magd. Handtgrepe my hier Handtgrepe my dar / Ich meine / es Sey Handtgreps genug / wann die Speise weder zu mürbe noch zu rohe / weder zu viel noch zuwenig gesaltze [...] Ich thue mein bestes / wollens unser Volck nich essen / so mögen sie es lassen (S. 18f.).

Ein weiteres Beispiel ist die Benutzung eines Allerweltswortes wie *Manier* in diesem Redebeitrag von Martha: „Dieß ist eine alte gute Manier“ (S. 81). *Manier* weist sowohl das Bedeutungsmerkmal Vagheit als auch das Merkmal durch Erfahrung erworbenes, konkretes Wissen auf. In der klaren Kommunikationssituation eines Kochgesprächs besteht kein Zweifel darüber, was mit *Manier* gemeint ist. Zwar tragen auch Passivkonstruktionen und Pronomen anstelle von Substantiven zur Vagheit bei, jedoch wird der Referenzbezug durch implizites Mitverstehen garantiert (vgl. Kindt 1985, S. 107f.): „Es [das Kochen; D.S.-H.] wird zwar von geringe Wissenschaft gehalten / weil alle Bawr Mägde waß können.“ (S. 15; Seitenzahl im Original fälschlicherweise mit 51 bezeichnet, D.S.-H.)

Aus dem Dialog wird deutlich, dass die Aushandlung und Hervorbringung von Wissen Resultat von Auseinandersetzung ist und mit Hilfe von sprachlichen, begrifflichen Fixierungen von Erkenntnis geschieht. Intersubjektives Wissen wird somit nicht im Konsensus produziert, sondern im Widerstreit und in der Praxis des Aussagens selbst.

### 3.2 Ethische Normvorstellungen im Lichte der Wissenskommunikation

Im Kontext eines inszenierten Beratungs- und Belehrungsgesprächs über Rezepturen werden im Kochbuch Auslegungen zu Wissen über die Welt und über ethische Normen miteinander verflochten. Die dialogische Ausgestaltung des Textes ermöglicht es zu sehen, wie Denkmuster und Normvorstellungen nichtadliger sozialer

Schichten ausgehandelt werden konnten (vgl. auch Stoeva-Holm 2014) und somit auch, welches Wissen explizit thematisiert und zu welchem Wissen Zugang gewährt wurde, wer die Wissenskommunikation steuerte und regulierte und wer Befugnisse und Möglichkeiten der Einflussnahme und der Macht hatte. Macht wird bei Maius manifest in potenziell geforderten Handlungen und ist im Sinne von *Wissen aus Beschreibung* in kommunikativen Strukturen verankert (vgl. Spitzmüller/Warneke 2011, S. 43). Ausgehend von einem diätischen Duktus, der der Motivation bestimmter Schritte bei der Zubereitung von Speisen dienen soll, funktionalisiert Maius den Dialog, um erstrebenswerte, tugendhafte Eigenschaften einer Köchin zu besprechen, denn sie soll zeitgemäß und selbstverständlich eine Frau in ihrer Vollkommenheit sein.

Im Dialog werden zusammen mit Technologien der Speisezubereitung auch Einstellungen zur Arbeit, dem Arbeitsaufwand, dem Fleiß und der Faulheit gegenüber ersichtlich:

Martha [...] Nun sagt mirs wie machet ihrs mit Wasser Vogelen.

Magd: Wie so? haben sie nicht alle Federn? Ist nicht ein Vogel so gut als der ander? Ich halte sie alle gleich / stecke sie alle an Spies: gebe tapfer Feuer, dan müssen sie wohl Braten / komts bisweilen / das eins mehr verbrandt ist als das ander / so kann ichs nicht endern / wer hunger hat der isset es wol.

Martha, Das ist nicht recht / meine liebe Magdalena. (S. 174)

Dass dem Fleiß ein besonderer Stellenwert zukommt, wird an weiteren Thematisierungen deutlich:

Martha: Verzeihet mir, liebe Magdalena. Ich sage zwar nicht / daß ihrs seid / aber doch gemeinlich / pfeget solches ein zeichen der Faul / und Unsauberkeit zu seyn. Doch / wo ihr lust zu habet / daß ihr wollet Fisch und Fleisch / in einem topf kochen / so ziehet nach Narmanien, da könnet ihrs lernen / da gebrauchen sie sich dieser manier, und nennen es *Olia Patrida*, wie ich von unseren Gästen gehöret habe. (S. 75)

Das Fremde wird dabei als Hintergrund benutzt, um Laster wie Faulheit und Unsauberkeit anzuprangern. Die stereotypen Vorstellungen, dass andere Völker oder Gruppen von Menschen ‚fauler‘ oder ‚bequemer‘ seien, wie zum Beispiel die Menschen in Narmanien, bauen natürlich auf Vereinfachung, Schematisierung und Generalisierung. Diese Wertungen sind auf dem Hintergrund einer Eigenen (hier jedoch noch nicht nationalen) Perspektive in einer bestimmten Zeit zu sehen und lassen sich oft historisch zurückverfolgen. Wird dem Fleiß eine Vorrangstellung zugeschrieben, erscheint es logisch, dass eine große Anzahl von Thematisierungen mehr oder weniger expressiv vor den Folgen des Faulseins warnt und den Fleiß preist.

Das Fremde wird aber auch dazu benutzt, um auf einen respektvollen Umgang mit Personen aus anderen Kulturkreisen zu verweisen, der Fleiß, Anstrengung und Mühe verlangt:

Martha: Liebe Magdalena [...] bey uns in offener Herberge / da tåglich fremde Gäste kommen / und thewer zehren / die wollen auch davor tractieret seyn / und muß man sich trefflich wol vorstellen / alldieweil man bißweilen wunderliche Köpfe darunter findet / wor von wihr arme Megte Viel anstosse haben müssen / voraus von Reichen Mutter Kindern / die aus Italien / Engelandt / Franckreich / und Niederlandt kommen / wollens alles ein jeder nach seinem Kopfe haben / Diesem ist es zu Saltz / Barsch oder Sawer / Jenem ist es all zu Süsse. Dieser wils auff sein Frantz / Jener auff sein Engelisch / der Dritte auff sein Italiānsch / der Vierte auff sein Böhheimsch / der Fünfte auff sein Pohnisch / der Sechste auff sein Rüssisch / der Siebende auff sein Pommerisch weiß (weiß schier nicht was) haben. (S. 19f.)

Auch zeigt diese Sequenz, dass Essgewohnheiten und Geschmacksausrichtungen im 17. Jahrhundert nicht nur als ein Baustein kultureller Identität aufgefasst wurden, sondern dass Andersartigkeit zwar aus einem bestimmten Rahmen fällt („wunderliche Köpfe“), jedoch toleriert werden sollte. Kulinarisch Fremdes und abweichendes Benehmen wurden leicht diagnostiziert und auch als thematisierungswürdig angesehen, und zwar aus Erstaunen über ein Verhalten und/oder Vorlieben, die sich deutlich von denen unterscheiden, die man als angemessen und richtig ansieht.

Neben der reinen Feststellung, dass sich Ess- und Lebensgewohnheiten unterscheiden können, geht aus dem Dialog aber auch hervor, wie wichtig Bildung ist und welchen Stellenwert Schreiben und Lesen für die persönliche Entwicklung haben, was früh in der Rede von der gebildeten Köchin Martha angeführt wird: „Denn ich weiß, daß ich nimmermehr auslernen kann“ (S. 26). Und die Folgen eines Bildungsdefizits werden mit dem Ziel der Abschreckung thematisiert:

Martha, So / wo bleibet das Gewissen [...] Das pfeget entlich bösen Lohn zu geben / [...] Der aber was gutes glernet / hat nicht nötig / bey schlechten Leuten umb geringen Lohn / zu dienē. (S. 79)

Martha: Einfältige Leute machen einfältige Arbeit / bekommen auch einfältigen Lohn. Unsere Jugend ist kurz; Werden wir in deren Zeit nichts verdienen / so müsten wir im Alter betteln. (S. 78)

Auf welche Denkmuster Bildungsdefizite zurückgeführt werden können, wie diese begründet werden, lässt sich aus den Äußerungen Magdalenas erschließen:

Magd: Daß [Schreiben] habe ich nicht gelernet / [...] / Denn / ob ich wol in meiner Jugent mittel dazu gehabt hätte / war doch keine Lust bey mir / Dazu / so wollte auch meine Mōme solches nicht gestatten / mit vorwendē / es wāhre ein gefährliches Dingk wan die Weibes Personen schreibē können denn / dadurch würden sie verführet / jungen Gesellen Leffel Brieffe zuschreiben. (S. 26)

Es sind Einstellungen wie Lustlosigkeit und moralisch-ethische Überlegungen und Motivierungen, die herangezogen werden. Martha kommentiert diese Aussage, indem sie die Einstellung von Magdalenas Mutter ins Absurdum treibt mit den Worten, dass man, wenn man diesen Gedankengängen folgen würde, keine scharfen Messer benutzen solle, da man mit ihnen morden könne. (Ebd.)

Betrachtet man alle Warnungen und Empfehlungen, die Maius im Dialog verwebt, entsteht der Eindruck, dass innerhalb des Wertesystems eine Art Hierarchie vorhanden ist, innerhalb derer sich hochprioritierte Tugenden identifizieren lassen, indem diese immer wieder zur Sprache kommen. Das gleiche gilt naturgemäß auch für die entsprechenden stigmatisierten Untugenden. Es sind bei Maius die Denkweisen und Einstellungen in Bezug zu: Arbeit (Muße, Faulheit und Unsauberkeit werden stigmatisiert), Normen und Gesetzen (Diebstahl und Veruntreuung werden verworfen), Bildungswerten (Analphabetismus wird verurteilt), Eigenverantwortung (Leichtsinnigkeit wird abgelehnt), Selbstbestimmungsrecht über das eigene Handeln (Hörigkeit wird in Frage gestellt).

Die ersten zwei Bereiche – Einstellung zu Arbeit und Gesetzen, die im Dialog ausgehandelt werden – und die Tugenden Fleiß und Rechtschaffenheit, die in den Vordergrund rücken, scheinen dem Zeitgeist zu folgen. Dagegen erscheinen Streben nach Bildung, Übernehmen von Verantwortung und das Recht zur Selbstbestimmung als etwas Neues, das vom Dialog und im Dialog mitgetragen wird. Die lebensnotwendige Funktion von Ernährung macht es somit möglich, eine Beschreibung unterschiedlicher Bereiche zu erhalten: 1. was gegessen werden kann und wie es zubereitet werden soll, 2. welches medizinisch-diätisches aber auch Weltwissen vorhanden ist und 3. welche gesellschaftlichen Verhaltensnormen zu einer bestimmten Zeit vorzufinden sind. Mit Hilfe der Kochkunst oder in ihrem Lichte vermag Maius einen verbindlichen Tugendkatalog für den Alltag aufzustellen.

Während Maius gestaltungstechnisch Vagheitsindikatoren für die Redebeiträge (vgl. 3.1) funktionalisiert, um die Unterschiede zwischen den zwei Köchinnen zu gestalten und um das Gespräch vorantreiben zu können, benutzt er im Dialog für die Vermittlung von Tugenden stark wertende, übertreibende, dramatisierende Wörter und Wendungen, um Einstellungen und normgerechtes Verhalten zu beleuchten. Diese sprachlichen Formen, die nicht nur den Prozess der Wissenskommunikation untermauern sollen, dienen letztendlich als Anleitungen und Aufforderungen für normgerechtes Verhalten, wie zum Beispiel:

- Allquantoren: „Denn ich weiß, daß ich nimmermehr auslernen kann“ (S. 26);
- explizit wertende Ausdrücke: „Ihr arme Närinne“ (S. 48); „GOtt lob“ (S. 74; Hervorhebung im Original); „Einfältige Leute machen einfältige Arbeit / bekommen

auch einfältigen Lohn“ (S. 78); „Da schlage der Ritt zu / hie ist nicht wol zuhelfen“ (S. 14 [im Druck 41]); „Wie nun zum S. Velten!“ (S. 73);

- Phraseolexeme: „Ich rede vom Winde / so verstehet ihrs vom Wasser / und meinert / es sye gleich guht / wie beides die Mühlen treiben könne“ (S. 74); „Daß war ein Stich der nicht Blutet“ (S. 74); „Es gehöret noch mehr als ein Par rother Schuch zum tanze“ (S. 43); „Aber Eigensinnige Unwissende hoffertige Leute / werffen das Kindt off mit dem Bade aus“ (S. 23).

In argumentativen Gesprächen dient des Weiteren Hyperbolik dazu, die Verfehlung des Anderen zu vergrößern und eigene Art des Denkens und der Handlungen zu beschönigen (Pomerantz 1986). Durch übertreibendes *Ad-absurdum*-Führen des Standpunkts des Anderen wird dieser untergraben:

Martha, der Vorsichtigkeit muß ich lachen! Es ist aber eben so viel / als wan man sagen wollte / mit Messern kann man grossen Mordt verüben / Darumb / so soll mā die Speise mit den Händen oder Zähnen (wie wilde Indianer) zermalmen / lieber /welche blinde Menschen sind doch solche! Welch ein ubertzweg Vorsichtigkeit ist doch das! (S. 26)

Durch die Extremformulierung bekommt die Rede von Martha mehr Dramatik. Bei der Reaktion auf die Gegenposition, dass Bildung gefährlich sei, kippt die Übertreibung in Ironie um: „der Vorsichtigkeit muß ich lachen!“. Im Dialog verwendet Martha Übertreibungen von Sachverhaltsdarstellungen, um die Notwendigkeit ihrer eigenen Auffassungen dringlicher zu machen („Welch ein ubertzweg Vorsichtigkeit ist doch das!“) und um Gegenpositionen anzugreifen („welche blinde Menschen sind doch solche!“). Im Dialog hat die Übertreibung in Bezug auf die Wissenskommunikation von ethischen Normvorstellungen den Effekt, Perspektiven auszudrücken, eine detailreiche Gestaltung zu ermöglichen und, nicht zuletzt, ästhetisierend wirksam zu sein.

## 4 Synthese

Gebrauchsliteratur aus der Frühen Neuzeit kann Aufschluss zu Fragen geben, wie sich der menschliche Alltag oder die Vorstellungen und Visionen davon gestaltet haben. Aus diesen Texten kann auch ersichtlich werden, welche Normen menschlichen Wissens und Handelns hier fokussiert und tradiert wurden. In diesem Lichte wurde auch das Kochbuch *Stockholmisch Koch-Gesprächs Vortrab* (1644) von Maius betrachtet, denn dieses Werk vermittelt nicht nur Wissensformationen über die kulinarische Praxis in der Frühen Neuzeit, sondern kann auch als Lebenswandelberater für die damalige Zeit betrachtet werden. Neben Rezepten werden hier erstrebenswerte, tugendhafte Einstellungen und Verhaltensweisen in einem dialogisch konzipierten Text kommuniziert.

Die dialogische Gestaltungsweise ermöglicht, einen Bezugsrahmen einerseits zwischen Esskultur und andererseits zwischen Wissensstand, Werten und Ordnungen zu schaffen. Das Kochbuch wird somit zum Ort der Wissensdarstellung, wo Erkenntnisse zur gesellschaftlichen, kulturellen und auch historischen Situation mit hineinfließen. Es deshalb nur als Ausdruck des Bestrebens nach Reproduzierbarkeit, Geschmacksgleichheit und Wiedererkennbarkeit von Speisen oder als eine Garantie dafür zu sehen, wäre stark vereinfacht. Mit den vielfältigen Ratschlägen ist es nicht nur eine reine Rezeptsammlung, sondern auch eine Art Sitten- und Anstandsbuch, wo zeitspezifische Tugenden im 17. Jahrhundert wie Fleiß, Rechtschaffenheit, Bildungsdrang immer wieder thematisiert werden und Laster wie Müßiggang, Verschwendung, Verantwortungslosigkeit und Veruntreuung stigmatisiert werden. Somit erhebt Maius' Kochbuch den Anspruch, Konzepte nicht nur für ein gesundes, sondern auch für ein sinnvolles und tugendhaftes Leben zu bieten. Dass im Kochbuch als Teil eines kulinarischen Diskurses moral-ethische Fragestellungen der Frühen Neuzeit aufgeworfen werden können, ist zwar außergewöhnlich, aber durch den zeittypischen vorherrschenden enzyklopädischen Ehrgeiz des Autors nicht befremdlich. Dass jedoch dafür das Muster des Dialogs funktionalisiert wird, scheint zu dieser Zeit eher ein besonderer Kunstgriff in der Gebrauchsliteratur nicht nur in Schweden, sondern auch im deutschsprachigen Raum zu sein.

## Literatur

- Berg, Gösta: Biskop Hans Brasks matordning. Bischof Brasks Speisenordnung. In: *RIG. Tidskrift utgiven av föreningen för svensk kulturhistoria i samarbete med Nordiska museet och Folkklivarkivet Lund* 59 (1971) 1, S. 1–6.
- Blomqvist, Hans: *Mat och dryck i Sverige*. Stockholm 1980.
- Een lijten kockebook, hwarvthinman beskrijfwes, huruledes man allahanda spijs wäl koka och tilrätta kan. Nyttigh för them som gärna hafwa en godh bisen, och intet wilia see på hwadh som ther til hörer, såsom ock icke spara omaket ther til. Nu nyligen förfärdigat, och aff trycket vthgången. Hoos Ignatium Meurer, och fins hoos honom til köps, årh 1650. Stockholm, tryckt och vplagdth hoos Ignatium Meurer, och fins hoos honom til köps, årh 1650.* Stockholm 1650.
- Ehlert, Trude: Zum Funktionswandel der Gattung Kochbuch in Deutschland<sup>4</sup>. In: Wierlacher, Alois; Neumann, Gerhard; Teuteberg, Hans Jürgen (Hgg.): *Kulturthema Essen*. Berlin 1993, S. 319–341.
- Ehlert, Trude: Regionalität und nachbarlicher Einfluß in der deutschen Rezeptliteratur des ausgehenden Mittelalters. In: Teuteberg, Hans Jürgen; Neumann, Gerhard; Wierlacher, Alois (Hgg.): *Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven; Kulturthema Essen*. Band 2. Berlin 1997, S. 131–147.

- Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a.M. 1974.
- Foucault, Michel: *Was ist Kritik?* Berlin 1992.
- Glaser, Elvira: Die textuelle Struktur handschriftlicher und gedruckter Kochrezepte im Wandel. Zur Sprachgeschichte einer Textsorte. In: Große, Rudolf; Wellmann, Hans (Hgg.): *Textarten im Sprachwandel – nach der Erfindung des Buchdrucks*. Heidelberg 1996, S. 225–249.
- Gloning, Thomas: Textgebrauch und sprachliche Gestalt älterer deutscher Kochrezepte (1350–1800). Ergebnisse und Aufgaben. In: Simmler, Franz (Hg.): *Textsorten deutscher Prosa vom 12./13. bis 18. Jahrhundert und ihre Merkmale. Akten zum internationalen Kongress in Berlin, 20. bis 22. September 1999*. Bern u.a. 2002, S. 517–550.
- Habermann, Mechthild: *Deutsche Fachtexte der Frühen Neuzeit. Naturkundlich-medizinische Wissensvermittlung im Spannungsfeld von Latein und Volkssprache*. Berlin, New York 2002.
- Kilian, Jörg: *Historische Dialogforschung*. Tübingen 2005.
- Kindt, Walther: Dynamische Semantik. In: Rieger, Burghard B. (Hg.): *Dynamik in der Bedeutungskonstitution*. Hamburg 1985, S. 95–141.
- Lauriou, Bruno: *Les livres de cuisine médiévaux*. Turnhout 1997 (*Typologie des sources du moyen âge occidental*, 77).
- Lévi-Strauss, Claude: *The raw and the cooked*. New York 1969.
- Linke, Angelika: Signifikante Muster – Perspektiven einer kulturanalytischen Linguistik. In: Wäghäll Nivre, Elisabeth; Kaute, Brigitte; Andersson, Bo; Landén, Barbro; Stoeva-Holm, Dessislava (Hgg.): *Begegnungen. Das VIII. Nordisch-Baltische Germanistentreffen in Sigtuna vom 11. bis zum 13.6. 2009*. Stockholm 2011 (*Stockholmer Germanistische Forschungen*, 74), S. 23–44.
- Maius, Ditlevus: *Stockholmisch Koch-Gesprächs Vortrab / zwischen einer Flämischen und Niedersächsischen Köchin / von Unterscheid der Victualien, Vegetabilien Gewürtzen / Perselen vnd Accidentalien, hiesiger vnd Außländischer / wie selbige recht Ihrer Natur nach zubereiten / wie das Böse geringe verdorbene / für dem Guttten zuerkenne / Nebst einem Discours von dem Bluth essen / Und / was von der Vortrefflichkeit der Vegetabilien, zur Speise / für die Animalien, zu halten sey. Aus natürlichen Gründen genommen / und für diesem also ausgegangen. Durch Dietlevum Maium de Architrclinijis Pharodinum*. Stockholm / Gedruckt bey Peter Van-Selow. Anno M.DC.XLIV. [o.O.] 1644.
- Maius, Ditlevus: *Stockholmisch Koch-Gesprächs Vortrab, zwischen zweyen Küchinnen, von vnterscheidt, Ahrt, Natur vnd eigenschaft, zu auffenthalt Leibes vnd Lebendes, der Victualien, Vegetabilien Gewürtzen, perselen vnd Accidentalien, hiesiger vnd auszländischer, wie dieselbige recht ihrer Natur nach, zubereite,*

- das geringe verdorbene für dem gute zuerkennen vnd zuvnterzuscheiden. Auff guthertziger Leute Begeren zum andern mahl gedruckt, vnd verlegt durch Peter Van Selow. [o.O.] 1647.*
- Mattheier, Klaus J.: Das Essen und die Sprache. Umrisse einer Linguistik des Essens. In: Wierlacher, Alois; Neumann, Gerhard; Teuteberg, Hans Jürgen (Hgg.): *Kulturthema Essen*. Berlin 1993, S. 245–255.
- Mauss, Marcel: Die Gabe. Form und Funktion in archaischen Gesellschaften. In: Mauss, Marcel (Hg.): *Soziologie und Anthropologie*. Band 2. Frankfurt a.M. 1989, S. 11–148.
- Nietzsche, Friedrich: *Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister*. Band 2. 2., bearbeitete Auflage. Berlin, New York 1988 [zuerst: Chemnitz 1878–1880].
- Ong, Walter J.: *Orality and literacy. The technologizing of the word*. London 1982.
- Pomerantz, Anita: Extreme Case formulations: A way of legitimizing claims. In: *Human Studies* 9 (1986) 2–3, S. 219–229.
- Russell, Bertrand: Knowledge by Acquaintance and Knowledge by Description. In: *Proceedings of the Aristotelian Society (New Series)* XI (1911), S. 108–128.
- Schwitalla, Johannes: *Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung*. Berlin 1997.
- Spitzmüller, Jürgen; Warnke, Ingo H.: *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin, Boston 2011.
- Stoeva-Holm, Dessislava: „Diß Gebachens abrt taug für keinen krancken“. Denkmuster, Lebenswandel und Wissenstransfer im Medium des Kochbuchs der Vormoderne. In: Stoeva-Holm, Dessislava; Tienken, Susanne (Hgg.): *Von Köchinnen und Gelehrten, von Adligen und Soldaten. Interdisziplinäre Zugänge zum Erschließen menschlichen Daseins in der Vormoderne*. Uppsala 2014 (*Studia Germanistica Upsaliensia*, 58), S. 55–76.
- Wahlund, Per Erik: *En gammal svensk kokbok: från år 1650 / ånyo utgiven av Per Erik Wahlund*. 3., rev. upp., Stockholm 1990 [zuerst: Stockholm 1962].
- Wecker, Anna: *Ein köstlich new Kochbuch von allerhand Speisen an Gemüsen, Obs, Fleisch, Geflügel, Wildpret, Fischen vnd Gebachens / mit Fleiss beschrieben durch Anna Weckerin*. Amberg 1597.
- Wierlacher, Alois; Bendix, Regina (Hgg.): *Kulinaristik – Forschung – Lehre – Praxis*. Berlin 2008.
- Wurm, Andrea: *Translatorische Wirkung. Ein Beitrag zum Verständnis von Übersetzungsgeschichte als Kulturgeschichte am Beispiel deutscher Übersetzungen französischer Kochbücher in der Frühen Neuzeit*. Frankfurt a.M. 2007; auch online: [http://scidok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2008/1254/pdf/Wurm\\_Translatorische\\_Wirkung.pdf](http://scidok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2008/1254/pdf/Wurm_Translatorische_Wirkung.pdf) [30.04.2015].

Magnus P. Ängsal

# Visionen durch Emotionen schaffen. Eine Analyse emotiv basierter Argumentation im RAF-Manifest *Die Rote Armee aufbauen* (1970)

## 1 Einleitung

Wer eine zutreffende Charakteristik der deutschen 68er-Bewegung und deren Weiterentwicklung der 1970er Jahre sucht, könnte sich dafür die Formel ‚von Visionen zu (Des-)Illusionen‘ überlegen. Begann das „rote Jahrzehnt“ (vgl. Koenen 2001), das heißt die Zeitspanne 1967 bis 1977, in Aufbruchsstimmung und Hoffnungen auf eine bessere, weil gerechtere Welt, so endete es in einer ebenso desillusionierten wie desolaten Stimmung, die maßgeblich durch die Ereignisse des Deutschen Herbsts 1977 geprägt war. Das Fazit dürfte bekannt sein: Allein im Jahr 1977 sind zehn Personen der terroristischen Gewalt durch die Rote Armee Fraktion (RAF) zum Opfer gefallen, und in der Nacht zum 18. Oktober desselben Jahres haben die führenden Akteure Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Jan-Carl Raspe in der Stuttgarter Justizvollzugsanstalt Stammheim Selbstmord begangen (Peters 2007, S. 450ff., S. 844f.).

In diesem Beitrag steht die sprachliche Erzeugung von Visionen durch die RAF unmittelbar nach deren Entstehen auf dem Prüfstand. Konkret soll der Frage nachgegangen werden, wie in ausgewählten Argumenten eines frühen RAF-Manifests Emotivität sprachlich zum Tragen kommt.<sup>1</sup> Als Materialgrundlage dieser als Einzeltextanalyse konzipierten Studie dient *Die Rote Armee aufbauen. Erklärung zur Befreiung Andreas Baaders vom 5. Juni 1970* (Rote Armee Fraktion 1997, S. 24–26), das allererste offizielle Schriftstück der RAF, in dem die neu entstandene, in späteren Schriften als „Stadtguerilla“ bezeichnete Gruppe programmatisch begründet wurde.<sup>2</sup> Als Ausgangspunkt der Analyse dient die Annahme, dass

- 
- 1 Entsprechend einer pragmatischen, handlungsorientierten Sichtweise auf Sprache wird in diesem Beitrag nur anwendungsbedingter Emotivität nachgegangen; Gegenstand der Analyse ist somit der konkrete Sprachgebrauch.
  - 2 Die Bezeichnung *Rote Armee Fraktion* kommt in diesem ersten Text noch nicht vor, sondern wurde erstmals in dem darauf folgenden Manifest *Das Konzept Stadtguerilla* (Rote Armee Fraktion 1997, S. 27–48) vom Mai 1971 verwendet. Um der Einheitlichkeit willen bezeichne ich die Gruppe in diesem Beitrag trotzdem als *Rote Armee Fraktion* bzw. mit der gängigen Kurzform als *RAF*. Auch die Bezeichnung ‚Stadtguerilla‘ kommt

Argumentationsmuster oder Topoi (vgl. dazu einschlägig Wengeler 2003) nicht immer rational oder gar logisch, sondern emotiv gestützt und mitunter emotiv basiert sein können, was weiter unten ausgeführt werden soll.

Der Ansatz dieser Studie, die Argumentationsweise in *Die Rote Armee aufbauen* unter dem Aspekt der Emotivität zu analysieren, begründet sich in der aus neuerer linguistischer Forschung hervorgegangenen Erkenntnis, dass Emotivität kein sprachliches Randphänomen darstellt (vgl. hierzu einschlägig Ortner 2014, Schwarz-Friesel 2007). Ausgehend von einem politolinguistischen Erkenntnisinteresse, politischen Sprachgebrauch zu analysieren (vgl. Niehr 2014), stellt sich die Frage, wie Emotivität in Texten sogenannter terroristischer Gruppen wie der RAF zum Ausdruck gebracht wird bzw. welche Funktionen Emotivität in ihnen haben kann, denn auch terroristische Texte sind durchaus als politische Texte zu verstehen. Daher gilt es in dieser Studie auch, die Textanalyse in einen Kontext terroristischer Kommunikation und Sprachverwendung zu stellen.

Ein weiterer Grund dafür, sich mit *Die Rote Armee aufbauen* zu beschäftigen, liegt in dem Umstand, dass die geschriebenen Texte der RAF nur selten zum Gegenstand sprachwissenschaftlicher Analyse erhoben wurden; häufig wurden sie aber als Vergleichsfolien andersartiger Analysen herangezogen. Ausführlich hat Musolff (1995, 2006) die Terrorismedebatte in der bundesdeutschen Öffentlichkeit besonders unter dem Gesichtspunkt der in den Medien dominanten Denkfigur ‚Bürgerkrieg‘ analysiert, während Steinseifer (2011) der Verbindung von Text und Bild in der Berichterstattung nachgegangen ist. Elter (2008) hat sich mit dem Wechselspiel zwischen der RAF und den Medien beschäftigt, und Gätje (2008) hat die interne Kommunikation unter inhaftierten RAF-Mitgliedern untersucht. Doch bislang stehen linguistische Analysen der RAF-Texte selbst weitgehend aus, mit Ausnahme einer Studie von Bachem (1978), in der das Bekennerschreiben *Erschießung des Generalbundesanwalts Buback. Erklärung vom 7. April 1977* (vgl. Rote Armee Fraktion 1997, S. 267f.) argumentationsanalytisch untersucht wird. Bachem kommt zu dem Schluss, dass die in dem Text entfaltete Wirklichkeitsvorstellung „stark emotiv besetzt [ist] und [...] ein klar umrissenes Feindbild“ (Bachem 1978, S. 67) enthält. Ferner bescheinigt er dem Text „eine hohe demagogisch-persuasive Qualität“ (ebd., S. 78).

Im folgenden Abschnitt (2) werden einige der Analyse zugrunde gelegte theoretische Ausgangspunkte kurz vorgestellt. Sodann (Abschnitt 3) erfolgt die Textanalyse. In dieser Analyse wird der Text zunächst in einem historischen Rahmen

---

zum ersten Mal in der Programmschrift *Das Konzept Stadtguerilla* vor, die mit aller Wahrscheinlichkeit von Ulrike Meinhof verfasst wurde (Gierds 2006).

erfasst, woraufhin einige zentrale Argumente auf ihre Emotivität hin untersucht werden. Die wichtigsten Erkenntnisse finden sich neben einem kleinen Ausblick im letzten Abschnitt (4) zusammengefasst.

## 2 Emotivität in linguistischer und rhetorischer Analyse

In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Sprache ist seit jeher von Gefühlen, Emotionen und Emotivität die Rede, nicht zuletzt in der Rhetorik und in der Erforschung politischer Sprache. So erfasste bereits Aristoteles Logos, Ethos und Pathos als die basalen rhetorischen Elemente und schrieb dabei jedem dieser drei Bestandteile allen rhetorischen Handelns gleiches Gewicht zu. In modernen Ausführungen zu politischer Sprache werden ebenfalls emotive und persuasive Elemente herausgestellt. So stellt etwa Heiko Girnth fest, dass im politischen Sprachgebrauch die Referenz auf Außersprachliches mit so genannter *Nomination*, das heißt mit „stellungsbeziehende[r], wertende[r] Form der Referenz“ (Girnth 2002, S. 56) einhergeht. Bei Dieckmann (1975) wiederum heißt es unter Bezugnahme auf Sprache als Überredung, auf Rhetorik mithin, diese sei von „affektische[n] Redemittel[n]“ (Dieckmann 1975, S. 99) geprägt.

Es stellt sich allerdings die Frage, wie Emotivität sprachlich zum Ausdruck kommt. Fest steht, dass Emotivität sich nicht auf so genannte Gefühlswörter wie etwa *Angst*, *Freude*, *Enttäuschung*, *Glück*, *Liebe* beschränken, sondern darüber hinausgehende sprachliche Spuren erkennen lässt. Damit sind wir auch an eine vorläufige Bestimmung des Phänomens Emotion gelangt:

Emotion ist die komplexe, mehrdimensionale Kategorie im menschlichen Organismus, die als entscheidende Kenntnis- und Bewertungsinstanz fungiert, während Gefühl die seelisch-subjektiv und geistig introspektiv empfundene Realisierung dieser Kategorie ist. (Schwarz-Friesel 2007, S. 86)

Weiter heißt es: „[k]ennzeichnend für emotionale Kenntnisse, Zustände und Aktivierungen ist, dass es sich hierbei um auf innere und äußere Erlebniskomponenten bezogene Bewertungen handelt“ (ebd., S. 48). Gefühle werden demgegenüber als „subjektiv erlebte Bewusstseinszustände mit einem emotionalen, bewertenden Inhalt“ (ebd., S. 78) betrachtet. Sie wären somit erfahrbar, im Gegensatz zu Emotionen, die auch unbewusst sein können; Gefühle könnten daher als erfahrbare Repräsentationen oder Aktualisierungen einer ihnen zugrundeliegenden Emotivität verstanden werden.<sup>3</sup>

---

3 In diesem Zusammenhang ist mit Schwarz-Friesel (2007, S. 43) auf den Umstand hinzuweisen, dass in der Emotionsforschung keinerlei Konsens über den Emotionsbegriff besteht.

Diese Definitionen helfen allerdings wenig, wenn man den Begriff der Emotivität zum Zweck einer linguistischen Analyse operationalisieren möchte. Eine erste grundlegende Unterscheidung ist dabei die zwischen Emotionsthematisierung einerseits und Emotionsausdruck andererseits. Das heißt, dass man in und durch Sprache Emotionen sowohl thematisieren als auch ausdrücken kann, und insbesondere bei dem zweiten Aspekt (dem Emotionsausdruck) stellt sich die Frage, wo im Sprachgebrauch Emotivität zu finden ist und wie sie analysiert werden kann.

Ortner (2014) vertritt in ihrer einschlägigen Arbeit zum Thema Sprache und Emotion den Standpunkt, dass Emotivität sich auf allen sprachlichen Ebenen nachweisen lässt, beispielsweise auf morphologischer, lexikalischer, syntaktischer, textueller wie auch über den Einzeltext hinweg auf diskursiver Ebene. Darüber hinaus können auch para- und nonverbale Zeichen wie Blickverhalten und Mimik emotiv sein. Ortner zufolge soll dabei in einer analytischen Erfassung von Emotivität in Texten das Prinzip gelten, dass Emotivität auf einer höheren Ebene – beispielsweise der textuellen – sich immer unter Bezugnahme auf Emotivität auf mindestens einer untergeordneten Ebene – zum Beispiel der lexikalischen – rekonstruieren lässt.

Macagno und Walton ihrerseits sind der mit Ortners Ausführungen konform gehenden Auffassung, emotive Wörter seien „forms of implicit arguments, and therefore they need to be inquired into by considering the reasoning patterns they trigger“ (Macagno/Walton 2014, S. 260). Das Emotive an Wörtern wird hier somit vordergründig als deren Potenzial gesehen, Argumentationsmuster zu evozieren bzw. auszulösen. Diese Sichtweise soll insofern für die unten stehende Analyse festgehalten werden, als emotive Argumentationen sozusagen als implizit in der Wortverwendung vorhanden zu betrachten sind.

Kurzum: Emotiv gefüllte Zeichen finden sich potenziell auf sämtlichen sprachlichen Ebenen, und zu ihrer Ermittlung bedarf es je nach Erkenntnisinteresse immer andersartiger linguistischer Methoden. In diesem Beitrag soll nun die Rolle von Emotivität in politischer Argumentation untersucht werden, weswegen ein argumentationsanalytischer Rahmen notwendig ist. Zunächst fällt dabei auf, dass in argumentationsanalytischen Ansätzen Emotivität häufig keine zentrale Rolle spielt, so im klassischen Argumentationsanalysemodell von Stephan Toulmin, in dem formale Schlussregeln oder Syllogismen im Vordergrund stehen (vgl. Brinker 2005, S. 79–87). Traditionell ist vor allem in analytisch-philosophischen Ansätzen der Argumentationsanalyse emotiven Argumenten jeglicher Wert abgesprochen worden (vgl. Walton 1992), weil sie der logischen oder sachlichen Richtigkeit nicht gerecht würden; allenfalls würde Emotivität mitverantwortlich für die Argumentation sein.

Wengeler (2003) demgegenüber geht es in seiner diskurslinguistischen Arbeit darum, materielle, das heißt qualitative und nicht nur formale Argumentationsmuster herauszuarbeiten. Die Analyse erfolgt anhand des Einwanderungsdiskurses (1960–1985) in der Bundesrepublik, wobei Wengeler Argumentationsmuster oder Topoi wie den ‚Entwicklungshilfe-Topos‘, den ‚Gefahren-Topos‘ und den ‚Gerechtigkeits-Topos‘ erarbeitet, um nur einige der von ihm analysierten Topoi zu nennen. Obwohl Wengeler's Hauptanliegen nicht darin besteht, Emotivität auf den Grund zu gehen, spielen Emotionen in den von ihm herausgearbeiteten Topoi eine wichtige Rolle. Sehr deutlich lässt sich dies am Beispiel des Gefahren-Topos zeigen, in dem ‚Einwanderung als Gefahr‘ das eigentliche Argument gegen Einwanderung darstellt; erlebte Gefahren wurzeln in Emotionen.

Kienpointner seinerseits stellt in einer Studie zu emotiver Argumentation und Unhöflichkeit („impoliteness“) fest, dass in argumentationsanalytischen Ansätzen emotive Argumente häufig als „fallacies“ („Trugschlüsse“) und „non-cooperative moves“ (Kienpointner 2008, S. 247) kritisiert worden sind. Wie er aber unter anderem anhand politischer Debatten in mündlicher Form zeigt, sind emotiv basierte Argumente an sich weder trügerisch noch nicht-kooperativ. Es liegt unter anderem ausgehend von Kienpointners Überlegungen die Vermutung nahe, dass Emotivität sowohl in der Alltagsargumentation als auch in der politischen Sprache nicht nur eine zusätzliche, sachbezogenen Argumenten untergeordnete Qualität darstellt, sondern dass sie für den argumentativen Vorgang mitunter essentiell ist, dass Emotivität mit anderen Worten sogar das tragende Element der Argumentation sein kann. Diese Annahme soll als Ausgangspunkt für die untenstehende Untersuchung festgehalten werden.

Die Analyse soll nach einer von Walton (1992) erstellten Typologie sechs emotiver Argumentationsmuster erfolgen, anhand derer sich Argumente in konkreten Äußerungen ermitteln lassen. Diese „types of argument“ (Walton 1992, S. 2) stammen allerdings nicht von ihm, sondern finden sich in rhetorischen und argumentationsanalytischen Ausführungen (Forschungsarbeiten, Handbüchern und so weiter) und sind dort häufig als trügerisch, weil argumentativ unangemessen kritisiert worden. Walton untersucht insbesondere die ersten vier in der unten stehenden Liste auf ihre argumentative Angemessenheit in Texten hin und kommt zu dem Schluss, dass sie entgegen etablierten Auffassungen „reasonable and nonfallacious“ (ebd., S. 254) sein können. Emotive Argumente, rühmt er ein, sind zwar verhältnismäßig „weak“ (ebd., S. 1–2), weil sie in logischer Hinsicht kaum Beweise liefern, und können durchaus trügerisch sein. Doch jenseits dieses normativen Aspekts, der Bewertung emotiver Argumente,

besteht kein Zweifel daran, dass sie häufig eingesetzt werden und eine wichtige Rolle zu spielen scheinen.<sup>4</sup>

Folgende Argumentationstypen finden sich in Waltons Typologie:

- *Argumentum ad populum*: Argumente, die auf populäre Vorstellungen, Vorannahmen seitens anderer Bezug nehmen;
- *Argumentum ad misericordiam*: Argumente, die auf das Mitleid abzielen;
- *Argumentum ad baculum*: Argumente, die auf Machtausübung oder Drohungen aufbauen und auf das Auslösen von Angst abzielen;
- *Argumentum ad hominem*: Argumente, die an (behauptete) Charaktereigenschaften von Menschen gerichtet sind;
- *Argumentum ad ignorantiam*: Argumente, die etwas als wahr behaupten, da dessen Gegenteil nicht bewiesen ist;
- *Argumentum ad verecundiam*: Argumente, die auf Respekt vor Autoritäten bauen (ebd., S. 1–6).

Es gilt nun im Folgenden, auf der Grundlage von Waltons Argumenttypologie einige Passagen aus dem Text *Die Rote Armee aufbauen* auf seine emotiven Argumente hin zu untersuchen.

### 3 Analyse

#### 3.1 Der Text im Rahmen terroristischer Kommunikation

*Die Rote Armee aufbauen* lässt sich zunächst als ein deutlich appellativer, argumentativer Text identifizieren, dessen vordergründige Sprachhandlung bzw. Textfunktion die der Überzeugung ist (Brinker 2005, S. 117–125). Es handelt sich mithin um ein politisches Manifest, das die Legitimität der gewaltsamen Befreiung des damals inhaftierten Andreas Baader aus einer Bibliothek in Berlin-Dahlem am 14. Mai 1970 und die Ziele der RAF überzeugend darstellen soll. Darüber hinaus entfaltet der Text zugleich eine performative Wirkung, weil das Öffentlichwerden der RAF erst durch ihn im direkten Anschluss an die Baader-Aktion mit zustande kam: „Diese Aktion [...] gilt als Geburtsstunde der RAF.“ (Elter 2008, S. 108) Nach Kraushaar (2006, S. 151f.) ist *Die Rote Armee aufbauen* somit auch als Gründungsschrift der RAF anzusehen.

Wie Elter (2008, S. 233–260) ausführt, sind die Auswirkungen der RAF auf Medien, Gesellschaft, Politik, Justiz und Kultur in der Bundesrepublik Deutschland

---

4 An dieser Stelle sei betont, dass in dem vorliegenden Beitrag keine sprach- oder argumentationskritische Bewertung wie bei Walton (1992) erfolgt.

erheblich. Auch heute noch wirken die Ereignisse in der und um die RAF nach, nicht zuletzt wegen der seit den Terroranschlägen in New York am 11. September 2001 zunehmenden politischen Aktualität des Phänomens Terrorismus und infolgedessen auch der Auseinandersetzung mit Terrorismus als diskursivem Phänomen. Denn diskursiv ist Terrorismus immer insofern, als terroristische Aktionen *per definitionem* kein beliebiges Gewaltanwenden, kein beliebiges Töten darstellen. Ihr Anliegen ist stattdessen stets die

bewusste Erzeugung und Ausbeutung von Angst durch Gewalt oder die Drohung mit Gewalt zum Zweck der Erreichung politischer Veränderung [...]. Alle terroristischen Taten verwenden Gewalt oder die Androhung von Gewalt. Der Terrorismus ist spezifisch darauf ausgerichtet, über die unmittelbaren Opfer oder Ziele des terroristischen Angriffs hinaus weitreichende psychologische Effekte zu erzielen. (Hoffman 2007, S. 80)

Terrorismus lässt sich mit anderen Worten als ein Kommunikationsmodus oder mit Elter (2008) als eine „Propaganda der Tat“ verstehen. Gerade für die RAF ist diese Sichtweise auf Terrorismus zutreffend, weil die Gruppe neben den vielen Bekennerschreibern und Hungerstreikerklärungen vor allem in den ersten Jahren auch einige theoretisch anspruchsvolle Texte veröffentlichte, die häufig im unmittelbaren Anschluss an Anschläge und Aktionen die Öffentlichkeit erreichten. Die bewusst durch gewaltsames Handeln erzeugte Aufmerksamkeit konnte somit genutzt werden, um politische Botschaften auch in sprachlicher Form zu unterbreiten. Dies war, wie bereits oben bemerkt wurde, bei *Die Rote Armee aufbauen* der Fall. Auch wenn bei der Baader-Aktion keine Person ums Leben kam, erlitt der Institutsangestellte Georg Linke „schwere Schußverletzungen“ (Aust 1997, S. 118). Und nicht zuletzt, weil in den bundesdeutschen Medien der 1970er Jahre der Konflikt zwischen der RAF und dem Staat häufig als ‚Bürgerkrieg‘ verstanden und beschrieben wurde (vgl. Musolff 2006, S. 1183f.), erscheint eine Analyse dieses ersten Programmtexts als sinnvoll, denn bereits in dessen abschließenden Sätzen wird der bewaffnete Kampf proklamiert, der sich im Laufe des Jahrzehnts immer weiter zuspitzen würde: *„Mit dem bewaffneten Widerstand beginnen / Die Rote Armee aufbauen!“* (Rote Armee Fraktion 1997, S. 26; Hervorhebung im Original) Hakemi spricht in einer Analyse linksterroristischer Manifeste unter anderem der RAF sogar von „*textueller Gewalttätigkeit*“ (Hakemi 2008, S. 284; Hervorhebung im Original): Die terroristische Gewalt sei mithin schon durch die gewaltsamen Formulierungen in den Texten mit vorgegeben.

### 3.2 Die Einleitung des Texts

Inwiefern ist *Die Rote Armee aufbauen* emotiv geprägt? Schon im ersten Absatz fällt die Verwendung unumstritten emotiver Lexik auf:

Genossen von 883

es hat keinen Zweck, den falschen Leuten das Richtige erklären zu wollen. Das haben wir lange genug gemacht. Die Baader-Befreiungs-Aktion haben wir nicht den intellektuellen Schwätzern, den Hosenscheißern, den Alles-besser-Wissern zu erklären, sondern den potentiell revolutionären Teilen des Volkes. Das heißt, denen, die die Tat sofort begreifen können, weil sie selbst Gefangene sind. Die auf das Geschwätz der „Linken“ nichts geben können, weil es ohne Folgen und Taten geblieben ist. Die es satt haben! (Rote Armee Fraktion, 1997, S. 24)

Als negativ wertende Personenbezeichnungen seien hier beispielsweise *Schwätzern*, *Hosenscheißern*, *Alles-besser-Wissern* zu nennen; das sind zugleich auch spezifizierende Wiederaufnahmen der Nominalphrase *den falschen Leuten*, mit der solche Personen benannt werden, an die sich die RAF nicht wendet: die Linken, deren „Geschwätz [...] ohne Folgen und Taten geblieben ist“. Gegen Ende dieser zweieinhalbseitigen Programmschrift heißt es: „Ohne die Rote Armee aufzubauen, können die Schweine alles machen, können die Schweine weitermachen: einsperren, entlassen, pfänden, Kinder stehlen, einschüchtern, schießen, herrschen.“ (Ebd., S. 26) In jener bereits zitierten Passage haben wir es deutlich mit einem Fall des *argumentum ad baculum* (Walton 1992, S. 143–189; siehe auch Abschnitt 2 oben) zu tun, weil das Argument letztendlich auf Einschüchterung abzielt: Falls es die Rote Armee Fraktion nicht geben wird, kann die angebliche Repression fortbestehen.

Wie aus den obigen Zitaten ersichtlich wird, wird nicht nur offensichtlich emotiv gefüllte Lexik zum Emotionsausdruck eingesetzt. Auch andere Wörter dienen der textuellen Emotivität, so zum Beispiel das Adjektiv *falschen*, an dem keine besondere Emotivität haftet, das aber in seiner Okkurrenz in der Nominalphrase *den falschen Leuten* in diesem Text zu einer emotiven Einstellung funktionalisiert wird und dem eine Argumentation implizit innewohnt (vgl. Macagno/Walton 2014). Theoretisch ließe sich dieser Schluss unter Rückgriff auf Dietrich Busses bedeutungstheoretischen Ansatz begründen, nach dem die so genannte Bedeutungspotenz von Wörtern „eigentlich eine Potenz der Wortbenutzer ist, dieses Wort aktiv zu ihren (möglicherweise vielseitigen und divergenten) Zwecken einzusetzen“ (Busse 1992, S. 42).

Das argumentative Hauptanliegen des Textes lässt sich so formulieren, dass in ihm 1. die Baader-Befreiungsaktion und 2. das Aufbauen der Roten Armee begründet werden sollen. Beides ist auch paratextuell in der Überschrift enthalten. Bereits in der oben zitierten Einleitung des Textes wird eine wichtige Grundlage für die weitere Argumentation etabliert, und zwar hierdurch: „Es hat keinen Zweck, den falschen Leuten das Richtige erklären zu wollen.“ Diese Aussage liest sich als ein metatextueller Kommentar, der sowohl die Funktion als auch die

idealen Empfänger des Textes definiert. Der Text soll mithin „das Richtige“ erklären bzw. für „das Richtige“ argumentieren. Doch eine solche Argumentation könnte nicht an jeden herangetragen werden, weswegen bestimmte Personen schon vorab als potenzielle Empfänger oder als Kommunikationspartner ausgeschlossen werden. Das sind die „falschen“ Leute, die „intellektuellen Schwätze[r]“, die „Hosenscheiße[r]“, die „Alles-besser-Wisse[r]“.

Das dieser metatextuellen Positionierung zugrunde liegende Argument lautet, es sei nicht lohnend, Personen zu überreden, die anderer Auffassung als die der Roten Armee Fraktion sind: „Das haben wir lange genug gemacht.“ Es wird somit auf Erfahrungen hingewiesen, die allerdings nicht explizit genannt werden (hier darf man bei den damaligen potenziellen Lesern ein gewisses Maß an kontextuellem Vorwissen voraussetzen). An Stelle einer expliziten Nennung eben solcher Erfahrungen treten die oben genannten emotiven Benennungen dieser Personen auf, die, um auf Walton zurückzugreifen, vom Typ *ad hominem* (negative Bewertungen von Charaktereigenschaften dieser Personen) sind. Bei Walton (1992, S. 191) findet sich zudem eine Differenzierung des *ad hominem*-Arguments in vier Unterkategorien. Durch die Verwendung pejorativer Benennungen wie *Schwätzer* und *Hosenscheißer* wird der Untertyp *abusive ad hominem* realisiert, indem „an arguer's character is attacked“ (ebd.).

Demgegenüber seien diejenigen, denen die gewaltsame Befreiung Andreas Baaders erklärt werden kann, die „potentiell revolutionären Teil[e] des Volkes. Das heißt, [die], die die Tat sofort begreifen können, weil sie selbst Gefangene sind.“ Bei dieser für den Text zentralen Aussage haben wir es mit vornehmlich zwei argumentativ zentralen Behauptungen zu tun: erstens, dass die Gefangenen zu den potentiell revolutionären Teilen des Volkes gehören; zweitens, dass die Baader-Aktion nur von Personen verstanden werden kann, die Gefangene sind, und dass eben diesen Personen die Tat erklärt werden soll. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass das Wort *Gefangene* in diesem durch marxistisch-leninistischen Gedankengut geprägten Text wahrscheinlich eine metaphorische Bedeutung entfaltet, so dass damit nicht im wörtlichen Sinne ‚Insassen eines Gefängnisses‘, sondern die im bzw. vom Kapitalismus Unterdrückten gemeint sind. Das Argument lässt sich formal wie folgt paraphrasieren:

- Die Baader-Aktion soll den Personen erklärt werden, die sie sofort begreifen.
- Die Gefangenen können die Baader-Aktion sofort begreifen.
- Um den Personen, welche die Baader-Aktion sofort begreifen, die Tat zu erklären, wird sie den Gefangenen erklärt.

Ist dieses Argument emotiv? Eindeutig zeugen Formulierungen wie „die die Tat sofort begreifen können“ in diesem Kontext von einer positiven Wertung seitens der

Verfasser des Textes. Als emotiv wäre die Argumentation dann zu verstehen, wenn man sie gewissermaßen als einen umgekehrten Fall des *argumentum ad hominem* betrachtet. Wie aus Waltons (1992) Ausführungen ersichtlich wird, bestehen *ad hominem*-Argumente immer in der Zuschreibung negativer Eigenschaften oder Charakterzüge des Gegenübers, doch in diesem Fall werden den potenziellen Empfängern und Sympathisanten aus der Sicht der Verfasser positive Eigenschaften zugeschrieben. Man könnte diese Argumentation daher auch als einen Fall des *argumentum ad populum* erfassen, weil mit ihr den sogenannten Gefangenen – auch allein durch diese Bezeichnung – bestimmte von Seiten der Verfasser als wünschenswert oder populär gesehene Eigenschaften unterstellt werden. Interessanterweise bespricht Walton in seiner Auslegung kritische Einwände, die etwa in Handbüchern zur Logik gegen das *argumentum ad populum* hervorgebracht worden sind. Einer dieser Kritikpunkte besteht in der folgenden Auffassung:

[T]he use of the *ad populum* argument involves an illicit shift from the critical discussion of an issue to a self-interested bargaining or negotiation dialogue that appeals to members of a special interest group while excluding all those who do not belong to that group from the dialogue. (Walton 1992, S. 66; Hervorhebung im Original)

Diese Charakteristik scheint gerade für die bereits zitierte Behauptung aus dem analysierten Text zuzutreffen, zumal deren explizites Anliegen darin besteht, die Zielgruppe zu definieren und sie anzusprechen.

Für die Behauptung allerdings, dass die *Gefangenen* zu den potenziell revolutionären Teilen des Volkes gehören, stellt sich eine ähnliche Analyse als deutlich komplizierter heraus. So geht aus dem Text nicht hervor, ob die Gefangenen deswegen potenziell revolutionär sind, weil sie gerade gefangen sind, ob sie gefangen sind, weil sie potenziell revolutionär sind, oder ob deren Fähigkeit, die Baader-Aktion sofort zu begreifen, sie zu potenziellen Revolutionären macht. Wie auch immer diese Bezüge auszulegen sind, liegt auch dieser Argumentation eine deutlich emotive und bewertende Einstellung den Gefangenen gegenüber zugrunde, das heißt eine Vorstellung davon, wie sie sich politisch verhalten sollten oder müssten. Diese emotive Einstellung geht auf *argumentum ad populum* zurück, mithin auf wünschenswerte Ansichten oder Vorstellungen, die ihnen unterstellt werden.

### 3.3 Begründungen für den Aufbau der RAF

Wenden wir uns abschließend zwei Textstellen zu, die daher wichtig für den Text sind, weil dort die Begründung für den Aufbau der Roten Armee Fraktion stattfindet. Die erste Textstelle (etwa mittig im Text) lautet: „Was heißt: die Konflikte auf die Spitze treiben? Das heißt: sich nicht abschlagen lassen. Deshalb bauen

wir die Rote Armee auf.“ (Rote Armee Fraktion 1997, S. 25) Formal ließe sich diese Passage folgendermaßen darstellen:

- Die ‚Abschlachtung‘ soll verhindert werden.
- Die Rote Armee kann die ‚Abschlachtung‘ verhindern.
- Um die ‚Abschlachtung‘ zu verhindern, wird die Rote Armee aufgebaut.

Wenn als Syllogismus betrachtet, ist das Argument logisch nachvollziehbar. Falls somit die bevorstehende Abschlachtung verhindert werden soll, und falls gerade die Rote Armee Fraktion zu dieser Aufgabe imstande ist, dann ist der Schlusssatz gültig, dass die Rote Armee aufgebaut werden soll.

Doch wie verhält es sich mit den Prämissen im Einzelnen? Wenden wir uns der ersten zu, dass die Abschlachtung verhindert werden sollte. Diese Prämisse dürfte für die meisten Menschen politisch oder moralisch nachvollziehbar gewesen sein, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass eine Abschlachtung stattzufinden drohte. Die der Prämisse zugrundeliegende Präsupposition, dass eine Abschlachtung tatsächlich stattfinde, müsste aber als strittig betrachtet werden. Die Schlussregel, dass gerade die Rote Armee Fraktion solch eine Abschlachtung verhindern könne, müsste allerdings als solche für strittig, bestenfalls für optimistisch gehalten werden, weil zu diesem Zeitpunkt (Juni 1970) keiner wissen konnte, ob die RAF wirklich zu einer Verhinderung einer wie auch immer verstandenen Abschlachtung imstande war. Emotiv ist diese Schlussregel insofern, als man sie als Versprechen einer besseren Zukunft, als den Versuch, beim Empfänger eine Hoffnung zu erwecken, auffasst. Eine solche Hoffnung bei den Unterdrückten zu erwecken, obliege nicht jedem, sondern gerade der revolutionären Vortruppe RAF. Es würde sich demnach um einen Fall von *argumentum ad verecundiam* (Walton 1992, S. 5) handeln, folglich um eine autoritätsgestützte Argumentation.

Eindeutig emotiv ist wie oben genannt die Präsupposition, die in diesem Schema nicht explizit formuliert aber der Prämisse des Syllogismus zugrunde liegt, dass eine Abschlachtung überhaupt stattfindet oder bevorsteht. Diese ist strittig, denn eine systematische Abschlachtung zu dieser Zeit ist nicht belegt, und selbst wenn Belege dafür vorgelegen haben, so werden sie im Text nicht angeführt. Nichtsdestotrotz werden sie wiederholt im Text aufgegriffen, ebenso in den frühen Programmschriften der RAF überhaupt. Dies überrascht kaum, angesichts der Tatsache, dass der Text letztendlich das Ziel verfolgt, die RAF zu begründen, so beispielsweise an dieser prominenten Stelle zum Ende des Textes:

Ohne gleichzeitig die Rote Armee aufzubauen, verkommt jeder Konflikt, jede politische Arbeit im Betrieb und im Wedding und im Märkischen Viertel und in der Plötze und im Gerichtssaal zu Reformismus, d.h.: Ihr setzt nur bessere Disziplinierungsmittel durch, bessere Einschüchterungsmethoden, bessere Ausbeutungsmethoden. Das macht das Volk

nur kaputt, das macht nicht kaputt, was das Volk kaputt macht! Ohne die Rote Armee aufzubauen, können die Schweine alles machen, können die Schweine weitermachen: einsperren, entlassen, pfänden, Kinder stehlen, einschüchtern, schießen, herrschen. Die Konflikte auf die Spitze treiben heißt: Daß die nicht mehr können, was die wollen, sondern machen müssen, was wir wollen. (Rote Armee Fraktion 1997, S. 26)

Wenn diese Passage mit der oben zitierten Begründung für die RAF zusammengesetzt wird, entsteht deutlich das folgende Szenario: Ohne die Rote Armee Fraktion würden die Unterdrückten abgeschlachtet werden. Das eigentliche Argument für die Gründung der RAF in diesem Text besteht somit darin, dass sonst eine Katastrophe anfallen würde. Es stellt einen Fall von *argumentum ad baculum* dar, ein Argument mithin, das in erster Linie auf Einschüchterung und auf das Erwecken von Angst beim Empfänger abzielt: „appeal to fear, and appeal to a threat“ (Walton 1992, S. 150).

#### 4 Abschließende Bemerkungen

Wie werden politische Visionen sprachlich vermittelt oder erzeugt? Nicht selten durch die Inanspruchnahme emotiver Ausdrucksmittel auf beispielsweise lexikalischer, argumentativer und textueller Ebene. In diesem Beitrag wurde der Versuch unternommen, in der Gründungsschrift der Roten Armee Fraktion, *Die Rote Armee aufbauen* (1970), einige textuell zentrale argumentative Passagen unter dem Aspekt der Emotivität zu erfassen. Ausgehend von Waltons (1992) Typologie ließen sich folgende emotive Argumentationstypen belegen: *argumentum ad baculum*, *argumentum ad hominem*, *argumentum ad populum*, *argumentum ad verecundiam*. Dabei konnte die Emotivität auch anhand lexikalischer Mittel nachgewiesen werden. Deutlich wurde auch, dass das Emotive keine für die Argumentation in dem untersuchten Text sekundäre Charakteristik darstellt, sondern vielmehr bestimmend für ebendiese Argumentation ist; die Argumentation ist, wie es im Titel dieses Beitrags heißt, emotiv basiert. Höchstwahrscheinlich würden sich bei einer umfassenderen Analyse des Manifests noch weitere emotive Argumentationstypen identifizieren lassen.

Als besonders interessant erscheinen die Ergebnisse dieser kleinen Analyse vor dem Hintergrund eines weiteren gesellschaftlichen und politischen Kontexts: der linke Terrorismus in der Bundesrepublik der 1970er Jahre. Letztendlich zielten die terroristischen Manifeste dieser Zeit, zu denen *Die Rote Armee aufbauen* durchaus zählt, darauf hin, den Krieg zu erklären (vgl. Hakemi 2008, S. 286). Und obwohl in der Bundesrepublik Deutschland in den 1970er Jahren kein Krieg im eigentlichen Sinne des Wortes ausgefochten wurde, war die tödliche Gewalt verheerend genug, um ein nahezu traumatisches Verhältnis zu den Jahren des Terrorismus

auszulösen (vgl. Ångsal 2014). Im Falle des in diesem Beitrag analysierten Texts erfolgt die Kriegserklärung („[m]it dem bewaffneten Widerstand beginnen“) unter anderem mittels einer Erzeugung von Visionen durch emotive sprachliche Mittel.

Es wäre zu vermuten, dass sich in weiteren RAF-Manifesten Ähnliches zeigen würde. Eine solche Untersuchung steht allerdings noch aus, weshalb eine weitere Beschäftigung mit dieser Fragestellung ein wichtiges Desideratum darstellt, insbesondere angesichts der bisher dominanten Erkenntnisinteressen der linguistischen Terrorismusforschung, die sich nur am Rande den RAF-Texten selbst gewidmet hat. Möglicherweise ließe sich dann auch unter sprach(wissenschaft)lichem Aspekt das Spannungsverhältnis von Emotivität und politischer Rationalität erfassen. Es bleibt zu hoffen, dass der vorliegende Beitrag Denkanstöße in diese Richtung geben kann.

## Literatur

- Ångsal, Magnus P.: Sprechen – Öffentlichkeit – Aufklärung. Zur Sprachkritik im diskursiven Erinnern an die Rote Armee Fraktion anhand des Buches „Stumme Gewalt. Nachdenken über die RAF“ von Carolin Emcke. In: *tekst i dyskurs/Text und Diskurs* 7 (2014), S. 115–135. Online: <http://www.tekst-diskurs.eu/index.php/de/ausgaben/heft-7-2014> [30.04.2015].
- Aust, Stefan: *Der Baader-Meinhof-Komplex*. Erweiterte und aktualisierte Auflage. Hamburg 1997 [zuerst: Hamburg 1985].
- Bachem, Rolf: Sprache der Terroristen. Analyse eines offenen Briefs. In: *Der Deutschunterricht* 30 (1978) 5, S. 61–79.
- Brinker, Klaus: *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. 6., überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin 2005.
- Busse, Dietrich: *Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik*. Opladen 1992.
- Dieckmann, Walther: *Sprache in der Politik. Einführung in die Pragmatik und Semantik der politischen Sprache*. 2. Auflage. Heidelberg 1975.
- Elter, Andreas: *Propaganda der Tat. Die RAF und die Medien*. Frankfurt a.M. 2008.
- Gätje, Olaf: *Der Gruppenstil der RAF im „Info“-System. Eine soziostilistische Untersuchung aus systemtheoretischer Perspektive*. Berlin, New York 2008.
- Gierds, Bernhard: Das „Konzept Stadtguerilla“. Meinhof, Mahler und ihre strategischen Differenzen. In: Kraushaar, Wolfgang (Hg.): *Die RAF und der linke Terrorismus*. Band 1. Hamburg 2006, S. 248–261.
- Girndt, Heiko: *Sprache und Sprachverwendung in der Politik. Eine Einführung in die linguistische Analyse öffentlich-politischer Kommunikation*. Tübingen 2002.

- Hakemi, Sara: Das terroristische Manifest. Die erste Generation der RAF im Kontext avantgardistischer und neo-avantgardistischer Diskurse. In: Klimke, Martin; Scharloth, Joachim (Hgg.): 1968. *Handbuch zur Kultur und Mediengeschichte der Studentenbewegung*. Bonn 2008 [zuerst: Stuttgart 2007], S. 277–288.
- Hoffman, Bruce: *Terrorismus – der unerklärte Krieg*. Bonn 2007.
- Kienpointner, Manfred: Impoliteness and emotional arguments. In: *Journal of Politeness Research* 4 (2008) 2, S. 243–265.
- Koenen, Gerd: *Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977*. Köln 2001.
- Kraushaar, Wolfgang: Entschlossenheit: Dezisionismus als Denkfigur. Von der antiautoritären Bewegung zum bewaffneten Kampf. In: Kraushaar, Wolfgang (Hg.): *Die RAF und der linke Terrorismus*. Band 1. Hamburg 2006, S. 140–156.
- Macagno, Fabrizio; Walton, Douglas: *Emotive Language in Argumentation*. Cambridge 2014.
- Musolff, Andreas: Die Terrorismus-Diskussion in Deutschland vom Ende der sechziger bis Anfang der neunziger Jahre. In: Stötzel, Georg; Wengeler, Martin (Hgg.) *Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin, New York 1995, S. 405–445.
- Musolff, Andreas: Bürgerkriegs-Szenarios und ihre Folgen. Die Terrorismusdebatte in der Bundesrepublik 1970–1993. In: Kraushaar, Wolfgang (Hg.): *Die RAF und der linke Terrorismus*. Band 2. Hamburg 2006, S. 1171–1184.
- Niehr, Thomas: *Einführung in die Politolinguistik. Gegenstände und Methoden*. Göttingen 2014.
- Ortner, Heike: *Text und Emotion. Theorie, Methode und Anwendungsbeispiele emotionslinguistischer Textanalyse*. Tübingen 2014.
- Peters, Butz: *Tödlicher Irrtum. Die Geschichte der RAF*. Frankfurt a.M. 2007 [zuerst: Berlin 2004].
- Rote Armee Fraktion: *Texte und Materialien zur Geschichte der RAF*. Berlin 1997.
- Schwarz-Friesel, Monika: *Sprache und Emotion*. Tübingen, Basel 2007.
- Steinseifer, Martin: „Terrorismus“ zwischen Ereignis und Diskurs. *Zur Pragmatik von Text-Bild-Zusammenstellungen in Printmedien der siebziger Jahre*. Berlin 2011.
- Walton, Douglas: *The Place of Emotion in Argument*. Pennsylvania 1992.
- Wengeler, Martin: *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs*. Tübingen 2003.

Constanze Ackermann-Boström

# „In Deutschland wird nicht gelogen.“ Eine Fallstudie zur sprachlichen Identität einer Spätaussiedlerin in Sprachbiographien

## 1 Einleitung

Spätaussiedler sind Personen deutscher Herkunft aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion und anderen osteuropäischen Staaten. Seit Ende der 1980er Jahre kamen ungefähr drei Millionen Menschen, von denen ungefähr 2,2 Millionen aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion stammen, im Rahmen der Aussiedleraufnahme in die Bundesrepublik Deutschland.<sup>1</sup> Die Zuwanderung von russlanddeutschen Spätaussiedlern stellt somit einen Sonderfall der Migration nach Deutschland dar, der in der englischsprachigen Forschung oft als *ethnic migration* definiert wird. Darunter versteht man Menschen, die oft erst nach mehreren Generationen wieder in die Heimat ihrer Vorfahren ‚zurückkehren‘ (vgl. Tsuda 2003). Eine Besonderheit für Spätaussiedler ist also die Tatsache, dass sie sich bereits vor ihrer Auswanderung als Deutsche in ihren Heimatländern identifiziert haben und ebenso auch von offizieller politischer Seite her als Deutsche angesehen werden (vgl. von Koppenfels 2009). Obwohl viele russlanddeutsche Spätaussiedler oft eine historisch gewachsene Zuneigung zu den Herkunftsländern ihrer Vorfahren entwickelt haben, gestaltet sich die Rückkehr nicht unproblematisch, da sie in ein für sie eigentlich fremdes Land immigrieren (vgl. Tsuda 2009, S. 3).

Der vorliegende Beitrag setzt sich vor allem mit den Ideen und Vorstellungen über die Bundesrepublik Deutschland auseinander, die die Russlanddeutschen sowohl vor als auch nach ihrer Ausreise aus ihren Heimatländern hatten. Zentral ist hierbei das Spannungsfeld von Identität und der „Rückkehr“-Migration der Russlanddeutschen. In Kapitel 2 soll der Frage nachgegangen werden, wie Identität und Spracherleben im Zuge einer sprachwissenschaftlichen Analyse von narrativen Rekonstruktionen untersucht werden können. Danach folgt die Datenanalyse in Kapitel 3. Die Datengrundlage bildet hierbei ein narratives

---

1 Aktuelle Statistiken und rechtliche Bedingungen für die Aufnahme als Spätaussiedler finden sich auf der Internetpräsenz des Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen. Online: <http://www.aussiedlerbeauftragter.de/> [30.04.2015].

Interview mit der Informantin PW,<sup>2</sup> die im Jahre 1954 in Kasachstan geboren wurde.<sup>3</sup> Vor ihrer Übersiedlung nach Deutschland 1997 war sie als Lehrerin tätig. Heute arbeitet sie als selbständige Sozialberaterin in einer Kleinstadt in Sachsen-Anhalt. Die Informantin lebt zusammen mit ihrem Mann. Sie hat zwei erwachsene Kinder, von denen eines bereits eine eigene Familie hat. Der Schwerpunkt der Analyse liegt auf der Frage, wie die Informantin prägende Erlebnisse ihrer eigenen mehrsprachigen Biographie präsentiert und bewertet, wie sie sich selbst als mehrsprachiges Individuum vor und nach der Migration nach Deutschland präsentiert und sich somit auch positioniert.<sup>4</sup> In Kapitel 4 werden die zentralen Ergebnisse zusammengefasst.

## 2 Sprachbiographie, Narration und Identität

Narrative Interviews sind in der Mehrsprachigkeitsforschung eine gängige Untersuchungsmethode, die nicht nur in den Sozialwissenschaften, sondern auch in der Linguistik etabliert ist. Dabei wird das narrative Interview vor allem für biographisch orientierte Untersuchungen verwendet. Als qualitative Erhebungsform ermöglicht das narrative Interview Zugang zur biographischen Selbstdeutung weit über die Grenzen der persönlichen Daten wie Geburtsort und -datum hinaus (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004, S. 9). Vor allem der enge Zusammenhang zwischen Narrativen und Identitätskonstruktionen wird in der Narrationsforschung oft betont: Erzählungen dienen, wie Günthner erklärt, als Ressource, mit deren Hilfe wir uns selbst präsentieren und unsere Identität als soziales Wesen etablieren (vgl. Günthner 2012, S. 67).

Deshalb liegt der Schwerpunkt dieses Beitrages auf der Analyse des Zusammenspiels persönlicher Erfahrungen, die in Erzählungen der bereits oben präsentierten Informantin zum Vorschein kommen. Der analytische Fokus liegt somit auf den sogenannten *small stories*,<sup>5</sup> das heißt Erzählungen im Kleinformat, in denen Ausschnitte der gesellschaftlichen Wirklichkeit, Erfahrungen und Handlungen in alltäglichen Situationen produziert werden und die so als Orte der

---

2 Der Name der Informantin wurde anonymisiert und durch das Kürzel PW ersetzt.

3 Die Transkription des Interviews erfolgt nach GAT 2 (Selting u.a. 2009).

4 Unter Positionierung werden hier sprachliche Handlungen verstanden, mit denen Sprechende in der Interaktion sich selbst und anderen bestimmte Eigenschaften und soziale Kategorien zuordnen (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004).

5 Der Begriff *small stories* wurde von Bamberg und Georgakopoulou (2008) als Gegengewicht zu den ‚größeren‘ Erzählungen in der traditionellen Narrationsforschung vorgeschlagen.

Identitätskonstruktionen angesehen werden können (vgl. Johnstone 1996). Diese rekonstruktiven Erzählungen haben Einfluss auf Gegenwärtiges, indem aktuelle Ereignisse und Perspektiven kommentiert und bewertet werden. Man nutzt im Falle der kleinen Erzählungen somit Sprache, um Vergangenes zu rekonstruieren, Emotionen und Einstellungen bezüglich der vergangenen Ereignisse zu vermitteln und eigene oder auch fremde Identitäten zu konstruieren (vgl. Günthner 2012, S. 66f.). Zugleich veranschaulicht aber auch die Art und Weise der Erzählungen die persönlichen Wertvorstellungen und erlaubt Rückschlüsse auf kulturelle Wertvorstellungen, Interpretationen und Identifikationsprozesse (vgl. Schiffrin 1996, S. 170).

Um diese subjektiven Reflexionen und Einstellungen methodisch erfassen zu können, eignet sich das Instrument der Sprachbiographie, die laut Franceschini als „systematisch gesammelte Dokumente, in denen sich Personen in freier narrativer Form über ihr Verhältnis zu Sprachen äußern“, verstanden werden können (Franceschini 2001, S. 112f.). Sprachbiographien können dabei im Sinne Tophinks (2002) in drei Kategorien aufgeteilt werden, die eng miteinander verwoben sind. Sie können 1. als *erlebte Geschichte* verstanden werden, das heißt als die tatsächliche Geschichte der Sprachpraxis oder des Spracherwerbs. Sprachbiographien können aber auch als 2. *erinnerte Geschichte* verstanden werden. Bei diesen Erinnerungen handelt es sich um kognitive Konstruktionen, die zum Beispiel fragmentarisch vorliegen können. Doch für eine linguistische Analyse müssen Sprachbiographien als 3. *sprachlich rekonstruierte Geschichte* verstanden werden, das heißt, die Sprachbiographie ist eine sprachliche Rekonstruktion, die auf Erinnerungen an beispielsweise Sprachpraxis und Spracheinstellungen basiert und selbst eine sozial-kommunikative Handlung darstellt.

Im Fokus des sprachbiographischen Ansatzes liegen mit anderen Worten das individuelle Erleben von Sprache und Spracheinstellungen, die im Rahmen einer linguistischen Analyse von narrativen Rekonstruktionen persönlicher sprachbezogener Prozesse erforscht werden können. Migrations- und Mehrsprachigkeits-erlebnisse in den Sprachbiographien der russlanddeutschen Spätaussiedler und Spätaussiedlerinnen bilden dabei eine besonders interessante Perspektive, da sie Zugänge zum Sprachbewusstsein und zu sprachlichen Identifikationsprozessen vor und nach der Zuwanderung in die Bundesrepublik Deutschland erlauben.

### 3 Datenanalyse

Im Folgenden sollen Gesprächsausschnitte aus dem narrativen Interview mit der Informantin PW zum Thema Mehrsprachigkeit und Sprachräume näher untersucht werden. Dabei ist vor allem interessant, wie die Informantin ihre soziale

Position aus ihrer individuellen sprachbiographischen Perspektive im Gespräch etabliert und welche sprachliche Positionierungsarbeit im Erzählprozess geleistet wird.

### 3.1 Vorstellungen über Deutschland vor der Migration

Dem ersten Ausschnitt geht eine Passage voraus, in welcher die Informantin über ihre erste Reise nach Deutschland erzählt. Ihre Eltern waren bereits Ende der 1980er Jahre in die Bundesrepublik Deutschland ausgewandert. Als ihr Vater schwer erkrankte, durfte PW ihre Eltern besuchen. Sie musste allerdings alleine reisen, weil ihr Mann und ihre Kinder die Sowjetunion nicht verlassen durften.

Im folgenden Ausschnitt reflektiert die Informantin über die Vorstellungen ihres Vaters über das Leben in der Bundesrepublik Deutschland, die er seiner Familie vor der Ausreise erzählt hat:

- 001 PW: mein VATER der war nie in deutschland vor dem dass wir eingereist sind.  
 002 der hat uns immer SOLche märchen erzählt von ↑dEUTSCHland-  
 003 SELBST für mIch war deutschland ein trAUmland;  
 004 INT: m\_hm.  
 005 PW: er sagte in DEUTSCHland wird nicht gelOgen in deutschland wird  
 nicht gestOhlen;  
 006 °hh das ist ALles so die dEUtschen wissen überhaupt nicht was das  
 ist ein schlüssel haben (.) oder ein schloss in der tür;  
 007 das ist alles OFFen.  
 008 und äh da sind keine dicke LEute nicht;  
 009 INT: ((lacht leicht))  
 010 PW: und ICH ich war da immer so ((lacht)) und naja und die  
 [äh machen immer]  
 011 INT: [((lacht herzlich))]  
 012 PW: was für sIch dass sie ganz (.) schlAnk sind und dass sie sportlich  
 sind.  
 013 wissen sie das war ALles ein märchen.  
 014 das war die VORstellung von äh deutschland bei meinem vATER.  
 015 und als ich zu besuch kam ich sah dass die leute genau so sind wie auch  
 WIR;  
 016 das AUCh solche und solche gibt;  
 017 und das ist ja auch normal das leben kann ja nicht alles positive auf  
 dieser ERde haben.

Bereits mit der ersten Aussage in Zeile 001 grenzt PW die folgende Erzählung ein, indem sie betont, dass ihr Vater vor der endgültigen Ausreise nie in Deutschland gewesen sei. Schon hier macht sie den Zuhörenden deutlich, dass der Vater also über keine eigenen authentischen Erfahrungen verfügte. Schon in der nächsten

Zeile (Z. 002) präzisiert sie dies, indem sie den thematischen Rahmen Märchen explizit anführt. Damit verortet sie zum einen ihre Erzählung als märchenhaftes Genre, das heißt als eine Art Phantasiegeschichte, die der Vater den Kindern erzählt hatte. Zum anderen weiß die Informantin in der Retrospektive auch, dass es sich natürlich um Phantasiegeschichten handelte. Das wird auch an der Betonung in Zeile 002 („SOLche Märchen“) ersichtlich. Die Doppeldeutigkeit der Wendung *Märchen erzählen* wird hier besonders deutlich. Interessant ist die Selbstpositionierung in Zeile 003, in welcher die Informantin zugibt, dass selbst für sie Deutschland ein Traumland gewesen sei. Erst jetzt, nach ihrer Auswanderung, habe sie die Geschichten ihres Vaters als Märchengeschichten auflösen können. Der Begriff *Traumland* (Z. 003) ist hier besonders signifikant, verdeutlicht er doch einerseits eine Vorstellung von einem Land, das unerreichbar ist oder in das man unbedingt einmal reisen will, andererseits aber auch den Topos Traum, mithin etwas, das in der Realität nicht existiert.

Danach rekonstruiert die Informantin die eigentliche Geschichte durch die Redeinszenierung des Vaters (Z. 005–008). Dabei dominieren vor allem drei Themen die Erzählung: Offenheit, Ehrlichkeit und Gesundheit. Der Vater stilisiert Deutschland zu einem nahezu märchenhaften Ort, an denen die Menschen sich einander vertrauen und stets gesund sind. In Deutschland gäbe es keine Schlüssler und keine Türschlösser (Z. 006). In dieser Sequenz führt die Informantin auch eine Kategorisierung durch: sie markiert in Zeile 006 „die DEUTschen“ und grenzt sich durch diese Fremdkategorisierung gleichzeitig von der Gruppe ab. Auch die anaphorische Verwendung von „in Deutschland wird nicht“ in Zeile 005 dient der Abgrenzung und kann auch als eine Art Dichotomie zwischen dem Alltag der Familie in der Sowjetunion und in der Bundesrepublik Deutschland gedeutet werden. Die Stilisierung Deutschlands als Land der Träume wird durch den Vater in der folgenden, nahezu absurden Sequenz noch weiter beschrieben. In Deutschland würden alle Leute schlank sein und sportlich sein (Z. 012). Bereits in Zeile 008 lässt die Informantin den Vater zu Wort kommen, indem er konstatiert: „da sind keine dicke LEUTE nicht“. Auch hier wird die direkte Opposition zwischen der Lebenssituation in der Sowjetunion und dem Leben in Deutschland sichtbar. In Zeile 010 kommentiert die Informantin die Erzählung des Vaters über die „schlanken Deutschen“: „und ICH ich war da immer so ((lacht)) und naja“.

Durch den Wechsel der Erzählerperspektive und der damit verbundenen Akzentuierung erfolgt auch eine Art Dramatisierung. Allerdings bricht die Informantin diese persönliche Erzählung, nämlich dass sie nicht schlank und sportlich gewesen sei, ab und nimmt den Erzählstrang des Vaters wieder auf. In impliziter Opposition wird der gesunde Lebensstil der Deutschen als aktive Sportlerinnen und Sportler inszeniert. Die indirekte Opposition wird auch

durch den erneuten Wechsel der Pronomina in Zeile 010 („die“) und Zeile 012 („sie“) deutlich. Ab Zeile 013 erfolgt die Evaluierung der Geschichte des Vaters. Zunächst konstatiert die Informantin: „das war ALles ein märchen“ (Z. 013). Sie betont in der folgenden Zeile, dass dies die Vorstellungen ihres Vaters gewesen seien, die sie aber nach ihrem Besuch eben als erfundene Geschichten entlarven konnte: „und als ich zu besuch kam ich sah dass die leute genau so sind wie auch WIR“ (Z. 015). Durch die Akzentuierung des Personalpronomens *wir* löst sie auch die vorher thematisierte Opposition auf. Sie verstärkt dies noch in Zeile 016 durch die Aussage: „das AUCH solche und solche gibt;“. Damit deckt sie auch die Erzählungen des Vaters als Phantasiegeschichten auf und löst die Abgrenzung zwischen dem Lebensalltag in der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion gewissermaßen auf. Die abschließende Aussage in Zeile 017 („und das ist ja auch normal das leben kann ja nicht alles positive auf dieser ERde haben“) fungiert nahezu als formelhafte Bewertung der väterlichen Erzählungen durch die Informantin. Derartige Erzählungen können nicht der Wahrheit entsprechen, sondern müssen Phantasiegeschichten sein.

Solche Vorstellungen über die Heimatländer ihrer Vorfahren finden sich häufig in Erzählungen von *ethnic migrants* wie den Russlanddeutschen. Meng (2001, S. 445) spricht von einer Art unkontrollierter und demütiger Bewunderung für Deutschland bei vielen Russlanddeutschen, die sich nach der Auswanderung nicht bestätigen. So bemerkt auch Runblom (2000, S. 10), dass *ethnic migrants* oftmals über eine derartige unrealistische Vorstellung des Heimatlandes verfügen und dass dies zu schwerwiegenden Diskrepanzen bei der Konfrontation mit der Realität führen kann. Tsuda macht diesbezüglich die folgende Beobachtung: „Despite initial expectations that their presumed ethnic affinity with the host society [...] would facilitate their social integration, they are often ethnically excluded as foreigners in their ancestral homelands.“ (Tsuda 2009, S. 3) Hier wird vor allem deutlich, dass die Vorstellungen des Heimatlandes diskursive Konstruktionen sind, die in der Lebensrealität so nicht existieren können. Eine weitere Ursache ist dabei auch die Tatsache, dass Russlanddeutsche durch die Mehrheitsgesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland eben nicht als Deutsche gesehen werden, was zum Teil auch auf zum Beispiel fehlende Sprachkenntnisse zurückzuführen ist (vgl. Meng 2001, S. 444).

### 3.2 Mehrsprachigkeit vor und nach der Migration

Im zweiten Beispiel wird die Sprachbiographie durch die Informantin selbst thematisiert. Vorausgehend fragt die Interviewerin, welche Bedeutung Sprache für die Informantin hat:

- 001 PW: und=äh (.) deswegen mein vater wollte immer dass wir  
 002 unsere MÜttersprache;  
 003 die muttersprache-  
 004 war bei uns schwäbisch-  
 005 INT: hm\_m  
 006 PW: deutsch-  
 007 dass wir sie behalten (.) wenigstens dass wir das gefühl h°  
 008 (0.3) behalten dass wir DEUtsche sind.

In diesem kurzen Ausschnitt wird deutlich, dass sich PW vor ihrer Ausreise nach Deutschland als Deutsche (Z. 008) identifiziert. Sie definiert ihre Muttersprache als „schwäbisch-deutsch“ (Z. 004–006) und betont, dass ihr Vater sich dafür einsetzte, dass innerhalb der Familie Deutsch gesprochen wurde. Die erste Veränderung in der Sprachbiographie von PW setzt mit dem Schulalter ein, wie der folgende Ausschnitt verdeutlicht:

- 001 PW: meine mutter (.) noch morgens denke ich OFT dran als sie mich da zur  
 schule (-) angekleidet hat und äh °h fragte mein kind was ist denn der  
 knopf sagt ich knopka weil viele äh substantive ka haben.  
 002 <<p>knopka sagt sie nie ein wort wie wirst du die russische sprache  
 lernen>?

Die Informantin sprach zu Beginn ihrer Schulzeit kein Russisch und lernte es erst in der Schule. Die hier präsentierte kurze Erzählung beschreibt die Situation vieler Russlanddeutscher. In diesem kurzen dialogischen Ausschnitt lässt PW ihre Mutter zu Wort kommen. Durch diese Fremdpositionierung erfahren wir von den Sorgen der Mutter, dass die Tochter die russische Sprache, die Schulsprache in der Sowjetunion war, nicht erlernen würde. Beim Anziehen in Zeile 001 fragt die Mutter die Tochter Vokabeln ab („mein kind was ist denn der knopf“), um das Erlernen der russischen Sprache zu verbessern. Die Informantin antwortet mit „sagt ich knopka“ (Z. 001) und verstärkt diese Aussage durch die Erklärung „weil viele äh substantive ka haben“ (Z. 001). Danach erfolgt wieder die Rekonstruktion der mütterlichen Stimme, die leise feststellt: „<<p>knopka sagt sie nie ein wort wie wirst du die russische sprache lernen>?“ (Z. 002). Die russische Sprache nimmt jedoch eine immer stärkere Rolle im Leben von PW ein. Dies wird in der folgenden Sequenz, in der die Informantin über ihre Hochschulausbildung spricht, besonders deutlich:

- 001 PW: (0.4) und die hh°=zweite sprache will ich jetzt sagen die-  
 002 für mich eine SEHR grosse rolle  
 003 in meinem leben gespielt hatte das war die russische-  
 004 sprache.  
 005 h° die russische sprAche die ist mir genauso nahe wie auch die deutsche.

- 006 (0.5) °h ich hab meine hochschulbildung und äh=äh-  
 007 °h will ich jetzt sagen (0.3) mein bildung-  
 008 in der russische sprache gemacht.

Die Informantin betont bereits in der ersten Sequenz, dass sowohl die deutsche als auch die russische Sprache eine wichtige Rolle in ihrem Leben spielen. Beide Sprachen stehen ihr sehr nahe (Z. 005). Die russische Sprache, so die Informantin, ist Bildungssprache (Z. 007), während die deutsche Sprache für sie Familiensprache in Kasachstan ist, wie bereits oben konstatiert werden konnte. Hier wird auch zum ersten Mal eine subjektive Perspektive durch die Informantin eingenommen. Während sie zu Anfang (Z. 002–003) noch davon spricht, dass die russische Sprache „eine SEHR grosse rolle“ (Z. 003) in ihrem Leben gespielt hat, beschreibt sie die Bedeutung der russischen Sprache auf einer emotionalen Ebene: „h° die russische sprAche die ist mir genauso nahe wie auch die deutsche.“ (Z. 005). Dieser Wechsel in der emotionalen Beschreibung wird auch durch das anfängliche Ausatmen eingeleitet und signalisiert.

Mit der Auswanderung nach Deutschland verändert sich jedoch diese persönliche Sprachsituation. Dies wird im folgenden Ausschnitt deutlich:

- 001 PW: °h und äh-  
 002 deswegen meine KINder schon=will ich jetzt sagen=die sprechen °h  
 003 bestimm schon besser als die mutter.  
 004 <<leiser> auf deutsch>;  
 005 meine tochter die hat ja AUCH diese aussprAche-  
 006 genau wie auch=äh (-) ICH;  
 007 °h aber mein SOHN (.) der spricht schon;  
 008 °h na will ich jetzt nit sagen=AKzentlos;  
 009 ich=hö:r bei ihm den akZENT nich.

In den Aussagen der Informantin wird offensichtlich, dass PW ihr Deutsch als defizitär ansieht. Ihre Kinder, betont sie in Zeile 002, würden besser sprechen als sie, allerdings hätte die Tochter „ja AUCH diese aussprAche“ (Z. 005) genau wie die Informantin. Sowohl PW als auch ihre Tochter können folglich laut PW als Russlanddeutsche identifiziert werden. Der Sohn allerdings spricht laut der Informantin so, dass sie den Akzent bei ihm nicht höre (Z. 009). So lässt sich konstatieren, dass sich nicht nur die Funktion der von PW verwendeten Varietäten seit dem Umzug nach Deutschland, sondern auch deren Status verändert hat. Während ihr Dialekt in der Sowjetunion die Muttersprache darstellte und zur Manifestierung der Zugehörigkeit zur deutschen Bevölkerung beitrug, stellt er in Deutschland ein Problem dar. Die Informantin spricht dabei von ihrer Aussprache (Z. 009), die sie als Russlanddeutsche innerhalb der deutschen Gesellschaft sichtbar macht.

## 4 Schlussbemerkungen

Anhand der hier vorgestellten Ausschnitte aus einem narrativen Interview mit einer russlanddeutschen Spätaussiedlerin konnte gezeigt werden, wie bestimmte Aspekte der Sprachbiographie durch die Sprecherin selbst thematisiert, rekonstruiert und bewertet werden. Dabei wurde auch verdeutlicht, dass die Sprecherin verschiedene diskursive Praktiken verwendet, um ihre eigene Perspektive auf das Erleben von Mehrsprachigkeit darzustellen und somit auch ihre sprachliche Identität im Kontext der Migration zu positionieren. Im Fokus der Datenanalyse lagen dabei Vorstellungen über das Leben in der Bundesrepublik Deutschland sowie das individuelle Erleben von Sprache und Spracheinstellungen der Informantin vor und nach der Migration. Die vorgestellten Überlegungen belegen zugleich, dass sich ein sprachbiographischer Ansatz eignet, um Konzepte wie Identität und Spracherleben von russlanddeutschen Spätaussiedlern näher zu untersuchen.

## Literatur

- Bamberg, Michael; Georgakopoulou, Alexandra: Small stories as a new perspective in narrative and identity analysis. In: *Text & Talk* 28 (2008) 3, S. 377–396.
- Bauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten. Online: <http://www.aussiedlerbeauftragter.de/> [30.04.2015].
- Franceschini, Rita: Sprachbiographien randständiger Sprecher. In: Franceschini, Rita (Hg.): *Biographie und Interkulturalität. Diskurs und Lebenspraxis*. Tübingen 2001, S. 111–125.
- Günthner, Susanne: Kleine interaktionale Erzählungen als Ressourcen der Fremd- und Selbststilisierung. In: Kern, Friederike; Morek, Miriam; Ohlhus, Sören (Hgg.): *Erzählen als Form – Formen des Erzählens*. Berlin u.a. 2012, S. 65–83.
- Johnstone, Barbara: *The linguistic individual*. Oxford 1996.
- Lucius-Hoene, Gabriele; Deppermann, Arnulf: *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Wiesbaden 2004.
- Meng, Katharina: *Russlanddeutsche Sprachbiographien. Untersuchungen zur sprachlichen Integration von Aussiedlerfamilien*. Tübingen 2001.
- Runblom, Harald: Introduction: Homeland as Imagination and Reality. In: Runblom, Harald (Hg.): *Migrants and the Homeland. Images, Symbols, and Realities*. Uppsala 2000, S. 9–30.
- Schiffrin, Deborah: *Talking Voices. Repetition, dialogue and imagery in conversational discourse*. Cambridge 1996.
- Selting, Margret u.a.: Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10 (2009),

S. 353–402. Online: <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/fileadmin/dateien/heft2009/px-gat2.pdf> [30.04.2015].

Tophinke, Doris: Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht. In: *Bulletin suisse de linguistique appliquée* (2002) 76: *Biografie linguistische – Biographies langagières – Biografias linguisticas – Sprachbiografien*, S. 1–14.

Tsuda, Takeyuki: *Strangers in the Ethnic Homeland: Japanese Brazilians Return Migration in Transnational Perspective*. New York 2003.

Tsuda, Takeyuki (Hg.): *Diasporic Homecomings. Ethnic Return Migration in Comparative Perspective*. Stanford 2009.

von Koppenfels, Amanda Klekowski: From Germans to Migrants: Aussiedler Migration to Germany. In: Tsuda, Takeyuki (Hg.): *Diasporic Homecomings. Ethnic Return Migration in Comparative Perspective*. Stanford 2009, S. 103–132.

Frank Thomas Grub

# Wenn Visionen zu Illusionen werden oder: „Es muß etwas Neues entstehen.“ Zu Christoph Heins Dramen nach 1989<sup>1</sup>

## 1 Einleitung

In seiner vielbeachteten „Diskussionsgrundlage für die Arbeitsgruppe IV ‚Literatur und Wirkung“ stellte Christoph Hein im November 1987 auf dem X. *Schriftstellerkongreß der DDR* fest:

Natürlich, es gibt Aufführungen neuer Dramatik, aber es gibt kein Theater, das sich kontinuierlich für die nationale Dramatik oder einen unserer Dramatiker einsetzt. Das unterscheidet unser Theater vom dem unserer Nachbarländer, und das ist nicht die Schuld unserer Theaterleute. (Hein 1990/1992a, S. 96)

Und weiter heißt es:

Die heutige Zurückhaltung der Bühnen gegenüber der DDR-Dramatik und DDR-Dramatikern hat einen Grund in der immer wieder erfolgten Maßregelung und Zerstörung jener förderlichen Verbindungen zwischen Autor und Theater, die es einmal – nicht generell, aber hier und da – in unserem Land gegeben hat. (Ebd., S. 97)

Bereits elf Jahre zuvor, in einem Interview mit *Theater der Zeit*, hatte Hein erklärt: „Das gegenwärtige Theater ist Schreibanlaß für Prosa.“ (Hein 2004a, S. 97) Im Oktober des ‚Wende‘-Jahres 1989 rief er im Rahmen einer Lesung im *Berliner Ensemble* die Rolle des Theaters als „öffentliches Forum“ in Erinnerung: „Theater war und ist ein öffentliches Forum. Ich glaube, wir hatten das in letzter Zeit alle etwas vergessen. Und ich denke, wir sollten das Theater künftig als öffentliches Forum kräftiger nutzen.“ (Hein 1990/1992b, S. 157)

Diesem – durchaus als visionär zu bezeichnenden – Appell wurde denn auch in vielfältiger Hinsicht gefolgt: Den Theatern dürfte in der Wendezeit neben den Kirchen eine wesentliche Rolle als Forum zugekommen sein – auch wenn dies

---

1 Der vorliegende Beitrag basiert auf einem Vortrag, den der Verfasser am 15.03.2013 im Rahmen der Tagung *Der Systemwechsel 1989 im Theater der DDR und in Polen: Institutionelle und ästhetische Transformationen* an der Uniwersytet Łódzki in Łódź hielt, sowie auf Kapitel 5.5.1 der Dissertation des Verfassers: *Christoph Hein: Die Ritter der Tafelrunde (1989)* (Grub 2003, Band 1, S. 479–484).

vergleichsweise spät geschah. Hein jedenfalls wurde nicht zuletzt auf Grund der zahlreichen Essays und Reden, mit denen er die ‚Wende‘ begleitete, zu einer der prominenteren Gestalten der Jahre 1989/90.

Im Hinblick auf sein eigenes Theaterschaffen in der DDR zog Hein im Oktober 1992 Bilanz im Rahmen seiner Rede bei der Aufnahme in die *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung* in Darmstadt:

Verbote von Inszenierungen meiner Stücke auf der Sollseite, 15 Verbote allein in zwei Jahren, in meinen sozusagen erfolgreichsten damals, auf der Habenseite Manuskripte, aber keine Alimente. An den Theatern gab es für mich nicht mal mehr die geschmähte Hintertür. Ich schrieb Prosa und klopfte damit an anderen Türen an. (Hein 1996, S. 242)

Trotz dieser resigniert klingenden Bilanz schrieb Hein zahlreiche Dramen; und ungeachtet der ebenso zahlreichen Verbote gelang es ihm immer wieder auch aufgeführt zu werden – und dies sowohl im In- als auch im Ausland, nicht zuletzt mit Dramenfassungen seiner Prosawerke; hervorzuheben sind hier *Der fremde Freund* und *Horns Ende*.

In seiner Darmstädter Vorstellung deutet Hein aber zugleich einen Aspekt an, auf den noch zurückzukommen sein wird: das Verhältnis des Prosaautors zum Dramatiker Hein; als dritte Größe ließe sich der Essayist Hein nennen, der sich keineswegs scheut, unbequem zu sein. Lothar Baier stellte 1990 denn auch unter Rekurs auf Peter Hacks fest:

Christoph Hein ist eine Ausnahme, hat Peter Hacks 1982 in seiner Laudatio gesagt: Ein Dramatiker, der auch in der Prosa reüssiert, ein Erzähler, der gute Dramen schreibt; der Laudator hat damals noch nicht wissen können, daß sich in diesem Autor auch ein scharfsinniger Essayist verbirgt. (Baier 1990, S. 7)

Im Rahmen des vorliegenden Beitrags soll zunächst der Frage nachgegangen werden, wie Hein sich selbst als Dramatiker verortet. Im Anschluss werden seine nach 1989 entstandenen Dramen einer genaueren Betrachtung unterzogen, auch um zu klären, ob und ggf. inwiefern die ‚Wende‘ Veränderungen in Heins Dramatik mit sich brachte – ein Prozess, der sich zumindest auf der inhaltlichen Ebene mittels der Kategorien ‚Visionen‘ und ‚Illusionen‘ beschreiben lässt. Beide Begriffe werden hier primär alltagssprachlich verstanden. Eine *Vision* lässt sich demnach verstehen als

- a) *übernatürliche Erscheinung als religiöse Erfahrung* [...];
- b) *optische Halluzination* [...];
- c) *in jmds. Vorstellung bes. in bezug auf Zukünftiges entworfenes Bild* [...]. (DUDEN 1995, S. 3762; Hervorhebungen im Original)

Vor allem der zuletzt genannte Aspekt dürfte im hier interessierenden Zusammenhang relevant sein. Eine *Illusion* kann verstanden werden als

1. *beschönigende, dem Wunschenken entsprechende Selbsttäuschung über einen in Wirklichkeit weniger positiven Sachverhalt [...].* 2. (Psych.) *falsche Deutung von tatsächlichen Sinneswahrnehmungen [...].* 3. *Täuschung durch die Wirkung eines Kunstwerks, das Darstellung als Wirklichkeit erleben läßt [...].* (DUDEN 1994, S. 1677; Hervorhebungen im Original)

Hier dürften vor allem die erste und die zweite Bedeutung relevant sein.

Die Editionssituation ist im Falle Heins ausgesprochen gut: Nachdem der *Aufbau*-Verlag 1990 (Hein 1990) und 1999 (Hein 1999 bzw. 2002) zwei Bände mit Theaterstücken von Hein veröffentlicht hatte, erschienen nach Heins Wechsel zu *Suhrkamp* 2005 sämtliche bis dahin erschienenen „Stücke“, so auch der Untertitel des Bandes (Hein 2005).

## 2 Heins Selbstverständnis als Dramatiker

Gäbe es tatsächlich Attribute, mit denen sich Schriftsteller kurz und knapp charakterisieren ließen, so wäre dies im Falle Heins das des „Chronisten“. Geradezu inflationär wurde diese Bezeichnung verwendet, die – auf die Spitze getrieben in Form des Buchtitels *Chronist ohne Botschaft* (Hammer (Hg.) 1992) – vermutlich häufiger zu Missverständnissen geführt hat als dass sie Quell der produktiven Auseinandersetzung geworden wäre. Vor diesem Hintergrund sei daher noch einmal Hein direkt zitiert, der sich im Gespräch mit Klaus Hammer im Dezember 1991 differenziert zu dieser Zuschreibung äußerte:

Chronist ist für mich ein Homer wie ein Shakespeare wie ein Kafka. Ich benutze das Wort weniger im Sinne des Buchhalters als des wirklichen Chronikschreibers etwa des 14. und des 15. Jahrhunderts, wo die kleinen Fürsten einen Schreiber hatten, der wirklich tagtäglich aufzeichnete, was da passierte, und dies auch mit ein bißchen Rückgrat machte. Er berichtete also auch über Dinge, die nicht berichtet werden sollten. Ich habe ein paar dieser Chroniken gelesen, etwa die des Herzogs Ulrich von Baden-Württemberg. Es ist sehr beeindruckend, wie genau da die freundlichen und die schäbigen Seiten des Fürstentums aufgezeichnet sind. [...] Natürlich, das versteht sich von selbst, gehört dazu noch das Moment der Kunst [...]. (Ebd., S. 12f.)

Chronist sein bedeutet insofern keineswegs ein unpolitisches oder gar unparteiisches Dasein, sondern eine wache Zeitzeugen- bzw. Zeitgenossenschaft. Jene hat direkte Konsequenzen für Heins Verständnis von Dramatik, wie er bereits 1978 im Interview mit *Theater der Zeit* äußerte:

Stücke, die in der Gegenwart geschrieben werden, sind Gegenwartsstücke.

Diese Banalität zu behaupten scheint mir wichtig, da heute ein Gegensatz zwischen sogenannten historischen und gegenwärtigen Stücken konstruiert wird. Ein Stück, das im Jahre 1978 geschrieben wird, äußert sich zu diesem Jahr (und möglicherweise mehr).

Wenn der Stoff dabei in die Historie reicht, so ist dies ein Spezifikum des Genres Theater: Die Bühne arbeitet täglich mit Jahrtausenden, die Gestaltung eines Parteisekretärs kann den Hamlet nicht übergehen, Antigone ist theatergegenwärtig. (Hein 2004a, S. 96f.)

Dennoch wäre es ein Missverständnis, Heins Stücke im engeren Sinne als ‚tagesaktuell‘ zu verstehen: „Mit Tatsachen ist auf der Bühne nicht viel anzufangen; von Interesse ist, was ihnen folgt“ (zit. nach Baier 1990, S. 9), erklärte Hein 1980 anlässlich der Uraufführung seines *Lasalle*-Stückes. Seine Stücke lassen sich demnach als Zeitstücke verstehen, in denen jedoch stets ‚überzeitliche‘ Themen verhandelt werden. Hierfür spricht auch Heins Äußerung von 1986 in seinem *Brief an M.F.* (d.i. Matthias Fontheim), den Regisseur der westdeutschen Erstaufführung von *Schlötel oder Was solls* (1974):

Eure erste Strichfassung reduzierte das Stück auf die (mich langweilenden) Fakten. Der Neuigkeiten wegen wird, denke ich, kein Stück geschrieben oder gespielt. Ein Stück und eine Inszenierung müssen andere Tugenden haben, Tatsachen sind auf der Bühne langweilig. (Nicht die britische Geschichte oder Thronfolge sind es, die unser Interesse an den ‚Lear‘ binden.) (Hein 2004b, S. 125)

Und in einem im November 1986 nach dem Erscheinen von *Horns Ende* mit der polnischen Zeitschrift *Życie Literackie* geführten Gespräch betont Hein:

Die Bühne hat immer, und mehr als andere Genres der Literatur, mit der Geschichte gearbeitet. Es gibt kaum einen Dramatiker, der nicht seine Stoffe auch in der Geschichte sucht. Das beginnt mit der Antike, die kaum Gegenwartsthemen hat. Die Bühne selber verlangt das Spiel, das eben nicht unbedingt in einem zeitgenössischen Thema, in einem zeitgenössischen Sujet zu finden ist. Das zeitgenössische Thema kann ich auch in einem historischen Gewand finden, und möglicherweise leichter finden und mehr der Bühne gemäß. (Jachimczak 1988, S. 57)

Andererseits bedeutet dies, dass der Autor mit vielen Inszenierungen geradezu zwangsläufig unzufrieden sein muss: „Die Gefahren liegen grundsätzlich beim Theater“, so Hein 1991 im Gespräch mit Klaus Hammer, wobei er einräumt: „Es besteht immer auch die Gefahr oder die Möglichkeit, einen *Hamlet* tagesaktuell zu inszenieren. Nicht nur die Gefahr, sondern es liegt auch ein großer Reiz darin. Theater hat eben mit dem jeweiligen Tag zu tun.“ (Hammer (Hg.) 1992b, S. 16; Hervorhebung im Original)

Dass das potentielle oder gar gezielte Missverständnis- bzw. Reduziertwerden durchaus im Sinne des Marketings eingesetzt wird, sei hier lediglich angemerkt. So heißt es in der Frühjahrsvorschau 2013 des *Suhrkamp*-Verlags anlässlich des Erscheinens von *Vor der Zeit*:

Der Romancier Christoph Hein, der unbestechliche Chronist der Gegenwart, der genaue Registrator der Widersprüche innerhalb der DDR, der Aufdecker der Schwachstellen der

gesamtdeutschen Entwicklungen, wendet sich in seinem neuen Erzählwerk den Mythen, den Göttern, den Erzählungen von Taten und Untaten der alten Welt zu. (S. 16)

### 3 **Drohende Umbrüche und deren Konsequenzen: *Die Ritter der Tafelrunde* (1989), *In Acht und Bann* (1999)**

Im März 1989 wurde Christoph Heins dreiaktige „Komödie“ *Die Ritter der Tafelrunde*<sup>2</sup> am Dresdner Staatsschauspiel uraufgeführt. Auf den ersten Blick scheint es naheliegend, direkte Parallelen zwischen Realität und Fiktion zu ziehen, *Die Ritter der Tafelrunde* also als Schlüsselstück, zumindest jedoch als Parabel zu betrachten. Es mag banal erscheinen, doch Vergleiche zwischen Artusrunde und greisem Politbüro sind durchaus angebracht: Wie im Folgenden gezeigt wird, haben sich die alt gewordenen Ritter in ähnlicher Weise disqualifiziert. Hauptthema des Stückes ist der Verlust der sozialistischen Utopie, die im Engeren durch den Gral verkörpert wird und sich als Illusion erweist.

Zentraler Schauplatz ist die „Halle der Artusburg“ (S. 356). Die Ausgangssituation führt die zerbrechende Artusrunde vor: Der Gral ist nicht gefunden worden, das Volk ist verbittert, selbst der Tisch der Artusrunde droht zusammenzubrechen, da sich ein Bein gelöst hat (vgl. S. 365). Kunneware beschreibt diese Situation zunächst im Hinblick auf sich selbst, weitet ihre Beschreibung dann aber auf das ganze Volk aus:

Ich weiß nicht, ob ihr mit diesem Leben zufrieden seid. Ich finde es abscheulich. Ich habe das Gefühl, ich verwelke, ohne je geblüht zu haben. Und keiner, mit dem man sich unterhalten kann. Alle streiten nur oder klagen. Habt ihr hier schon einmal jemand lachen hören? (S. 395f.)

Jeschute betont daraufhin:

Du hast recht, meine Kleine. Es wäre für uns alle tröstlich, wenn unsere Illusionen wenigstens bis zum Grab gereicht hätten. Ich verlange gar nicht, daß der Gral existiert, aber solange ich lebe, sollte man ein bißchen daran glauben können. Diese wunderschöne Seifenblase hätte noch ein wenig halten sollen. Solch ein Irrtum ist nach dem Tod leichter erträglich. (S. 396)

Die Artusrunde leidet an fortgeschrittenem Realitätsverlust; nahezu jegliche Verbindung zwischen ihr und dem Volk ist gerissen. Lancelot liefert später eine

---

2 Ich folge hier dem Kapitel 5.5.1 *Christoph Hein: Die Ritter der Tafelrunde* (1989) (Grub 2003, Band 1, S. 479–484). Die Seitenangaben im laufenden Text beziehen sich grundsätzlich auf die Ausgabe der *Stücke* (Hein 2005).

vernichtende Beschreibung des Verhältnisses zwischen der einst angesehenen Tafelrunde und dem Volk:

Ach, Artus, weißt du denn, daß die Leute da draußen nichts mehr vom Gral und der Tafelrunde wissen wollen? [...] Wenn ich ihnen vom Gral erzählen wollte, spuckten sie aus. Wenn ich vom Artusreich sprach, beschimpften sie mich und warfen mit Steinen nach mir. Sie glauben nicht mehr an unsere Gerechtigkeit und unseren Traum. Verschwinde, riefen sie nur, wir wollen nichts mehr davon hören, das Leben ist schwer genug. Für das Volk sind die Ritter der Tafelrunde ein Haufen von Narren, Idioten und Verbrechern. Weißt du das, Artus? (S. 403)

Schon bald zeichnet sich ab, dass die Bewertung der Gegenwart auch eine Generationenfrage ist. Der Konflikt zwischen Alt und Jung, zwischen denjenigen also, die nach wie vor als Visionäre auftreten und das Auffinden des Grals versprechen, und denjenigen, die desillusioniert sind und nicht (mehr) daran glauben, hat sich zugespitzt.

Der Preis, um den man nach dem Gral gesucht hat, also der Utopie näher zu kommen versuchte, war hoch, fungierte aber zugleich als Legitimation zum Weitermachen. Wie Kunneware, bezieht auch Artus sich auf die Vergangenheit und den nun erfolgten Wandel:

Ja, damals war alles klar und einfach. Wir wußten, was zu tun war. Es war eine Zeit großer und schwerer Kämpfe, in denen viele Ritter ihr Leben ließen. Und doch hat keiner unserer Toten uns irregemacht, wir waren unserer Sache sicher. Die unsterblichen Toten machten uns unverletzlich. So viele Schlachten wir auch zu schlagen, wie viele Entbehrungen wir auf uns zu nehmen hatten, keinen Moment quälte uns ein Zweifel. (S. 405)

Die deutlichsten Vorwürfe erheben Parzival und Mordret. Auch Parzival bezieht sich auf den schwelenden Generationenkonflikt, indem er – hier an Keie gerichtet – feststellt: „Ihr habt die Kinder verschreckt und die Jugend entmündigt. Uneinsichtig habt ihr auf unseren alten Tugenden beharrt. Aber auch Tugend will geprüft sein, sie schimmelt leicht.“ (S. 365) Die notwendig gewesene rechtzeitige Machtübergabe hat also nicht stattgefunden. Mordret bekennt offen, dass er nicht an den Gral glaubt:

Euer Gral ist ein Phantom, dem ihr ein Leben lang hinterhergejagt seid. Ein Hirngespinnst, um das ihr euch die Köpfe blutig geschlagen habt. Sieh dir deine Gralsritter an. Verstörte, unzufriedene, ratlose Greise, die das Leben verklagen. Was, glaubst du, sollte mich dazu bringen, auch so zu werden? (S. 364)

Seine Einschätzung der Situation ist realistisch, denn in der Tat haben die Gralsritter aufgegeben und kehren nach und nach von der Suche heim. Lancelot ist der letzte von ihnen; ihm hat es „die Sprache verschlagen.“ (S. 397; vgl. S. 387, 388f.).

Erst als Artus schließlich eine Sitzung einberuft, redet er und gibt eine Art Grundsatzklärung ab:

Ich habe den Gral gesucht, ich habe ihn nicht gefunden. Ich habe euch nichts zu sagen. [...] Wenn der Gral auf der Welt wär, ich hätte ihn finden müssen. Überall habe ich nach ihm gefragt, aber keiner hat ihn je gesehen. Ich habe alle Kontinente bereist, er ist nicht zu finden. [...] Er ist überhaupt nicht vorhanden. Vielleicht ist er im Verlauf der Zeit zu Staub zerfallen. [...] Oder er ist nicht mehr auf dieser Erde. Oder er ist wirklich nur eine Idee. Unvergänglich, aber nur eine Idee. (S. 397f.)

Der Generationenkonflikt wird demnach auf mehreren Ebenen ausgetragen: Es geht nicht nur darum, dass zwischen Alt und Jung kaum noch eine Verständigung zu erzielen ist, sondern auch um die Frage der grundsätzlichen Fortsetzung der Suche nach dem Gral – und damit um das Festhalten an der Vision. Gawain hat diese Suche bereits vor Lancelot aufgegeben und die Tafelrunde verlassen, um im Kastell Merveille zu bleiben (S. 398), das hier als Alternative zum Gral fungiert.

Jeschute gibt zu, niemals an den Gral geglaubt zu haben (vgl. S. 394). Sie weist allerdings auf die Konsequenzen hin, die die Aufgabe der Suche haben kann, und spricht damit die Befürchtung aller aus: „Plötzlich tut sich ein Loch auf, riesig und bodenlos, und wir werden fallen und fallen und fallen.“ (S. 395) Ein Eingestehen des Versagens dem Volk gegenüber könnte also schlimme Folgen haben: Erstens würde es zum Verlust nicht nur des Gesichts, sondern zugleich der Macht führen, zweitens existiert kein brauchbarer Gegenentwurf zum Gral. Es entstünde ein Machtvakuum, einhergehend mit einem vollständigen Verlust der Vision und damit auch der Zukunftsperspektive. Beides wäre nicht im Interesse der Artusrunde.

Artus' Hoffnungen richten sich in erster Linie auf seinen Nachfolger Mordret, den er ausdrücklich auffordert, weiter nach dem Gral zu suchen. Dabei versucht er sich auf den Fortschritt zu beziehen, muss aber zugleich sein eigenes Scheitern eingestehen:

Alles hat sich verändert. Und das ist gut so. Es muß etwas Neues entstehen. Dann werden wir dem Gral zum Greifen nahe sein. Und wir werden über uns lachen, über unsere Verzweiflung, über unsere Blindheit. Wir werden nicht verstehen können, warum wir heute ratlos beieinander saßen. [...] *nachdem Parzival abgegangen ist*: Ja, Parzival, wir sind gescheitert. Aber wenn der Gral für uns unerreichbar wurde, müssen wir nach anderen, nie gesehenen Wegen suchen, um zu ihm zu gelangen. (S. 405; Hervorhebung im Original)

Am Ende des Stücks bleibt Artus mit seinem Sohn allein. *Die Ritter der Tafelrunde* endet offen:

ARTUS: Ich habe Angst, Mordret. Du wirst viel zerstören.  
MORDRET: Ja, Vater. (S. 407)

In diesen letzten Sätzen kann eine Vorausdeutung auf eine möglicherweise kommende Revolution gesehen werden, zumindest aber auf Veränderungen, die mit der Zerstörung des Althergebrachten einhergehen. In diesem Sinne würde eine ‚Wende‘ vorweggenommen, zumal die in *Die Ritter der Tafelrunde* dargestellten Zustände – insbesondere im Hinblick auf eine greise und nahezu manövrierunfähige Regierung – durchaus denjenigen in der DDR am Ende der achtziger Jahre ähneln: Der Verfall des Mythos um König Artus wird in Parallele gesetzt zum Verfall der sozialistischen Utopie; insofern lässt sich von einem Prozess der Desillusionierung sprechen. Ein sinnvolles Handeln findet kaum mehr statt, die alten Strukturen werden dennoch aufrechterhalten. Hinzu tritt ein drohender Kollaps des Ökosystems; Ginevra berichtet:

Ist das nicht schrecklich. Hier steht, die Wissenschaft stimmt darin überein, daß auf unserem Kontinent in vierzig Jahren kein Wald mehr existieren wird. Diese Entwicklung ist nicht zu korrigieren. Der Zustand der Wälder ist bereits so verheerend, daß heute nichts mehr dagegen zu tun ist. Das ist gar nicht vorstellbar. [...] Wie könnt ihr das so gelassen hinnehmen? Es kümmert euch nicht. Aber in vierzig Jahren werden sich die Leute fragen, warum wir nicht aufgeschrien haben vor Entsetzen. (S. 383)

Die Dramatik dieser Ereignisse dürfte die dargestellte, vergleichsweise abstrakte Verhandlung ideologischer Fragen in ihrer Bedeutung relativieren.

Bis kurz vor der Uraufführung, die eigentlich für den 24. März 1989 im *Kleinen Haus* des *Dresdner Staatsschauspiels* vorgesehen war, gab es offenbar Auseinandersetzungen darüber, ob das Stück tatsächlich der Öffentlichkeit gezeigt werden sollte. Die Premiere fiel schließlich aus, das Stück wurde aber dennoch mehrmals in sogenannten ‚Voraufführungen‘ gezeigt. Die offizielle Uraufführung fand erst am 12. April statt. In den wenigen Besprechungen, die in der DDR erschienen, wurde die aktuelle gesellschaftspolitische Dimension des Stückes weitgehend ausgeblendet (vgl. Klunker 1989, S. 24).

Wie bereits erwähnt, lässt sich *Die Ritter der Tafelrunde* als Schlüsselstück lesen, wobei Hein sich allerdings im September 1990 – im Rahmen einer „Diskussion mit [...] den Schöpfern des Fernsehfilms ‚Die Ritter der Tafelrunde‘ nach der Voraufführung in der Akademie der Künste zu Berlin“ – explizit von einer solchen Lesart distanzierte:

Wir sollten von einem Missverständnis wegkommen: Weder beim Schreiben 1985/86 noch bei der Theateraufführung habe ich an ein Stück über die DDR gedacht, das hätte mich, mit Verlaub gesagt, gelangweilt. Es ist kein Honecker-Mielke-Stück. (Hammer (Hg.) 1992a, S. 226)

Bereits in seinem *Brief an Sara*, *New York* hatte Hein sich explizit gegen die Schweizer Inszenierung verwahrt; am „Sonntag, 19. November“ 1989 notiert er:

Am Vormittag eine Lesung mit anschließendem Gespräch im Schweriner Theater. Am Abend im gleichen Haus die Premiere der *Ritter der Tafelrunde*. Der Regisseur hat das Stück mit aktuellen Bezügen und Zitaten überhäuft, die vom Publikum begeistert begrüßt werden. Die Inszenierung hat mit meinem Stück nur noch wenig zu tun. Das sind Dummheiten, gegen die man wenig ausrichten kann, zumal wenn sie vom Beifall des Publikums scheinbar sanktioniert werden. Theater hängt am Erfolg, und sei's wie ein Erhängter. (Hein 1990/1992c, S. 196)

Das mag richtig sein; es sei hier lediglich auf den erwähnten Aspekt des drohenden Zusammenbruchs des Ökosystems hingewiesen, der weit über ideologische Fragestellungen hinausgeht und vielmehr auf die ‚Grenzen des Wachstums‘ im Sinne des *Club of Rome* (vgl. Meadows u.a. 1972) und damit auf einen Nachhaltigkeitsaspekt verweist. Es geht Hein nicht zuletzt um das „Thema der moribunden Gesellschaft“, auf das Hans Mayer in seiner Laudatio im Mai 1990 aufmerksam macht (vgl. Mayer 1990) und das beispielsweise für *Passage* (ur aufgeführt in Dresden und Essen 1987) ebenso seine Berechtigung hat wie für viele seiner nach der ‚Wende‘ entstandenen Stücke.

Mit der „Komödie“ *In Acht und Bann* legte Hein gewissermaßen eine Fortsetzung der *Ritter der Tafelrunde* vor, die 1999 am Deutschen Nationaltheater in Weimar uraufgeführt wurde. Im Mittelpunkt steht wiederum die Artusrunde; Schauplatz des Stückes ist dieses Mal allerdings eine als Gefängnis genutzte Zitadelle: Der neue Herrscher Mordret hat die Ritter der Tafelrunde eingesperrt. Während des Freigangs findet man sich zu einer ‚Kabinettsitzung‘ (S. 551) zusammen, die Orilus mit einem Gebet beginnen möchte. Er erklärt: „Ich habe zu meinem Gott zurückgefunden. Zu unserem Gott.“ (S. 552) Statt zu beten, beginnt man aber mit einer Schweigeminute (vgl. S. 553).

Nach wie vor ist eine große Distanz der Runde zum Volk zu erkennen. Zwischenzeitlich hat ein Umbruch stattgefunden; die Vergangenheit wird nun nicht nur anders wahrgenommen, sondern auch neu bewertet – Prozesse, an denen sich auch die Artusrunde beteiligt. So stellt Parzival fest:

Das mußt du mir glauben, Artus, von den ganzen Details wußte ich nichts. [...] Na, diese ganzen fürchterlichen Verbrechen vom Artus-Reich. Von diesen Details hatte ich überhaupt keine Ahnung. Davon habe ich im Prozeß zum ersten Mal gehört. Diese scheußlichen Details. Ich war entsetzt. (S. 561)

Im Zuge eines Rückblicks ist zu erfahren, dass Parzival ‚lediglich‘ zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt worden ist, die anderen Ritter dagegen zu lebenslänglicher Haft. Parzival grenzt sich denn auch von den anderen ab und stellt fest:

Ich konnte ja nichts tun gegen euch. Weil ich nichts wußte. Und in der Artus-Runde war ich im Grunde in der inneren Emigration. Ich gehörte nicht zum Widerstand, aber zur inneren Emigration. (Ebd.)

Andere Ritter diskutieren die alte und die neue Herrschaftsform; Lancelot erklärt beispielsweise: „Das war eine Diktatur, das weißt du doch selbst. Jetzt haben wir Demokratie. Da müssen wir uns alle streng an die Spielregeln halten.“ (S. 564) Artus erscheint noch resignierter als vor dem Umbruch:

Alles mißglückt uns. Das Artus-Reich hatte ich geschaffen, um das menschliche Glück dauerhaft auf der Erde zu befestigen. Es ist mir mißlungen. Und es tut mir weh, wenn ich höre, daß es heute auch nicht besser ist. (S. 570)

Und kurz darauf stellt er fest:

Wie viel hatten wir uns vorgenommen? Tag und Nacht haben wir gearbeitet, waren rücksichtslos gegen alle, auch gegen uns selbst, nur um unser Ziel zu erreichen. Das Volk sollte glücklich werden. Aber sind die Menschen glücklich geworden? Wir hatten es erwartet. Wir haben unser Bestes getan, wir haben unser Leben eingesetzt, um den Gral zu finden. Wie viele Ritter haben dabei ihr Leben verloren. Und es war alles umsonst. (S. 575)

Während die anderen an ihren Memoiren schreiben (vgl. S. 570) – nicht zuletzt, um Geld zu verdienen (vgl. S. 573) –, erarbeitet Keie ein „Regierungsprogramm“ (S. 571). Trotz ihres buchstäblich begrenzten Handlungsspielraums können die Ritter zumindest teilweise Erfolge verzeichnen: Parzival beispielsweise ist bereits für mehrere Aufsichtsratsposten nominiert (vgl. S. 575).

Plötzlich glaubt man einen fremden Ritter zu erblicken; die Erscheinung entpuppt sich jedoch als Illusion, denn die Rüstung ist leer (vgl. S. 578). In der Runde herrscht keineswegs Einigkeit: Als am Ende Notstandsgesetze diskutiert werden, will Orilus diese geheim halten. Keie hält dagegen: „Warum willst du denn die Gesetze geheimhalten? Wir sind eine Demokratie, da kann über alles gesprochen werden. Wir werden nicht die alten Fehler dieser Diktatur wiederholen. Wir sind doch nicht Artus.“ (S. 580) Leitend ist der Gedanke, die Macht wieder zu übernehmen; Keie erklärt:

Das Volk muß sich endlich auch einmal daran gewöhnen, daß wir eine Demokratie haben. Auch das sogenannte Volk hat sich an die demokratischen Spielregeln zu halten. Der Druck der Straße, das ist keine Demokratie. Das werde ich verbieten. Und nicht nur das. [...] Offen gesagt: sobald wir die Macht übernommen haben, werde ich Mordret und sein gesamtes Kabinett internieren lassen. Das hätte Artus damals schon machen sollen, aber der war ja unfähig, ein Reich zu führen. Ein Waschlappen. Der eigentliche und der einzige Fehler des Artus-Reiches, das war Artus. Wenn er nicht wäre, säßen wir heute noch an der Tafelrunde. (S. 580)

Lancelot schlägt schließlich vor, die Notstandsgesetze einfach von Mordret zu übernehmen, wobei Keie darauf hinweist, dass man auch „[a]ndere Namen“ brauche (S. 580f.).

Es wäre einmal mehr ein Leichtes, Parallelen zwischen der Artusrunde und den alten Machthabern der DDR (oder auch Teilen der PDS im vereinten Deutschland) zu ziehen; doch auch im Falle von *In Acht und Bann* griffe dies zu kurz. Monika Melchert erklärt in einer Rezension zum zweiten Band mit Heins Stücken, dass *In Acht und Bann* „zugleich das Porträt beider deutscher Republiken, der gescheiterten DDR und der scheinbar lebendigen Demokratie der BRD, der Diktatur anderer Art also: der des Geldes“ biete (Melchert 2000). Ob es sich tatsächlich um Porträts handelt, sei dahingestellt; zweifellos werden aber Gesellschafts- bzw. Herrschaftsmodelle verhandelt. Hierfür spricht auch das ‚Kleine Handbuch für Volksvertreter‘, das den alten Männern als eine Art Ratgeber dient (vgl. S. 552, 563f.). Autor jener Publikation ist Immanuel Morus – vermutlich eine Anspielung auf Immanuel Kant und Thomas Morus. Eine neue Utopie – oder gar ein neues „Utopia“, um mit Morus zu sprechen – ist dennoch nicht in Sicht. Das Erscheinen der leeren Ritterrüstung mag darauf verweisen, dass sich das Wiederaufleben der alten Utopie im wahrsten Sinne des Wortes als Illusion erweist.

Mit *In Acht und Bann* schlägt Heins eine Brücke zwischen Vor- und Nachwendzeit; dabei geht es nicht nur um Muster des Umgangs mit konträren politischen Systemen und Konzepten, sondern auch und vor allem um solche der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Jene Muster müssen jedoch nicht zwangsläufig an die ‚Wende‘ 1989/90 gebunden sein – ein Aspekt, der auch für weitere Stücke Heins gilt, wie im Folgenden gezeigt wird.

Für die Zeit nach 1989 versammelt der Band *Stücke* allein bis 2005 neun Texte, die sich im weiteren Sinne als „Dramen“ bezeichnen lassen. Nicht weiter betrachtet werden im Folgenden das 1999 in Weimar uraufgeführte kurze „Lustspiel“ *Himmel auf Erden*, dessen mehrdeutiger Titel sich auf eine „Bar in einem norddeutschen Dorf“ (S. 528) bezieht, sowie das Libretto zu *Noach*, einer Oper in neun Bildern von Sidney Corbett, die 2001 in Bremen uraufgeführt wurde.

#### 4 Gefallene Helden am Ende ihres Daseins:

##### *Bruch* (1999) und *Jannings* (2004)

Auffällig ist Heins Interesse an historischen Figuren, die sich an einem Scheideweg befinden bzw. am Ende ihrer unter anderen politischen Zeichen begonnenen Laufbahn stehen. Dies gilt gleichermaßen für *Bruch* und *Jannings*. Im Zentrum des ersten Stückes, einem 1999 in Berlin uraufgeführten „Schauspiel in vier Akten“, steht der Chirurg Theodor Bruch, als dessen historisches Vorbild unschwer Ferdinand Sauerbruch (1875–1951) zu erkennen ist.

Der alt gewordene Bruch wird offensichtlich nicht mehr benötigt, wie sich an den ausbleibenden Anrufen aus seiner früheren Klinik zeigt. Nach Diktatur und

Krieg hat ein politischer Umbruch stattgefunden, und ähnlich wie in *In Acht und Bann* wird die Vergangenheit einer Neubewertung unterzogen. So äußert Bruch: „Der Minister für Volksbildung und Gesundheit. Auch so eine Sumpflüte der Katastrophe. Nutznießer des Umsturzes. Nach oben geschwemmt durch die allgemeine Verwirrung. Ein Antifaschist. Na, das sind sie heute alle.“ (S. 471)

Eine potentielle Rettung für sein beschädigtes Selbstwertgefühl verspricht der Auftritt der Patientin Schönbrunn, die, aus der Klinik kommend, Hilfe suchend vor seiner Tür erscheint – zumal Bruch ihr bereits früher einmal geholfen hatte: „Man wollte mich dabehalten, aber ich will mich nur von ihnen operieren lassen. Ich habe nur zu Ihnen Vertrauen.“ (S. 473) Bruch operiert sie schließlich unter katastrophalen Verhältnissen im Badezimmer seiner Villa. Im Zuge des Eingriffs stirbt die Patientin; rückblickend stellt Bruch fest, der Fall sei „[i]noperabel“ (S. 523), also hoffnungslos gewesen.

In *Bruch*, dessen Titel sowohl auf den Namen der Hauptfigur verweist als auch auf die in mehrerlei Hinsicht missglückenden Handlungen eben dieser Figur, arbeitet Hein offensichtlich stark mit Sauerbruchs erfolgreicher Autobiographie (Sauerbruch 1951)<sup>3</sup> und deren Verfilmung (Hansen 1954). Dabei geht es keineswegs in erster Linie um den legendären Chirurgen, sondern vielmehr um den Um-Bruch, den Umgang eines Individuums mit neuen Herrschaftsstrukturen und – durchaus in Verbindung damit stehend – das Altern: Bruch leidet an fortschreitendem Realitätsverlust; für sich selbst hält er die Illusion einer „Bruch-Klinik“ (S. 475) aufrecht.

Für die anderen wird er, der mit seinen autoritären Verhaltensweisen tatsächlich oder vermeintlich Erfolg hatte, zur Belastung, denn das Personal der von ihm bewohnten Villa kann nicht mehr bezahlt werden. Dennoch hält es zu ihm, ebenso wie sein Schüler Sperling – auch wenn Letzterer es ist, der am Ende das Badezimmer abschließt und die Geschehnisse um die Patientin Schönbrunn offiziell untersuchen lässt.

Bruchs Haushälterin, seine frühere OP-Schwester Kubin, vertritt die Auffassung: „Er hat senile Demenz. Ist eben alt geworden. War halt alles zuviel. Zwei Kriege und immer mit dem Verstand arbeiten, das hält der Kopf nicht aus.“ (S. 512) Dass sie selbst in enormer, zumindest emotionaler Abhängigkeit zu Bruch steht, vermag sie dagegen kaum zu erkennen.

---

3 Die Authentizität der von Hans Rudolf Berndorff (1895–1963) als Ghostwriter verfassten Autobiographie gilt als umstritten; vgl. dazu die *Wikipedia*-Artikel zu ‚Ferdinand Sauerbruch‘, ‚Rudolf Nissen‘ und ‚Hans Rudolf Berndorff‘ [zuletzt abgerufen am 30.04.2015] bzw. das Kapitel über Sauerbruch in Nissens Autobiographie; vgl. Nissen 1969.

Legt man den Fokus auf die Inszenierung der Abhängigkeitsverhältnisse, so wird in *Bruch* vorgeführt, wie sich trotz veränderter Herrschaftsstrukturen Individuen nicht von den autoritär-diktatorischen Strukturen der Vergangenheit zu lösen vermögen – nicht zuletzt, weil die alten asymmetrischen Strukturen von den neuen lediglich abgelöst werden. Das Ende legt auch *Bruchs* Ende nahe, dürfte jedoch bewusst offen gehalten sein.

In einer ähnlichen Situation wie *Bruch* steht der Schauspieler Emil Jannings (1884–1950) im „Einakter“ *Jannings*, der 2004 als Hörspielproduktion konzipiert wurde. Das Stück spielt 1946 in Stroblhof am Wolfgangsee; Protagonisten bzw. Protagonist und Antagonist sind der 62 Jahre alte Jannings und sein 15-jähriger Neffe Jörg. Der fiktive Jannings äußert sich rückblickend über das Schauspielern und den Weg zum Staatsschauspieler: „Ich habe gespielt, / weil ich auch in diesem Moment spielen mußte. / Was immer ich tue, / ich stehe neben mir und sehe mir dabei zu“ (S. 704); mehrfach evoziert er das Bild vom *Theatrum mundi*: „Was uns Schauspielern die Natur versagte, / wir leben es auf der Bühne, / und die ganze Welt ist uns eine Bühne.“ (S. 705f.) Der Neffe bezieht sich auf die Zeit des Dritten Reiches, wenn er erklärt:

JÖRG: Hier war doch immer Leben im Haus, Emil. Die vielen Schauspieler, die Produzenten, die berühmten Theaterleute. Und dann die vom Film-Ministerium.

EMIL: Ja, die gibt es nicht mehr. Hat sich alles in Luft aufgelöst. Der große Schlamassel hat sie hinweggefegt. [...] Und der Rest, die verehrten Kollegen, / nun, ich bin ihnen wohl nicht mehr recht nützlich. / Haben anderswo ihren Freßnapf gefunden. (S. 711f.)

Als Jannings vorgibt, zur Toilette zu gehen, erklärt seine Lebensgefährtin dem Neffen, dass der Schauspieler an Ekzemen an den Beinen leide (vgl. S. 714): „Auf ihn hat nie einer Rücksicht genommen. / Einen Film nach dem andern wollte man von ihm. / Und nun verurteilen sie ihn wegen dieser Filme. / Damit hat er sich seine Gesundheit ruiniert.“ (Ebd.) Eine Somatisierung der eigenen Rolle wird damit nahegelegt; hierfür spricht auch die kurz darauf folgende Diskussion über die Verantwortung des Einzelnen für sein Tun zur Zeit des Dritten Reiches. Auf die Frage „Warum hast du dich nicht entnazifizieren lassen, Emil? / Dann wäre jetzt alles überstanden, und du könntest wieder vor der Kamera stehen. / Schließlich, du hast dir doch nichts vorzuwerfen“ (S. 717) antwortet Jannings: „Ich bin nicht unschuldig, Jörg. / Ich bin ein Mensch und folglich voller Schuld.“ (S. 718) Er bekennt sogar: „Ich wußte alles, mein Junge“ und fügt erklärend hinzu:

Woher ich es wußte? / Junge! Ich habe den Danton gespielt und den Herrscher, / ich habe Friedrich gespielt, den Tartuffe und den Kreon, / alles wußte ich. / Ich habe den Richard gespielt und soll nichts von den Staatsverbrechern wissen? / Nein, das geht nicht. / Wenn

ich all diese Schurken spielen konnte, dann nur, weil ich zu genau wußte, wozu sie fähig sind. / Zu allem sind sie fähig, wenn sie nach oben wollen. / Zu jedem Verbrechen bereit, um oben zu bleiben. (S. 718)

Zur eigenen Schuld bekennt er sich offen:

In Deutschland saß der Teufel an der Tafel, / also habe ich mir den größten Löffel besorgt, um zu speisen. / Um meinen Teil zu bekommen. / Jetzt haben wir neue Herrn, / und es werden wieder Spitzbuben und Schurken sein, die uns an die Tafel laden. (S. 722)

Jannings zieht es vor, mit dem Berufsverbot zu leben; dies unterscheidet ihn von Bruch, der derart selbstbezogen ist, dass er die historisch-politischen Zusammenhänge so weit wie möglich ausblendet. An beiden Figuren, die als Autoritäten ihres jeweiligen Faches gelten können, wird jedoch das Verhältnis – oder eben Nicht-Verhältnis – zur Vergangenheit nach einem entscheidenden historischen Umbruch veranschaulicht. Anders ausgedrückt: Bruch hat noch Visionen wie beispielsweise die geplante Klinik, lebt jedoch in einer selbst geschaffenen Welt der Illusionen. Jannings ist dagegen realitätsbezogen und gibt sich keinerlei Illusionen hin. Hinzu tritt ein Spiel mit den Möglichkeiten: Der historische Jannings war vorübergehend in den USA gewesen und hätte eventuell an die Zeit dort anknüpfen können. Bruchs Dasein scheint dagegen alternativlos.

## 5 Alltag in Zeiten des Umbruchs: *Randow* (1994), *Mutters Tag* (2000), *Zaungäste* (1999)

Abschließend seien kurz drei weitere Stücke Heins betrachtet. Es geht dabei nicht um detaillierte Analysen, sondern um das Aufzeigen einzelner Aspekte. Heins erstes Nachwende-Stück *Randow* ist eine „Komödie“ in 14 Szenen; die Uraufführung fand 1994 in Dresden statt. Der Titel verweist auf den Fluss und die gleichnamige Landschaft im Grenzgebiet zu Polen. Über diesen Schauplatz werden nicht zuletzt gängige Klischeevorstellungen kolportiert: „Was nachts über die Grenze kommt, das sind Gangster und Ganoven, die die schnelle Mark machen wollen und die sich ein Auto polnisch besorgen.“ (S. 413) Nach der ‚Wende‘ wurde das unter Landschaftsschutz stehende frühere „Armeegelände“ (S. 416) dem Bundesgrenzschutz unterstellt (vgl. S. 422f.) und ist nun Ort für diverse Spekulationen – Angelegenheiten, die offensichtlich ‚Männersache‘ sind. Anna, die 36 Jahre alte zentrale Frauengestalt, ist Künstlerin und lebt in einem Haus, das ihr als Rückzugsmöglichkeit dient. Ihre 17-jährige Tochter Susanne stellt das Leben ihrer Mutter radikal in Frage:

Du bist verklemmt, du bist rettungslos verklemmt. Deine ganze Generation ist so. Ihr habt euch alle für irgendeinen Scheiß interessiert. Ihr habt euch für irgendwelche heroischen

Ziele eingesetzt, Widerstand und diesen ganzen politischen Quatsch, den in Wahrheit keiner braucht. Ihr habt in den Kirchen gesessen und diskutiert, Mahnwachen abgehalten mit Kerzen, habt Manifeste fabriziert, selbstgedruckte Blätter, die kaum zu lesen waren. Ihr wart politisch bewußte Leute, ich weiß, aber dabei habt ihr euch irgendwie verstümmelt. Eine degenerierte Generation, kann es sein, daß es so etwas gibt? (S. 437f.)

Noch weiß Anna nicht, dass sie bald darauf aus ihrem selbst gewählten Paradies vertrieben werden und somit Opfer der Spekulationen Anderer werden wird. Der aus dem Westen in die Randow versetzte Kowalski will jedenfalls das Haus kaufen (vgl. S. 430). Vor Ort ist er keineswegs aus freien Stücken; rückblickend äußert er:

Ich habe daheim ein Haus in der Heide, ein sehr schönes Haus, und ich wäre dort gern wohnen geblieben. Aber nun gibt es dort keine Grenze mehr, und ich wurde versetzt. Ich bin ungern weggezogen. Vier Jahre habe ich an dem Haus gebaut und muß es nun plötzlich aufgeben. Nur weil die Mauer fiel und eine Grenze über Nacht keine Grenze mehr war. Für mich gab es nur zwei Möglichkeiten, den Beruf wechseln oder mich zum Grenzschutz Ost versetzen lassen. (S. 431)

Weitere Bewohner der Randow, beispielsweise Fred P. Paul, der ehemalige Anführer einer „Skinhead-Truppe“ (S. 426), vertreten darwinistische Haltungen, die mit rechtsradikalem Gedankengut einhergehen: „Seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden, Gewalt und Wille. Alles andere geht kaputt, ist nicht lebensfähig. [...] Hier will ich Leute, die aus diesem Boden kommen, die in der ostdeutschen Scholle wurzeln.“ (S. 424f.) Paul grenzt sich deutlich von humanistischen Vorstellungen ab: „Die deutsche Kultur und die europäische Kultur sind sehr viel älter als dieser schwächliche Humanismus.“ (S. 427)

Das im Zentrum der Auseinandersetzungen stehende Haus verweist auf die wechselhafte deutsche Geschichte: Früher hatte die Immobilie dem *Hartmannbund* gehört; in der Diskussion um Rückgabe oder Verkauf wird immer wieder dieser Aspekt thematisiert. So ist die Rede von einer „Schule für Mörder in weißen Kitteln“ (S. 440), wo „Ärzte für die Endlösung ausgebildet“ worden seien (ebd.). Die alten Konflikte haben direkte Auswirkungen auf die aktuelle Situation:

Man ist zerstritten. Der Tierarzt und die Bürgerrechtler wollen die alte Reichsärzteschule als caritative Einrichtung, eine Pflegestation für Behinderte. Eine Art Wiedergutmachung. Aber das ist eine Minderheit, lautstark, aber eine Minderheit. Die beim Bund arbeiten, wollen, daß die Bundeswehr bleibt, um die zivilen Arbeitsplätze zu erhalten. Und die Gemeindevertretung wünscht eine touristische Nutzung. Im Grunde dreht sich alles um Arbeitsplätze. Wer Arbeitsplätze verspricht, hat die Einwohner auf seiner Seite. (S. 442)

An der Diskussion eines „Jagdunfall[s]“ wird deutlich, wie problematisch die Situation vor Ort ist; Susanne erklärt: „Zwei Tote durch Kopfschuß. Und ein paar Stunden später brennt das Feld, und die Leichen sind halb verkohlt. Und das

nennen Sie einen Jagdunfall?“ (S. 452) Die Angelegenheit wird unter den Teppich gekehrt; auf die Feststellung des Bürgermeisters, er habe dem Staatsanwalt gegenüber nichts sagen können, reagiert Kowalski mit Zustimmung: „Ist auch besser so. Ich will nicht wegen zwei toten Asylanten meinen Jagdschein verlieren. Dann hätte ich aber vom Osten endgültig die Nase voll.“ (S. 462)

Das Haus wird schließlich verkauft, jedoch nicht an Kowalski; Bürgermeister Voß erläutert dazu entschuldigend:

Berlin hat anders entschieden. Die haben das ganze Tal mit dem Haus zusammen verkauft, da war nichts zu machen. Und der Käufer hat zwölf Arbeitsplätze versprochen, da hat natürlich auch die Gemeinde zugestimmt. Die ganze Gegend braucht Investoren, da hattest du keine Chance. Das ging um Millionenbeträge, da kommen wir kleinen Leute nicht mit. (S. 461)

Kowalski wirft ihm daraufhin vor: „Du hast mich reingelegt Bernd. Du hast mich betrogen.“ (Ebd.) Am Ende stellt Anna fest, man dürfe das Tal erneut nicht betreten (vgl. S. 464) und verlässt gezwungenermaßen den Ort des Geschehens.

In *Radow* werden sowohl die Ereignisse der jüngsten Geschichte aufgenommen als auch deren Konsequenzen für die gegenwärtige Gesellschaft vorgeführt; dabei erscheinen die Figuren lediglich als momentane, das heißt temporäre ‚Gewinner‘ und ‚Verlierer‘ der jeweiligen historischen Ereignisse. Gewiss stehen die Spekulationen in der Nachwendezeit im Vordergrund, und ebenso gewiss geht es auch in *Radow* um den Umgang mit Geschichte. Doch das Stück ist nicht zuletzt auch ein Werk über Geschlechterrollen und deren Verhältnis zur Macht: Es sind Männer, die die Träger der Handlung sind, Anna ist eines ihrer Opfer, wobei das Verhältnis von absolutem Unverständnis geprägt ist. Der erste Satz des Stückes – und zugleich die erste Replik Annas – lautet: „Ich kann Sie nicht verstehen“ (S. 411) – eine Feststellung, die als programmatisch gelten kann.

Um das gesellschaftliche Klima unmittelbar nach der ‚Wende‘ geht es auch in *Mutters Tag*, uraufgeführt in Berlin 2000. Dem „Einakter“ fehlen exakte Hinweise auf Ort und Zeit; der Text enthält lediglich die Angabe: „Das Wohn- und Arbeitszimmer eines alten Mannes mit Schreibtisch und einem Sessel.“ (S. 610) Insofern wird dem Zuschauer, stärker noch dem Leser, durchaus auch die zeitliche Einordnung abverlangt. Die beiden Personen, Margarete und Jakob Deutschmann, sind dagegen mit genauen Altersangaben versehen: 41 und 78. Zentrales Thema ist der nach der ‚Wende‘ neu aufflammende Antisemitismus. So trifft Margarete die Feststellung: „Ich sage immer, wenn der Koffer fertig gepackt und der Reisepaß gültig ist, dann kann man auch in Deutschland unbesorgt leben.“ (S. 618) *Mutters Tag* endet mit dem Umzug Jakobs innerhalb des Hauses; der alte Mann fürchtet sich vor Anschlägen: „Zwei Treppen, na ja, das wird mich jung halten.

Aber besser als ein Stein durchs Fenster. Glasscherben bringen in Deutschland kein Glück, hat Mama mir immer eingeschärft.“ (S. 619)

Das „Lustspiel“ *Zaungäste* wurde 1999 in Chemnitz uraufgeführt. Es spielt in einem Leipziger Café, „[a]n einem Nachmittag / Ende Mai 1968“ (S. 584). Auf den ersten Blick geht es in dem teilweise in sächsischer Mundart geschriebenen Stück um ein zu DDR-Zeiten tabuisiertes Thema: die Sprengung der Universitätskirche („Paulikirche“, S. 589 bzw. „Paulinerkirche“, S. 603).

In dem Café sitzen Luise und Lotte, zwei ältere Damen, zu deren Ärger kein Kaffee serviert wird, da auf Grund einer Demonstration gegen die geplante Sprengung kaum Gäste anwesend sind (vgl. S. 598). Die beiden sprechen über die Beerdigung von Lottes Mann Willi; die Ereignisse um die Kirche, deren Sprengung zwei Tage später stattfinden soll, berühren sie nur am Rande.

Hein führt hier exemplarisch das Verhalten zweier Individuen angesichts eines historischen Akts vor, der einen hohen symbolischen Wert besitzt. Im Grunde genommen sind die beiden Sächsinnen politisch uninteressiert und wären bereits mit einer Tasse Kaffee zufrieden. Zumindest erwähnt werden auch Profiteure der Sprengung, unter anderem die kleine Baufirma des Schwagers des Kellners (vgl. S. 601).

Die Universitätskirche dient hier lediglich als Beispiel, denn die geschichts- und gesellschaftsbezogenen Repliken lassen sich auch auf andere Situationen übertragen. Gegen Ende des Stückes heißt es lapidar und anspielungsreich: „In aussichtslosen Situationen müssen die Panzer ran, war immer so.“ (S. 603)

Auch für die Figuren in *Mutters Tag* und *Zaungäste* werden Erwartungen zu Illusionen – wenn auch in höchst unterschiedlichen Konstellationen: Die Deutschmanns hatten auf ein friedliches, das heißt ohne antisemitische Übergriffe zu führendes Leben im geeinten Deutschland gehofft, und die beiden Damen auf einen gelungenen Kaffeeklatsch. In beiden Fällen liegen jedoch politische Implikationen vor, mittels derer vor Augen geführt wird, dass die Macht letztlich nicht in den Händen der jeweiligen Figuren liegt. Vielmehr ist deren Spiel- bzw. Handlungsraum äußerst begrenzt; dies gilt sowohl im wörtlichen als auch im übertragenen Sinne.

## 6 Fazit – Schlussbemerkungen

Heins nach der ‚Wende‘ geschriebene Dramen verbinden zumindest vordergründig gleich mehrere relevante Themenkomplexe der Nachwendezeit: Vergangenheitsbewältigung, Immobilien- und andere Spekulationen im Zuge der Vereinigung beider deutscher Staaten, Ost-West-Konfrontationen, Strukturen männlichen Machterhalts und neu aufkeimender Rechtsradikalismus spielen in

zahlreichen seiner Stücke eine Rolle. Subsumieren ließen sich die dargestellten Prozesse unter dem Begriff der ‚Desillusionierung‘. Dessen ungeachtet sind bei näherer Betrachtung jedoch vor allem die subjektiven Erfahrungen der Figuren in Umbruchssituationen zentral – ob diese nach 1945 oder nach 1989 angesiedelt sind, ist dabei zweitrangig. Die Desillusionierung kann bewusst erfolgen wie bei *Jannings* – oder erfahren werden, ohne für die Hauptfigur rational nachvollziehbar zu sein wie bei *Bruch*.

Bereits vor 1989 verwendete Hein ähnliche Verfahren: Schon zu DDR-Zeiten stellte er historische Figuren ins Zentrum ausgewählter Stücke; in diesem Sinne korrespondieren beispielsweise *Cromwell* (1980) und *Lasalle fragt Herrn Herbert nach Sonja. Die Szene ein Salon* (1980) mit *Bruch* und *Jannings*. Weitere seiner Stücke beziehen sich auf Dramen von Jakob Michael Reinhold Lenz; so lässt sich eine Linie von *Der Neue Menoza oder Geschichte des kumbanischen Prinzen Tandi* (1982) zu der hier nicht weiter thematisierten, 2002 in Bern uraufgeführten „Komödie“ *Zur Geschichte des menschlichen Herzens oder Herr Schubart erzählt Herrn Lenz einen Roman, der sich mitten unter uns zugetragen hat* ziehen – Letzteres ein Drama nach Lenz’ Fragment *Der tugendhafte Taugenichts*. Bereits in der zweiten Replik lässt Lenz Schubart gegenüber äußern: „Verstehen Sie doch, daß man sich nicht geruhsam im Sessel niederlassen kann, während Deutschland und alle Welt ihrem Untergange zugehen.“ (S. 649) Einmal mehr ist festzustellen, dass jene Aussagen zweifellos auch auf andere historische (Umbruchs-)Situationen übertragbar sind.

Die ‚Wende‘ stellt insofern zumindest keinen größeren ästhetischen Bruch für Hein dar; Aspekte der Kontinuität im Schreiben überwiegen. Im Grunde genommen bleibt er sich treu, indem er in seinen Dramen konsequent stärker ‚Überzeitliches‘ als Aktuelles verhandelt. Dennoch sind die Texte offen für mehr oder minder ‚tagesaktuelle‘ Deutungen – eine Offenheit, die insbesondere im Zuge der Inszenierungen eine Engführung erfahren dürfte. Dies erklärt wohl auch die zahlreichen, aus der Sicht des Autors allzu ‚tagesaktuellen‘ und damit kurzsichtigen, aber publikumswirksamen Inszenierungen. So war *Die Ritter der Tafelrunde* das meistgespielte Stück der Spielzeit 1989/90 in der DDR.<sup>4</sup> Das in jenem Stück postulierte ‚Neue‘ kann vor diesem Hintergrund tatsächlich im Theater und über die Inszenierung seiner Stücke entstehen, über die Hein auffällig oft wenn nicht *die*, so doch zumindest *eine* Deutungshoheit behalten möchte.

---

4 Vgl. diverse Präsentationen des Autors, z.B.: <http://www.uni-kassel.de/fb02/institute/germanistik/fachgebiete-neu/fg-brueder-grimm-professur/brueder-grimm-professur/2002-christoph-hein.html> [30.04.2015].

Dass Heins Prosa mit seiner Dramatik korrespondiert, sei hier lediglich angedeutet und ließe sich für die Nachwendezeit vor allem an den Romanen *Willenbrock* (2000), *Landnahme* (2004) und *Frau Paula Trousseau* (2007) zeigen. Schon 1978 stellte Hein in dem bereits eingangs zitierten Interview mit *Theater der Zeit* fest:

Sicher finden sich Gemeinsamkeiten in meinen dramatischen und Prosa-Arbeiten, aber ein Thema habe ich nicht. Anders gesagt, mein Thema ist identisch mit dem der Herren Shakespeare und Goethe, modifiziert durch andersgeartete Zeiten, Gesellschaften und Begabungen: mit Kunst der Welt beizukommen. (Hein 2004a, S. 96)

Die Essays und Briefe lassen sich komplementär zur Dramatik und Prosa des Autors lesen. Auch hier geht es um Situationen, in denen Visionen zu Illusionen werden. Dass solche Prozesse der Desillusionierung verstärkt in Umbruchssituationen – hier vor allem von ‚Wende‘ und deutscher ‚Einheit‘ – stattfinden, dürfte nahe liegen.

## Literatur

- Baier, Lothar (Hg.): *Christoph Hein: Texte, Daten, Bilder*. Frankfurt a.M. 1990.
- Baier, Lothar: Für eine neue Lektüre. In: Baier, Lothar (Hg.) 1990: *Christoph Hein: Texte, Daten, Bilder*. Frankfurt a.M. 1990, S. 7–[11].
- Art. ‚Illusion‘. In: *DUDEN. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden*. 2., völlig neu und stark erweiterte Auflage. Hrsg. und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter der Leitung von Günther Drosdowski. Band 4: Hex-Lef. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich 1994, S. 1677.
- Art. ‚Vision‘. In: *DUDEN. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden*. 2., völlig neu und stark erweiterte Auflage. Hrsg. und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter der Leitung von Günther Drosdowski. Band 8: Uri-Zz. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich 1995, S. 3762.
- Grub, Frank Thomas: *‚Wende‘ und ‚Einheit‘ im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch*. Band 1: *Untersuchungen*. Berlin, New York 2003.
- Hammer, Klaus (Hg.): *Chronist ohne Botschaft. Christoph Hein. Ein Arbeitsbuch*. Berlin, Weimar 1992.
- Hansen, Rolf (Regie): *Sauerbruch – Das war mein Leben*. Spielfilm, Bundesrepublik Deutschland, 1954.
- Hein, Christoph: Ein Interview. In: Hein, Christoph: *Öffentlich arbeiten. Essays und Gespräche*. Frankfurt a.M. 2004, S. 94–103 [zuerst in: *Theater der Zeit* (1978) 7] [Hein 2004a].

- Hein, Christoph: Brief an M.F., Regisseur der westdeutschen Erstaufführung von ‚Schlötel oder Was solls‘. In: Hein, Christoph: *Öffentlich arbeiten. Essais und Gespräche*. Frankfurt a.M. 2004, S. 125–129 [zuerst in: Programmheft zur westdeutschen Erstaufführung am Staatstheater Kassel, 1986] [Hein 2004b].
- Hein, Christoph: Die Zensur ist überlebt, nutzlos, paradox, menschenfeindlich, volksfeindlich, ungesetzlich und strafbar. In: Hein, Christoph: *Als Kind habe ich Stalin gesehen. Essais und Reden*. Berlin, Weimar 1990/1992, S. 77–104 [zuerst in: X. *Schriftstellerkongreß der DDR*. Berlin (DDR) 1988] [Hein 1990/1992a].
- Hein, Christoph: Öffentliche Erklärung. In: Hein, Christoph: *Als Kind habe ich Stalin gesehen. Essais und Reden*. Berlin, Weimar 1990/1992, S. 157f. [erst-mals vorgetragen bei einer Lesung im *Berliner Ensemble*, 15.10.1989] [Hein 1990/1992b].
- Hein, Christoph: Ein Brief an Sara, New York. In: Hein, Christoph: *Als Kind habe ich Stalin gesehen. Essais und Reden*. Berlin, Weimar 1990/1992, S. 184–198 [zuerst in: *New York Times Magazine*, 17.12.1989] [Hein 1990/1992c].
- Hein, Christoph: *Die Ritter der Tafelrunde und andere Stücke*. Berlin, Weimar 1990.
- „Das Geld ist nicht der Gral“. Aus einer Diskussion mit Christoph Hein und den Schöpfern des Fernsehfilms „Die Ritter der Tafelrunde“ nach der Voraufführung in der Akademie der Künste zu Berlin am 29.9.1990. In: Hammer, Klaus (Hg.): *Chronist ohne Botschaft. Christoph Hein. Ein Arbeitsbuch*. Berlin, Weimar 1992, S. 226–229 [Hammer (Hg.) 1992a].
- Hein, Christoph: *Als Kind habe ich Stalin gesehen. Essais und Reden*. Berlin, Weimar 1990/1992.
- „Dialog ist das Gegenteil von Belehren“. Gespräch mit Christoph Hein. In: Hammer, Klaus (Hg.): *Chronist ohne Botschaft. Christoph Hein. Ein Arbeitsbuch*. Berlin, Weimar 1992, S. 11–50 [Gespräch geführt im Februar 1991] [Hammer (Hg.) 1992b].
- Hein, Christoph: Über mich. Rede bei der Aufnahme in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt, im Oktober 1992. In: Hein, Christoph: *Die Mauern von Jerichow. Essais und Reden*. Berlin 1996, S. 240–243 [zuerst in: *Jahrbuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung*. Darmstadt 1992].
- Hein, Christoph: *Die Mauern von Jerichow. Essais und Reden*. Berlin 1996.
- Hein, Christoph: *Bruch. In Acht und Bann. Zaungäste. Himmel auf Erden. Stücke*. Berlin 1999; erneut: Frankfurt a.M. 2002.
- Hein, Christoph: *Willenbrock. Roman*. Frankfurt a.M. 2000.
- Hein, Christoph: *Öffentlich arbeiten. Essais und Gespräche*. Frankfurt a.M. 2004.
- Hein, Christoph: *Landnahme. Roman*. Frankfurt a.M. 2004.
- Hein, Christoph: *Die Stücke*. Frankfurt a.M. 2005.

Hein, Christoph: *Frau Paula Trousseau. Roman*. Frankfurt a.M. 2007.

Hein, Christoph: *Vor der Zeit. Korrekturen*. Berlin 2013.

Jachimczak, Krzysztof: „Wir werden es lernen müssen, mit unserer Vergangenheit zu leben“. Gespräch mit Krzysztof Jachimczak. Nach dem Erscheinen von *Horns Ende* (1986). In: Baier, Lothar (Hg.) 1990, S. 45–[67] [Gespräch geführt am 07.11.1986; polnische Fassung in: *Zycie Literakie*; deutsche Fassung zuerst in: *Sinn und Form* (1988) 2].

Klunker, Heinz: Angst vorm Gal. Zur Nicht-Kritik der Hein-Uraufführung in den Zeitungen der DDR. In: *Theater heute* 30 (1989) 7, S. 24.

Mayer, Hans: Rede für Christoph Hein. Zur Verleihung des Erich-Fried-Preises, gehalten im Wiener Burgtheater am 6. Mai 1990. In: Baier, Lothar (Hg.): *Christoph Hein: Texte, Daten, Bilder*. Frankfurt a.M. 1990, S. 121–[127].

Meadows, Dennis; Meadows, Donella; Zahn, Erich; Milling, Peter: *Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit*. Aus dem Amerikanischen von Hans-Dieter Heck. Stuttgart 1972.

Melchert, Monika: Einblicke, die Durchblicke erlauben. In: *Berliner Lesezeichen* (2000) 2. Online: [http://www.luise-berlin.de/lesezei/blz00\\_02/text11.htm](http://www.luise-berlin.de/lesezei/blz00_02/text11.htm) [30.04.2015].

Nissen, Rudolf: *Helle Blätter, dunkle Blätter. Erinnerungen eines Chirurgen*. Stuttgart 1969.

Sauerbruch, Ferdinand: *Das war mein Leben*. Bad Wörishofen 1951.

*Suhrkamp Vorschau*, 1. Halbjahr 2013.



Sascha Prostka

# „Welche Visionen? Alle Visionen!“ Simon Urbans Roman *Plan D* als Beispiel einer literarischen (Anti-)Utopie

Ostberlin 2011: Die Wiedervereinigung hat es nie gegeben, Egon Krenz ist seit 22 Jahren an der Macht und die DDR nahezu pleite.  
(Klappentext zu *Plan D*<sup>1</sup>)

Die Menschheit sollte irgendwann anfangen, ihre Utopien in den Bücherschrank zu räumen.  
(*Plan D*, S. 449)

## 1 Politische Visionen und Utopien

Walter Ulbrichts Sentenz „Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten“ bestätigt auf beklemmende Weise, wie sehr politische Visionen und Illusionen miteinander verwandt sind, und sie widerlegte 1961 zugleich die Glaubwürdigkeit politischer Rhetorik. Auf der einen Seite versuchte die politische Führung, beim Volk die Illusion zu erzeugen, dass keine Veränderungen drohten und keine Verschärfung der allgemeinen Lage bevorstand. Auf der anderen Seite stand die von oben verordnete Vision einer besseren Zukunft, die es mit allen Mitteln der Macht erst zu erreichen und dann zu verteidigen galt.

Die politische Rhetorik treibt, wie das Beispiel zeigt, eigenartige Blüten und ihr Erfolg beruht in großem Maße auf der Erzeugung von Gefühlen wie Sicherheit, nationalstaatlicher Geborgenheit, Fortschrittsoptimismus usw. Doch wenn sich aus der Affekterzeugung politischer Rhetorik plötzlich reale Fronten entwickeln, hat es für die betroffenen Menschen auch reale Konsequenzen. Aus Worten werden plötzlich unverrückbare Fakten.

Im letzten Jahrhundert gingen in Deutschland zwei Diktaturen unter; die eine folgte der anderen und war, obwohl nur ein Teil der Deutschen in der DDR lebte, durch stete mediale, kulturelle und politische Verweise und familiäre Bezüge auf beiden Seiten der Grenze zwischen der DDR und der Bundesrepublik dauerhaft

---

1 Urban, Simon: *Plan D. Roman*. Frankfurt a.M. 2011; im laufenden Text direkt unter Angabe der jeweiligen Seite zitiert.

präsent. Beide Diktaturen begannen als – dieses sei völlig wertfrei festgestellt – politische Utopien und endeten – dies sei wertend festgestellt – als menschenverachtende, dystopische Systeme. Der Tod Hitlers markierte das Ende des Dritten Reiches und das Ende des Zweiten Weltkrieges. Schabowskis verzettelte Pressekonferenz besiegelte den Untergang der DDR, den auch die Regierung Krenz und politische Reformen nicht aufhalten konnten. In beiden Fällen wurden ältere Männer zu Symbolfiguren für das Ende der Unrechtsregime. Hitler,<sup>2</sup> Honecker, Schabowski und Krenz sind nur einige dieser Personen.

Literarische Bearbeitungen solcher politischen Utopien fallen in den Bereich der Fiktionalisierungen. Utopien bilden ein eigenes Genre in der Weite des Literatursystems, und je nach Ausrichtung und Verbreitungsgrad ermöglichen sie Anschlussmöglichkeiten für außerliterarische Diskurse.<sup>3</sup>

## 2 Visionen, Illusionen und die literarische Utopie

Dieser Beitrag möchte den literarisch-utopischen Charakter des Romans *Plan D* von Simon Urban (geb. 1975 in Hagen) aufzeigen und gleichzeitig herausarbeiten, wie eine literarische Utopie anhand von Visionen und Illusionen auf verschiedenen Ebenen gestaltet werden kann.

*Plan D* von Simon Urban greift auf 544 Seiten das historische Ereignis des Mauerfalls auf, negiert es und fiktionalisiert es zu Literatur.<sup>4</sup> Im Vordergrund der Handlung steht die Aufklärung eines politisch motivierten Mordfalls, und so könnte *Plan D* auch dem Genre des Kriminalromans oder Politthrillers zugeordnet werden. Besonderes Merkmal der Romanfantasie *Plan D* ist jedoch,

- 
- 2 Texte, die mit dem Gedanken experimentieren, dass Hitler nicht die historische Rolle einnimmt, die er tatsächlich einnahm, oder den 2. Weltkrieg überlebt, sind in zahlreicher Form erschienen. Entweder in expliziter Form – z.B. *Adolf H. Zwei Leben* von Eric-E. Schmitt (2007); *Er ist wieder da* von Timur Vermes (2012) – oder in Form der Anspielung wie Christian Krachts *Imperium* (2012). Diese Texte seien an dieser Stelle angeführt, um ein weiteres Referenzfeld für Utopien aufzuzeigen, die sich aus dem Fundus des Historischen bzw. Politischen bedienen.
  - 3 Anzuführen sind beispielsweise George Orwells zum Sinnbild des Überwachungsstaates gewordener Roman *Nineteen Eighty-Four* (1949) oder Aldous Huxleys *Brave New World* (1932) als Metapher für die widerstandsfreie Idealgesellschaft.
  - 4 Der Roman reiht sich in die Kette jener Texte ein, in denen die Vereinigung anders oder erst gar nicht stattfand. Zu nennen wären hier exemplarisch Christian von Ditfurths Roman *Die Mauer steht am Rhein. Deutschland nach dem Sieg des Sozialismus* (1999), Jörg Mehrwalds Roman *Bloß gut, dass es uns noch gibt!* (2000) oder Thomas Brussigs Roman *Das gibts in keinem Russenfilm* (2015), der dem Anschein nach die Inspiration hinter einigen seiner kontrafaktischen Merkmale aus Urbans *Plan D* bezieht.

dass sie von einem Gedankenexperiment getragen wird, in dem die DDR im Jahr 2011 weiterhin existiert. Durch typische Merkmale der Fiktionalisierung wird ein „weltalternatives Szenario“, wie Simon Urban es in einem Interview mit der Journalistin Gabriela Schaaf ausdrückte (Deutsche Welle 2011), als mögliche Realität entworfen, in der sich die Handlung abspielt. Ihre Authentizität erhält diese „alternative Welt“ durch reale Merkmale und durch erfundene Produkte wie beispielsweise dem *Wartburg Agitator* oder der *BIONIER-Brause*, welche, wie Urban im Gespräch mit Gabriele Schaaf angab, „Indikatoren für den Zeitgeist“ sind.

Fiktionalisierungen sollen immer auch Illusionen erzeugen und das kontrafaktische *Als-Ob* und der Konjunktiv sind ihre Werkzeuge.<sup>5</sup> Für die Ausgestaltung der Utopie spielen Visionen und Illusionen eine wichtige Rolle: Politische Visionen und Illusionen fungieren als handlungstragendes Material der Erzählung, mentale Visionen und Illusionen von Nähe werden als Charakterisierungswerkzeuge für die Figurenkonzeption eingesetzt und verstärken die Schlagkraft des historischen Gegenentwurfes. Die Fiktionalisierung trennt, wie Niklas Luhmann in seinem Aufsatz „Literatur als fiktionale Realität“ feststellt, die literarische von der wirklichen Welt und ermöglicht so eine andere, neue Beobachterperspektive:

Fiktionalität setzt die Unterbrechung eines vertrauten Lebens- und Erfahrungszusammenhangs voraus. [...] Einerseits wird die Schnittstelle selbst unsichtbar gemacht und der Beobachtung entzogen, andererseits wird das Resultat in der Modalform einer ‚anderen Welt‘, einer nur ‚virtuellen Realität‘ präsentiert. Die fiktional präsentierte Welt wird nicht als *halbe* Welt, sie wird als *andere* Welt erfahren und der Ausgangswelt, in der man immer schon und immer noch lebt, in der Modalform des Möglichen hinzugefügt unter der Voraussetzung, daß die fiktional erzeugte Welt als geschlossene Welt ihre eigene Möglichkeit garantiert. (Luhmann 2008, S. 277; Hervorhebungen im Original)

Die literarische Utopie kennzeichnet demnach, dass sie eine mögliche Wirklichkeit erschafft, die mit den Merkmalen der realen Gegenwart spielt und aus diesen und mit Verfremdungseffekten eine Welt konstruiert, die wirklich sein könnte, es aber nicht ist. Sie operiert mit der Differenz wahr/möglich und erfüllt so die Funktion der Fiktionalisierung, wie auch Götz Müller in seiner Monographie *Gegenwelten* betont:

---

5 Guldin, Finger und Bernardo beschreiben das *Als-Ob* der Fiktion folgendermaßen: „Fiktionen sind ein ‚als ob‘. Der/die Schriftsteller/in erfindet Fiktionen, die sich als Realitäten ausgeben und der/die Leserin begegnet ihnen, als ob sie die wahrheitsgetreueste Wahrheit darstellen würden. Die Lektüre eines fiktiven Werkes kann unter Umständen so intensiv sein, dass sie realer als unmittelbare Realität erscheint. Wir lesen den Text, als ob er wahr wäre und als ob wir uns durch die Lektüre in jemand anderen verwandelt hätten, der oder die ebenso viel Realität – wenn nicht mehr – beansprucht als unser alltägliches Ich.“ (Guldin/Finger/Bernardo 2009, S. 97f.).

Das Zwei-Welten-Schema der Utopie erscheint als eine Ikone der Entzweiung: der negativen Wirklichkeit, die jeder kennt, steht die unwirkliche Vernunft gegenüber, die kraft der utopischen Fiktion als etwas real Existierendes ausgegeben wird. Die Utopie erschüttert die Legitimität der Verhältnisse und setzt an ihre Stelle einen Vernunftstaat, der sich gänzlich aus sich selbst begründet. (Müller 1989, S. 139)

Mag dieses für herkömmliche, futuristisch-positiv konnotierte Utopien gelten, widersetzt sich *Plan D* dieser Grundform bewusst. Die Figuren verfügen im Verhältnis zu ihrer Gesellschaft nicht über „eine unproblematische Identität des Individuums“ (ebd.). Ungeachtet dessen, ob positive oder negative Utopien gezeichnet bzw. entworfen werden, gilt auch in *Plan D* der folgende Grundsatz: „Der Architekt der Utopie konzipiert ein Gebäude, das durch seine Anordnung die Lebensfunktionen [sic!] der Bewohner mitentwirft. [...] Das Individuum erscheint als ‚Negativ-Abdruck‘, als eine Projektion im Gesamtgefüge der Planung.“ (Ebd.) Und so „führt die Herrschaft der utopischen Vernunft geradewegs zur Kontrolle und damit zur Vergegenständlichung des Menschen im Namen einer sich absolut und unangreifbar setzenden Rationalität.“ (Ebd.)

Ziel von *Plan D* ist es folglich nicht, einen neuen Sozialismus zu propagieren, sondern über das Mittel der Verfremdung einen laut Urban „Text über das Deutschland von heute“ (Deutsche Welle 2011) zu schreiben. Dieses deckt sich mit den von Michael Braun und Dagmar Priebe definierten gestalterischen Merkmalen der Utopie, die reale Bezugspunkte ermöglichen sollen: „Der Kontext des Romans ist real, aber die Einzelreferenzen stimmen nicht mit der Wirklichkeit überein. [...] Seine fiktionale Bestimmung ist das ‚make-believe-Spiel‘, auf das sich der Leser einlassen muss.“ (Braun 2013, S. 147; Hervorhebungen im Original) Utopien verfügen, wie angedeutet, über eine „zweifach[e] Gegenbildfunktion: Utopien beleuchten die Gegenwart kritisch, indem sie ihr eine ins Negative oder Positive überzeichnete Gesellschaft gegenüberstellen; sie sollen gleichzeitig ‚Wunsch- und Furchtbilder‘, in jedem Falle aber Leitbilder für die gesellschaftliche Entwicklung sein“ (Priebe 1998, S. 2).<sup>6</sup>

Auf rezeptionsästhetischer Ebene ziehen Utopien bestenfalls Lesende für einige Stunden in den Bann einer Welt, die es nicht gibt, aber durchaus hätte geben können. Stimulans der Phantasie mag eine der grundlegenden Funktionen von Literatur sein, gilt jedoch in besonderer Weise für literarische Utopien: „Utopien sollen nicht nur bestehende Zustände kritisieren, sondern den in diesen Zuständen lebenden Menschen Anhaltspunkte für ein verantwortungsvolles Eingreifen geben.“ (Ebd.) Folglich sollen und wollen – neben der Kontemplation für den Moment des Lesens – literarische Utopien wegen ihres visionären Charakters auch zu einem nachhaltigeren Wirken auf sozialer Ebene beitragen:

---

6 Das Binnenzitat stammt von Norbert Elias.

Es wird eine fiktionale Ordnung gefunden, damit man von da aus die normale, allen bekannte Wirklichkeit betrachten kann, etwa in ihrer Härte und Unausweichlichkeit oder in ihrer Normalität und Langweiligkeit. Oder es wird eine Sehnsucht geweckt nach etwas, was fehlt, ohne daß man es bisher vermißt hätte. (Luhmann 2008, S. 281)

### 3 Die narrative Strategie der Fiktionalisierung

Die reale DDR ist seit 1990 ein historischer Staat und auch in *Plan D* gab es den Mauerfall, der jedoch im Roman wenige Monate später durch die so genannte „Wiederbelebung“ rückgängig gemacht wird. Zu einer wirklichen Einheit beider Staaten ist es nie gekommen. Durch die literarische Fiktionalisierung wird nun die fiktive Grundstruktur und Ausstattung der DDR hergestellt; die Fortführung der DDR bildet demnach die utopische Ebene des Romans. Die fiktionalisierte DDR ist der negative Gegenentwurf, welcher zwingend zu unterscheiden ist von den realen, historischen Ereignissen:

Die Gattung der Utopie beantwortet die Frage der Verwirklichung nicht historisch-politisch, sondern literarisch durch das Erzählen von Geschichten [...]. Wir haben *Geschichten* vor uns, nicht *Geschichte*, Literatur, nicht Politik. Wenn die literarische Utopie von Verwirklichung spricht, so im Rahmen einer Fiktion, die eigens zu diesem Zweck ersonnen wurde. (Müller 1989, S. 9f; Hervorhebungen im Original)

Innerhalb der Authentifizierung der literarisch-utopischen DDR zeichnet Urban ein sehr detailliertes und realistisch interpoliertes Bild einer möglichen DDR. Urbans narrative Strategie ist es, durch unzählige Bemerkungen über das baulich heruntergekommene, verdreckte, von öligen Abgasrückständen des Trabantnachfolgers *Phobos* fettig-schmierig gewordene, „stasifarben[e]“ (S. 159) Ostberlin zu zeigen, wie es 2011 um die DDR bestellt sein könnte. Auch wenn der Grundplot in *Plan D* nicht unmittelbar auf die ursprüngliche Konzeption einer literarischen Utopie schließen lässt, wird durch die dem Roman immanente literarische Ausformung ein utopischer Grundton erzeugt. Dieser gewinnt seine wohldimensionierte Schärfe durch diverse satirische Verfremdungen realer – und oftmals links denkender – Personen wie zum Beispiel Gregor Gysi (*Ministerratsvorsitzender*), Oskar Lafontaine (*Bundeskanzler der BRD*), Sarah Wagenknecht und Peter Sodann (*Schauspieler im Ostblockbuster RED REVENGE*), Otto Schily (*Leiter des MfS*), Angela Kasner (*Physikerin mit Nobelpreis*) oder Margot Honecker (*demente Altenheimbewohnerin*).

Aus der staatsbejahenden internen Sicht wird die DDR als ideale Gesellschaftsform dargestellt, was sich beispielsweise darin zeigt, dass Empfänger von Hartz IV-Transferleistungen aus Westdeutschland nach Ostdeutschland übersiedeln möchten (S. 68, 218). Staatliche Stellen kommunizieren nahezu ausschließlich

durch sozialistische Fortschrittsrhetorik und versuchen so, die Illusion eines funktionierenden Staates aufrecht zu erhalten:

Ziel sei es, der nach wie vor steigenden Zahl von Einreiseanträgen Herr zu werden, teilte ein Sprecher des Politbüros mit. Dabei solle den Bundesbürgern, die künftig die sozialistische Gesellschaft der DDR mit ihrer Arbeit, ihrer Solidarität und ihren Ideen bereichern wollen, geholfen werden, den Wechsel der Staatsangehörigkeit innerhalb der gesetzten Fristen zügig durchzuführen. (S. 244)

*Plan D* thematisiert, vor allem in Szenen wie dieser, das ökonomische Schicksal der Bundesrepublik Deutschland nach Jahren der Wirtschaftskrise. Die Abhängigkeit des Westens von russischen Gaslieferungen, die Migration von Krisenverlierern in die DDR oder die Geheimgespräche zwischen Gregor Gysi und Oskar Lafontaine über einen erneuten Versuch einer sozialistisch geprägten Vereinigung lassen einen Verweis auf Müllers *Zwei-Welten-Schema* zu.

Aus der externen Sicht wird hingegen sehr deutlich, dass es einen sozialistischen Idealstaat nicht gibt. *Plan D* verdeutlicht den Niedergang durch das Herausarbeiten der desolaten wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Vision eines besseren (hier sozialistischen) Staates wird allenthalben durch graue Tristesse unterlaufen und so lässt das Geschriebene den Leser erahnen, dass diese DDR kein erstrebenswerter Aufenthaltsort ist. Die Schilderung des Alltagslebens mit seinem Dreck und Verfall vermittelt den Eindruck einer menschenfeindlichen Dystopie. Berlin als Handlungsort entwickelt sich nicht, es herrscht Stillstand, die äußeren Umstände liegen außerhalb der Gestaltungsmöglichkeiten der Figuren. Während der normale Alltag des Landes fortschreitet, sich auf den Straßen der Berufsverkehr knatternd dahinschleppt, versuchen der Ostpolizist Martin Wegener und sein westdeutscher Kollege Richard Brendel den Mord an Albert Hoffmann zu lösen. Vor allem Wegener wird getrieben, sitzt Verwirrungen und Intrigen auf, wird von allen Seiten gestoßen und in seiner Funktion als Volkspolizist ohne jedwede Möglichkeit zur Einflussnahme instrumentalisiert, wie ein Dialog zwischen Wegener und Brendel verdeutlicht:

Das Ding ist: Selbst wenn ich bei meiner dümmlichen Aktion irgendwas gefunden hätte – bei uns kann man nicht zum SPIEGEL rennen und einen Skandal lostreten. Man kann keine Beschwerde an irgendeine interne Abteilung schreiben, die dann den Laden ausfegt. Der Laden wird niemals ausgefegt. Der Dreck liegt meterhoch. Die Wahrheit im Sozialismus ist die Wahrheit, die Sie für sich behalten müssen. (S. 225)

#### 4 Isolation und (Insel-)Utopie

Das gezeichnete Gegensatzbild zwischen Ost und West trägt dazu bei, dass die fikionalisierte DDR auch einen für die Vollendung der literarischen Utopie

wichtigen Sonderstatus erreicht, der durch die topographische Lage ansonsten nicht gegeben ist. Durch die räumliche und politische Teil-Isolation entwickelt sich der geschilderte Staat in Richtung einer Inselutopie:

Die klassische Inselutopie betont durch ihre Topographie ihre Gegenbildlichkeit zur historischen Realität. Erfunden wird ein Land, das vollkommen ist, eben weil es mit der europäischen Gesellschaft nichts zu schaffen hat. Die Inselutopie braucht die totale Abgrenzung, denn sie errichtet eine in sich geschlossene, stimmige Ordnung, die kein unberechenbarer Einfluß stören darf. Jede Beziehung nach außen wird vermieden. (Müller 1989, S. 10)

Dies gilt auch für die DDR im vorliegenden Roman, die Abgrenzung zu Ländern außerhalb der im Roman sogenannten *Sozialistischen Union* wird streng gewahrt, legale Grenzübertritte in den Westen sind nahezu unmöglich und mit einem größeren bürokratischen Aufwand verbunden als in der historischen DDR.

Die literarische DDR grenzt sich von der klassischen Inselutopie durch ihre topographische Umgebung ab, da sie eben keine reale und von Wasser umgebene Insel bildet, die es im Zuge einer Reise erst zu finden und erkunden gilt. Die literarisch fiktionalisierte DDR schafft sich ihre Grenzen durch Kontrolle, Abschottung, Beton, Reiseverbote und Stacheldraht statt durch Wasser. Anders ist dies aufgrund der zentralen europäischen Lage auch nicht möglich.

So ist es zulässig, der literarischen DDR Merkmale der Inselutopie zuzusprechen, sich aber gleichzeitig nicht auf eine reine Exemplifizierung der Gattung Inselutopie festzulegen. Die Ausformung einer Utopie ist immer von einem Übergang abhängig, der räumlich, zeitlich oder auch entwicklungshistorisch ausfallen kann. Es sollen nun einige der zutreffenden Merkmale der Utopie gesondert hervorgehoben werden, um einen Versuch zu unternehmen, die Gestalt der fiktionalisierten DDR durch Deckung und Differenz näher bestimmen zu können.

Die von Müller im Kontext eigener Definitionsversuche wiedergegebene Aussage, dass gesellschaftsbezogene und gesellschaftskonstituierende Utopien seit dem Übergang in die Moderne „überwiegend städtisch organisiert“ seien (ebd., S. 11), lässt sich auch auf die vorliegende literarische Fiktionalisierung überführen. Auf der Metaebene geht es um die Ausgestaltung eines Staates, auf der Handlungsebene konzentriert sich Urban mit Ausnahme einiger Ermittlungsfahrten auf die Darstellung von Ostberlin als Ort der Handlung. Ungeachtet der Verortung der Utopie im Städtischen ist laut Müller die „Negation des Bestehenden“ (ebd., S. 14), das heißt aller gegebenen Verhältnisse, immanenter Bestandteil der Utopie. Die Negation vollzieht den „Bruch mit der europäischen Zivilisation.“ (Ebd.) Weiter führt er aus:

Wer auf einer einsamen Insel ohne Chance der Rückkehr sitzt, braucht diesen Bruch nicht willentlich zu vollziehen: er ist gegeben. Die Situation der Schiffbrüchigen ist völlig offen, alles ist möglich, nichts ist verboten, nichts ist präformiert – ganz im Gegenteil zur

klassischen Utopie als einer vorbedachten Lebensform, die immer schon mit sich fertig ist, wenn der Utopier zur Welt oder der Reisende zu Besuch kommt. (Ebd.)

Das trifft auf *Plan D* dann zu, wenn man die DDR als eine metaphorische Insel betrachtet, die zwischen den Extrema Isolation des Staates und Freiheitsdrang der Bürger existiert. Die Grundprinzipien der dargestellten DDR sind die außenpolitische Isolation und der Wille zur Freiheit der Bürger. Die Bewohner können nicht anders, als sich mit den Begrenzungen zu arrangieren. Angesichts der drohenden Staatspleite ist die DDR jedoch keine *kommode Diktatur* mehr. Günter Grass' historisch-literarische (und zum geflügelten Wort gewordene) Diagnose aus *Ein weites Feld* gilt nicht mehr in *Plan D*. Die Staatssicherheit verfolgt strenger denn je Zersetzung und staatsfeindliche Agitation, wie die Darstellung geheimer Staatsgefängnisse oder die Diskussion von Haftstrafenlängen zwischen Hauptmann Wegener und dem Gerichtsmediziner Jocicz zeigen:

„Wer schafft mehr Würste? Lafontaine oder Achtung Krenz?“

„Guck dir Achtung an, das Beuteltier. Im Wurstwettfressen zieht der jeden ab.“

„Das gibt sechs Monate, Sascha.“

„Beuteltier hab ich gesagt, nicht Sack voll Speck, Beuteltier gibt nur drei.“ (S. 17)

Offen geäußert Protest gegen das Regime geht lediglich von der in die Ereignisse verstrickte Widerstandsgruppe *Brigade Bürger* aus, die „für Demokratie. Nicht für demokratischen Sozialismus. Oder Posteritatismus“ (S. 448) kämpft. Die Gruppe versucht mit dem Mord an Hoffmann und Bombenattentate auf den Palast der Republik und ein Kino, die Gas-Konsultationsgespräche zu sabotieren, um den *statischen Zustand* (siehe unten) durch einen Bruch mit der Ordnung der DDR aufzubrechen.

Diese ersten Ausführungen zeigen, dass Urbans DDR gewisse Überschneidungen mit einer klassischen Utopie aufweist. Die von Müller (1989, S. 17f.) herausgearbeiteten Merkmale der Utopie sind:

- Isolation und Autarkie als Bedingung der Utopie
- Hohe Determiniertheit durch Institutionen
- Extrem reduzierte Komplexität
- Vertreibung des Zufalls als Programm
- Perfektion und Vorhersehbarkeit
- Statischer Zustand
- Gesellschaftlich geregelte Befriedigung der Bedürfnisse
- Verachtung des Luxus<sup>7</sup>

---

7 Folgende der von Müller genannten Merkmale sind in *Plan D* nicht erfüllt, werden der Vollständigkeit halber aber hier aufgeführt: „- Warentausch ohne Geldverkehr -

Im Folgenden werden einige dieser Merkmale durch weitere Analysen überprüft. Zuvor soll ein weiteres Zitat zeigen, wie die zwanghafte Unterordnung unter den Staat dargestellt wird:

Wegener wurde plötzlich klar, dass jeder, der hier stand, so dachte wie er. Dass jeder sich selbst rauszog, sich in Gedanken zum lächelnden Außenseiter ernannte, zum seelischen Nichtstaatsbürger, der im Geist geflüchtet war, durch die Spree oder über die Ostsee, und jetzt im Westen lebte, Hirnhausen, Kreis Freiheit. Alle, die hier standen, die ganze Republik, jeder Einzelne hatte den Absprung längst geschafft, hatte sich seit Ewigkeiten verabschiedet vom Vaterland, von der Heimat, vom Traum einer gerechten Gesellschaft, alle um ihn herum hatten schon vor langer Zeit ins gedankliche Exil rübergemacht, gingen seit Jahren mit ausgeräumten Köpfen durch die löchrigen, fettigen, grindigen, zerbröselnden Straßen Berlins, waren rein körperlich anwesend, Golemgossen, tumbe Befehlsempfänger, die mit ihren hohlen Schädeln nur noch Pelzmützen, Filzhüte, Kopftücher spazieren trugen. Das Land ist leer, dachte Wegener. Wir sind ein Geisterstaat. (S. 243)

## 5 Übergangsstadien

Der Geisterstaat DDR befindet sich in einem Übergangsstadium zwischen stratifizierter (das heißt vor-moderner) und funktional ausdifferenzierter (das heißt moderner) Gesellschaft, bei dem unklar ist, in welche Richtung sich der Prozess vollzieht, der mit dem ersten Mauerfall und der *Wiederbelebung* begann und der durch die in den 10 Tagen der Handlung stattfindenden Turbulenzen in seiner Richtung möglicherweise beeinflusst wird. Dieser Schwebezustand entspricht dem Zustand *extrem reduzierter Komplexität*. Da sich vor-moderne und moderne Utopien primär inhaltlich unterscheiden, kann auf nicht-inhaltlicher Ebene die Einordnung von *Plan D* in den Kontext der Moderne beziehungsweise der modernen Gesellschaftstheorie<sup>8</sup> erfolgen, die besagt, dass Diktaturen auf Re-Stratifizierung und Entdifferenzierung aufbauen:

Indem eine Diktatur den Code von Macht und Ohnmacht, von Regierung und Opposition außer Kraft setzt, macht sie den Zugang zum politischen Apparat letztlich wieder zum Privileg einer bestimmten Personengruppe – damit fällt sie in die ‚Logik‘ der stratifizierten Gesellschaft zurück. In der Moderne gibt es zwar Diktaturen, aber Diktaturen sind paradoxerweise nicht modern; sie führen eine Re-Stratifizierung der Gesellschaft herbei. (Becker/Reinhardt-Becker 2001, S. 96)

---

Allgemein gesellschaftlicher Konsens - Konfliktlosigkeit - Entwicklungsfremdheit“ (ebd.).

8 Gemeint ist in diesem Fall die systemtheoretische Gesellschaftstheorie von Niklas Luhmann. Zur begrifflichen Ausarbeitung der unterschiedlichen Gesellschaftsstadien siehe Luhmann 1995.

Im Falle der (realen und literarischen) DDR gilt, dass die „funktionale ‚Entdifferenzierung‘<sup>9</sup> die volle Entfaltung der ökonomischen Kräfte blockiert und der DDR damit eine Art ‚Standortnachteil‘ im Streit der politischen Systeme eingebracht“ hat (Schöning 2011, S. 210).

Utopien weisen eine zukunftsorientierte Struktur auf. Dargestellte Städte, Inseln, Staaten werden zeitlich oder räumlich entfernt angesiedelt, so dass ein Erreichen durch zielgerichtete Veränderung der Gesellschaft bis zum Eintrittszeitpunkt der Utopie möglich ist (vgl. hierzu auch Priebe 1998, S. 14f.). In *Plan D* wird Zeitlichkeit hingegen rückwärtsgewandt dargestellt. Die Rahmenhandlung verläuft linear vom 19.10.2011 bis zum 29.10.2011, wird aber durch Rückblicke auf entscheidende Zeitpunkte in der Vergangenheit wie zum Beispiel Egon Krenz' Machtübernahme nach einem Putsch gegen Honecker ergänzt.

Die Transition zwischen stratifizierter und funktional ausdifferenzierter Gesellschaft gefährdet die Vision der sozialistischen Utopie, denn die Politik beschränkt mit technokratisch-diktatorischer Hand die Möglichkeiten und bestimmt die Operationen der anderen Systeme. Zusammengehörnde Beispiele sind unter anderem Mobiltelefone der Marke *Minsk* mit eingebauter Abhörfunktion, die Geld- und Devisenquelle und gleichzeitig Informationsquelle für die Politik und ihre untergeordneten Systeme wie das ZK und das MfS sind.

Ein anderes Beispiel untermauert dies: Das effektiv agierende Ministerium für Staatssicherheit, das nach „Zerschlagung und Neustrukturierung“ (S. 66) von Otto Schily streng geführt wird, hat seine Überwachung perfektioniert: „[...] weil sie [u.a. die Mitarbeiter des MfS; S.P.] alles wissen, weil jedes Auge und jedes Ohr in diesem Land ihr Auge und ihr Ohr ist, Guck und Horch, erneuert, verbessert, allgegenwärtig.“ (S. 91) Und: „So gesundgeschrumpft, wie sie gern behauptet, ist die Stasi nicht.“ (S. 135)

Der erste Mauerfall bedrohte den gesellschaftlichen Zwangs-Status-Quo innerhalb der stratifizierten DDR-Gesellschaft durch Übergang in die funktional ausdifferenzierte Gesellschaft. Die von Krenz initiierte *Wiederbelebung* sicherte die Rückkehr zum Gesellschaftssystem der DDR. Eine perfektionierte Staatssicherheit hält es in seiner Grundform intakt. Der inszenierte Mordfall und die hieraus drohenden bilateralen Konsequenzen ermöglichen erneut einen Übergangsversuch zur funktional ausdifferenzierten Gesellschaft und somit auch eine erneute Annäherung an das System des Westens:

---

9 Bei dem Begriff ‚Entdifferenzierung‘ handelt es sich um ein Binnenzitat von Detlef Pollack.

In vier Wochen stehen wir vor der einmaligen Chance, das deutsch-deutsche Verhältnis zu entspannen. [...] Alles hängt da dran: die Neuordnung der Energieverträge, Devisen, Arbeitsplätze, vielleicht sogar die Grenzöffnung. [...] Wenn jemand auf die Idee kommt, dass die Stasi bei uns Leute umbringt, dann ist das vorbei. Schluss mit der Annäherungspolitik, alles umsonst. (S. 65)

*Plan D* beschreibt eine Utopie, die in Bewegung gerät und das eigentliche Merkmal der Utopie, den erreichten Idealzustand eines Staates oder einer Gesellschaft, in Frage stellt. Das System DDR gerät zusehends aus dem Gleichgewicht, worin eine Parallele zur Endphase der realen DDR gegeben scheint. Ein Dialog zwischen Martin Wegener und Karolina Enders verdeutlicht exemplarisch die Zyklen der Geschichte:

Karolina zuckte mit den Schultern und spießte die nächste Wurstladung auf. „Zwanzig, dreißig Jahre. Vielleicht fünfzig. Niemand hat behauptet, dass uns die Transitgebühren bis ins kommunistische Nirwana finanzieren. Aber du weißt, wie es ohne aussähe. Zap-penduster.“ Wegener biss von seiner Bratwurst ab und spülte mit Bier nach. „Und der Bundeskanzler ist euer Supermann von nebenan.“ Karolina lächelte. „Lafontaine sorgt für Umsatz.“ „Weil er euch neue Lieferverträge zuschustert.“ „Weil unsere westlichen Brüder und Schwestern im vergangenen Jahr einen Kanzler gewählt haben, der den sozialistischen Gedanken nicht per se für ein Verbrechen an der Menschlichkeit hält. Achtung [Spitzname von Egon Krenz, vgl. S. 179; S.P.] ist entzückt. Große Annäherung der deutschen Bruderstaaten. Die ganze Idee mit den Konsultationen ist auf Lafontaines Mist gewachsen. Mit doppeltem Nutzen: Sinkende Gaspreise drüben, steigende Transitgebühren für uns.“ (S. 58)

Die staatskritischen, resignierten Aussagen Wegeners und Enders' decken sich mit dem von Müller diagnostizierten beginnenden Niedergang: „Wenn der Glaube an den geschichtlichen und technischen Fortschritt zu wanken beginnt, schlägt die Stunde der Anti-Utopie.“ (Müller 1989, S. 12)

Erhellend ist in diesem Zusammenhang eine Befragung Wegeners durch Repräsentanten des ZK und des MfS (S. 87–99). In dieser Szene wird deutlich, dass auch die politische Führung das Fortleben der sozialistischen Utopie in Gefahr sieht, sollte der Mordfall zu weiteren diplomatischen Schwierigkeiten zwischen Ost und West und daraus folgend „tiefgreifende[n] Veränderungen“ (S. 94) in der DDR durch ausbleibende Transitgebühren führen. Um die Zusammenarbeit auf dem Energiesektor nicht zu gefährden, beschließen Krenz, Schily und Lafontaine eine gemeinsame Ermittlung von ost- und westdeutschen Ermittlern. Die gegenseitige Abhängigkeit wird auf wunderbar subtile Weise im anschließenden Kompetenzgerangel zwischen Wegener, Brendel, einer Stasi-Majorin und einem BND-Agenten deutlich (vgl. S. 164–173).

## 6 Die Jäger der Utopie: Wegener, Brendel, Hoffmann

Es sei an dieser Stelle nochmals auf die Definitionen von Müller verwiesen, der neben den inhaltlichen Merkmalen die folgenden strukturellen Merkmale der Utopie anführt:

- Figuren ohne inhaltliche Zeichnung
- Abstrahierende Darstellung
- Ausgeprägtes Zwei-Welten-Schema
- Rhetorische Struktur (Müller 1989, S. 18).<sup>10</sup>

Anhand der Protagonisten Wegener und Brendel und ihrer unterschiedlichen Charakterisierungen und Charaktere werden im Roman die Gegensätze der beiden Systeme exemplarisch ausgearbeitet.

Martin Wegener, paranoider Kommissar der Volkspolizei Köpenick, mittelmäßig erfolgreich, verlebter Körper, resignierter und leicht hemdsärmeliger Charakter und mit schwindendem Vertrauen in den Sozialismus ausgestattet, leitet die Ermittlungen im Mordfall Hoffmann. Wegener lässt sich am leichtesten durch das charakterisieren, was er nicht hat und ist. Besonders deutlich tritt dies im Vergleich mit dem westdeutschen Brendel hervor:

Wegener fragte sich, was Brendel denken würde, wenn der ihn hier sähe. [...] Wegener stellte fest, dass man Richard Brendel anhimmeln musste, wenn man Martin Wegener hieß. Etwas anderes als pure Bewunderung war gar nicht möglich angesichts eines solchen Höhenunterschieds. Brendel verbuchte Dienstgrad, Westherkunft, Statur, Bonbonparfüm [...] auf seinem Siegerkonto. [...] Und dann Wegener: Ostler, einen Kopf kleiner, weniger Haare, weniger Karriere, ein kaputter Wartburg Aktivist, kein Klavier, keine Eltern, keinen Früchtl und keine Frau. Dafür Cordhosen. (S. 193)

Verwiesen sei auch auf eine Szene, in der der Erstkontakt zu Hoffmanns Tochter geschildert wird. Wegeners und Brendels unterschiedliche Physiognomien werden fast schon zu detailliert und humoristisch beschrieben, als beide Kommissare „als totalentblöbte Zwangswiedervereinigung [...], Ost und West stählern und rostfrei aneinandergekettet“ (S. 385) im Wasser der Ostsee stehen.

Wegeners persönlicher Dämon, die Stimme seines unter mysteriösen Umständen verschwundenen Freundes Josef Früchtl, taucht in allen erdenklichen Situationen als „die Früchtl-Stimme in seinem Kopf“ (S. 28) auf und flüstert Wegener ein, was dieser in den verschiedenen Situationen zu sagen, zu denken

---

10 Die beiden Merkmale *Komplementäre Struktur von Utopie und Satire* sowie *Handlungsarmut* treffen nur bedingt zu. Der satirische Unterton und die vielen Nebenstränge (bzw. Ermittlungsirrwege) laufen der strengen Definition zuwider.

oder zu fühlen habe (vgl. z.B. S. 89–99, 319). Früchtl fungiert so als allwissender Metakommentator, der Wegeners Erlebnisse und den Zustand der DDR durch teils freundliche, teils böse Kommentare in den jeweiligen Kontext einordnet und die, nach Müller, *Vertreibung des Zufalls als Programm* belegt. „Dieser Staat ist eine brennende Bruchbude kurz vorm Tropensturm. Das Einzige, was hier auf Weltniveau produziert wird, heißt Ungerechtigkeit.“ (S. 155)

Zu dieser Illusion des immer noch anwesenden Freundes gesellt sich eine durch sein Verlassenwerden hervorgerufene Beziehungstrauer. Zur Verarbeitung fiktionalisiert Wegener eine mögliche Fortsetzung der Beziehung, phantasiert über Karolina und hofft auf eine Rückkehr seiner Partnerin (vgl. z.B. S. 72). Wegener muss letztlich einsehen, dass seine partnerschaftlichen, freundschaftlichen und beruflichen Beziehungsideologien zu Karolina, Früchtl und dem West-Kollegen Brendel keine haltbaren Beziehungen, sondern lediglich Visionen und Trugschlüsse sind. Wegener bleibt im Privaten in einem „unerträglichen Vergangenheitsanteil“ (S. 55) eingeschlossen und einsam: „Karolina war so weit weg wie nie. Und doch genau so nah wie immer.“ (S. 61) Über Früchtl: „Dieses Scheißsystem frisst meinen besten Freund, und ich kann nichts machen, Martin, ich höre diese Sätze noch, Wort für Wort!“ (S. 63) Und:

Wenn man dich sucht, rennt man vor gläserne Wände, beißt auf Granit, kollidiert mit Mauern aus verhärtetem Schweigen [...] Diktaturen machen müde, Josef, wahrscheinlich macht nichts so müde wie Diktaturen, ehrlich, man verliert auch die letzte Lust, überhaupt noch aufzustehen. Man will nur noch liegen bleiben. (S. 111)

Richard Brendel, *Leiter der ständigen Sonderkommission Westberlin*, ist zwar durch Aussehen und Status fremd in der DDR, aber, wie sich im Laufe der Handlung herausstellt, doch Teil des DDR-Systems. In der Funktion des Doppelagenten ist Brendel doppelt kodiert; er trägt und untergräbt die Ermittlungen, ist somit Bewahrer der Vision und Zerstörer der Illusion zugleich:

„Ich bin ein gut gehütetes Geheimnis.“ Brendel lächelte. Für einen Moment war er wieder der alte sympathische, korrekte West-Supermann. Man konnte ihm nichts übel nehmen, wenn er lächelt, dachte Wegener. Solange man ihn ansieht, ist der Chef-Ermittler der Westberliner Kripo kein sozialistischer Agent, sondern Richard, der Aufrechte. Aber wenn man wegsieht, hat man vielleicht ganz schnell eine Kugel im Rücken. (S. 530)

Albert Hoffmann, emeritierter Politik-Professor, ehemaliger Krenz-Berater und Verfasser politischer Zukunftsstrategien, bildet den Gegenpol zu Wegener und Brendel und zur DDR. Er ist zugleich das Mordopfer, das Wegener an der Gas-Pipeline erhängt vorfindet und um das sich die Ermittlungen drehen. Wegener resümiert anfangs die Ereignisse während eines Besuches im Obduktionsaal, ohne es selbst zu bemerken:

Da liegt er, unser Verursacher der gravierenden wirtschaftlichen Nachteile für DDR und BRD, dachte Wegener, ein kaltes Klappergestell mit ausgelagertem Hirnklumpen. Was in diesem Klumpen einmal vor sich gegangen ist, kann die Geschichte ändern. Oder hat sie längs geändert. Und jetzt entwickeln sich die Dinge. (S. 124f.)

Im Laufe der Handlung wird deutlicher und deutlicher, wie sehr Hoffmann in die Geschichte der DDR in den Jahren des Mauerfalls und der *Wiederbelebung* eingegriffen hat. Als Entwickler der *Theorie des Posteritatismus* und des dazugehörigen „Plan D“ ist Hoffmann als Antagonist beider Staaten zu sehen, der die missglückte Utopie der DDR durch einen weiteren visionär-utopischen Entwurf, „eine umfassende Strategie zur Demokratisierung und Stabilisierung der DDR“ (S. 393), ablösen möchte, der von einem alternativen Umweltkonzept zu einem alternativen Staatskonzept bis hin zur sozialistisch geprägten Vereinigung des Ostens mit dem Westen reicht, der im Zuge der Reform ebenfalls seine politische Ausrichtung ändern müsste:

„Also war es Hoffmanns Idee, 1990 die Mauer zu öffnen?“ fragte Wegener ungläubig. „Natürlich! [...] Das wäre die historische Chance gewesen. [...] Albert hatte Krenz und seinem Politbüro die Zukunft aufgeschrieben, ein zweihundert Seiten starkes Programm. Der sogenannte Plan D. Grenzöffnung, sukzessiver Abbau der Staatssicherheit, Verzicht auf politische Restriktionen und Zensur, Einführung eines echten Parlamentarismus. Das ist der Posteritatismus, an dem Albert sein Leben lang gearbeitet hat: die soziale Gerechtigkeit des Kommunismus, gepaart mit der demokratischen, freiheitlichen und rechtsstaatlichen Qualität westlicher Marktwirtschaften. (S. 268f.)

Der Posteritatismus fungiert als textinterne Utopie in der Utopie, das heißt „eine Mischform aus DDR und Bundesrepublik. [...] Das Beste aus zwei Welten, eine Mischform von West und Ost, sozusagen.“ (S. 194)

## 7 Gegenbildfunktionen: Visionen und Illusionen

Abschließend sei nochmals auf einige Merkmale der Utopie verwiesen. Ihr strukturelles *Zwei-Welten-Schema*, ihre *hohe Determiniertheit durch Institutionen* und ihr *statischer Zustand* prägen durchgängig die Handlung und das Figurenverhältnis: Die häufig ins Nichts laufenden Ermittlungsbestrebungen von Wegener und Brendel, die in der allgegenwärtigen Geheimniskrämerei der staatlichen Stellen begründet sind, unterstreichen in Form plakativ-klebriger Langsamkeit und Dysfunktion des Alltags die Macht der Institutionen über die Bürger. Alle Figuren bleiben trotz detaillierter Beschreibungen flach, es findet keine Entwicklung statt, die Gestaltung bleibt oberflächlich. Kritik an Konsumprodukten aus den Volkseigenen Betrieben, Verweise auf Sonderermittlungsabteilungen wie dem K5 des MfS, auf das ZK, auf Geheimgefängnisse, auf dekadente Edelhôtels für russische

Gas-Oligarchen und reiche Westdeutsche repräsentieren die unterschiedlichen Schattierungen der in *Plan D* fiktionalisierten und sich im Niedergang befindenden DDR.

Staatliche Instanzen, zu denen auch Wegeners ehemalige Freundin Karolina Enders als „Verkäuferin, Politikerin, Karrieristin“ (S. 65) im *Ministerium für Energieexport & Transitwirtschaft* sowie indirekt der getötete Albert Hoffmann gehören, spielen und spielten ihre politischen Versteck- und Verwirrspiele: Die DDR in *Plan D* ist ein „[v]ermintes, bilaterales Geheimdienst- und Diplomatenschlachtfeld“ (S. 409) – diese Aussage lässt sich als abschließendes Beispiel für die von Müller angeführte *rhetorische Struktur* der Utopie heranziehen. Dies geht über die übliche Spannungs-Rhetorik in Kriminalromanen hinaus, da der erzeugte Spannungsbogen eine tiefere Funktion besitzt; er dient der Illusionserzeugung.

Die dargelegten Übereinstimmungen zwischen den grundlegenden Merkmalen von literarischen Utopien und dem hier untersuchten Roman *Plan D* lassen den Schluss zu, dass es sich bei *Plan D* um eine literarische Utopie handelt. Jedoch erzwingen Inhalt und Handlungsmilieu des Romans den Zusatz, dass *Plan D cum grano salis* der Subgattung der Anti-Utopie zugerechnet werden sollte, auch wenn der Roman nicht jene bedrohliche Dunkelheit transportiert, die in Orwells *Nineteen Eighty-Four* vorzufinden ist.

Die Analyse oder – mit anderen Worten und im Sinne Luhmanns – Beobachtung von *Plan D* hat den architektonischen Grundriss dieser anderen, möglichen Welt nachgezeichnet. Die in den Text hinein kodierten politischen und, wie sich gezeigt hat, primär auf Illusionen reduzierten Visionen tragen zum Funktionieren des Textes in seiner *Gegenbildfunktion* bei, eben weil auf der politisch-utopischen Ebene des Textes nichts so funktioniert, wie es von den staatlichen Stellen beabsichtigt wird. Es muss jedoch zwischen der literarischen Utopie und der fiktionalen Realität unterschieden werden. Indem Urban einen toten Staat wiederbelebt und ihn erneut an denselben Symptomen, an denen einst die historische DDR litt, erkranken lässt, fiktionalisiert er die Realität durch Wiederholung der Geschichte. Weil wir wissen, dass die DDR Geschichte ist, kann *Plan D* als Geschichte funktionieren. Die Differenz wahr/möglich entsteht und trägt sich durch stimmige *Einzelreferenzen*, die das Bild dieser fiktiven DDR plausibel machen. Urbans Bestrebungen, einen – wie oben angeführt – ‚Text über das Deutschland von heute‘ zu schreiben, sind geglückt. Die innerliterarische sozialistische Utopie ist nach Pribe *negativ überzeichnet*, aber kein dystopisches *Furchtbild*, sondern eine subtile Kritik an der ganz real existierenden Bundesrepublik Deutschland. Ihre Funktion ist es, „den in diesen Zuständen lebenden Menschen Anhaltspunkte für ein verantwortungsvolles Eingreifen [zu] geben“

(Priebe 1998, S. 2). Dieses ist vielleicht nötig, wenn man ein letztes Mal Martin Wegener reflektieren lässt:

Gab es in diesem Land irgendwen, der nicht von jemand anderem beobachtet wurde? [...] Vermutlich fand man sich irgendwann damit ab, dass man von Menschen gekannt wurde, die man selbst nicht kannte. [...] Wenn also nichts zu befürchten wäre als die geheime Öffentlichkeit des Privaten. In Westdeutschland ließen sich Fernsehsternchen in den Urwald sperren [...], das Proletariat bekam einen Container, alle Jugendlichen stellten ihre Fotos ins Netz. [...] Am Flughafen zogen Scanner die Reisenden aus, das komplette Land wurde mit Kameras überwacht, jedes Taxi, jede U-Bahn, jeder Marktplatz. Überall steigerte man die Staatssicherheit, nicht nur in der DDR. Überall wurde hemmungslos observiert, zugeschaut, registriert, mal ganz offiziell, mal ganz inoffiziell. Menschen haben immer eine exhibitionistische und eine voyeuristische Ader besessen, dachte Wegener, jetzt können sie beide lustvoll ausleben. Die einen unter dem Diktat des Sozialismus, die anderen unter dem Diktat ihrer technischen Möglichkeiten. (S. 107f.)

Zur abschließenden Perspektivierung würde sich neben dem Versuch einer tiefergehenden systemtheoretischen Analyse<sup>11</sup> ein Vergleich von *Plan D* mit Werner Illings *Utopolis* von 1930 anbieten. *Plan D* weist gewisse Überschneidungen mit Illings Entwurf einer sozialistischen Gesellschaft auf, so dass es lohnenswert erscheint, die sozialistischen Utopien in ihren literarischen Spiegelungen oder Interpretationen zu untersuchen. Im Kontext einer solchen Analyse könnte es unter dem Aspekt der Visions- und Illusionsgestaltung ebenfalls ergiebig sein, den jüngst erschienenen Roman *Das gibts in keinem Russenfilm* von Thomas Brussig, in dem ebenfalls die DDR weiterlebt, einzubeziehen.

## Literatur

*Romantitel, die lediglich zu Referenzzwecken genannt werden, sind nicht im Literaturverzeichnis aufgeführt.*

Becker, Frank; Reinhardt-Becker, Elke: *Systemtheorie. Eine Einführung für die Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a.M., New York 2001.

Braun, Michael: Die Erfindung der Geschichte. Fiktionalität und Erinnerung in der Gegenwartsliteratur. In: Rohde, Carsten; Schmidt-Bergmann, Hansgeorg (Hgg.): *Die Unendlichkeit des Erzählens. Der Roman in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur seit 1989*. Bielefeld 2013, S. 139–161.

---

11 Für ein Beispiel einer umfassenderen systemtheoretischen Analyse einer literarischen Utopie (in diesem Fall unter dem Aspekt der Kommunikation und Massenmedien von u.a. Thomas Morus' *Utopia* bis zu George Orwells *Nineteen Eighty-Four*) siehe Priebe 1998, für Analysen von Teilaspekten der Systemtheorie siehe auch Werber (Hg.) 2011.

- Deutsche Welle: *Bücherwelt*, 26.08.2011: „Von Schoßgebeten und Mauerphantasien“. Redaktion und Moderation Gabriela Schaaf. Online: <http://dw.de/p/Ri2r> [30.04.2015].
- Guldin, Rainer; Finger, Anke; Bernardo, Gustavo: *Vilém Flusser*. Paderborn 2009.
- Luhmann, Niklas: Inklusion und Exklusion. In: Luhmann, Niklas: *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*. Opladen 1995, S. 237–264.
- Luhmann, Niklas: Literatur als fiktionale Realität. In: Luhmann, Niklas: *Schriften zu Kunst und Literatur*. Hrsg. von Niels Werber. Frankfurt a.M. 2008, S. 276–291.
- Müller, Götz: *Gegenwelten: Die Utopie in der deutschen Literatur*. Stuttgart 1989.
- Priebe, Dagmar: *Kommunikation und Massenmedien in englischen und amerikanischen Utopien des 20. Jahrhunderts. Interpretationen aus systemtheoretischer Sicht*. Frankfurt a.M. 1998 (*Neue Studien zur Anglistik und Amerikanistik*, 72).
- Schöning, Matthias: Kommunikation/Handlung – ‚Literatursystem‘ der DDR. In: Werber, Niels (Hg.): *Systemtheoretische Literaturwissenschaft: Begriffe, Methoden, Anwendungen*. Berlin, New York 2011, S. 203–216.
- Urban, Simon: *Plan D. Roman*. Frankfurt a.M. 2011.
- Werber, Niels (Hg.): *Systemtheoretische Literaturwissenschaft: Begriffe, Methoden, Anwendungen*. Berlin 2011.



Maren Eckart

# Weg(e) gehen und ankommen. Pilgerinnenberichte über den Jakobsweg

## 1 Einleitung: Pilgern als postmoderne Alternative

Pilgerinnenberichte geben als besondere Form von Reiseliteratur Zeugnis über einen aktuellen Trend: das Pilgern von Frauen<sup>1</sup> und die narrative Bearbeitung dieser Erlebnisse. In den Texten werden nicht nur Pilgerwegerfahrungen literarisiert, sondern in den Verschriftlichungen finden performative Identitätskonstruktionen statt, so wie auch das Pilgern in mancherlei Hinsicht mit Inszenierung und Performanz in Verbindung gesetzt werden kann. Im vorliegenden Beitrag richtet sich das Augenmerk auf übergreifende narrative Strukturmerkmale in Pilgerinnenberichten über den Jakobsweg,<sup>2</sup> denen einige Erläuterungen zum heutigen Pilgern vorangestellt werden.<sup>3</sup>

Man pilgert heutzutage wieder und mehr denn je zuvor, sei es zu als heilig empfundenen Orten der Weltreligionen, zu profanen Kultstätten oder zu Orten kollektiver Trauer (vgl. Stausberg 2011, S. 55).<sup>4</sup> Zu den bekanntesten christlich geprägten

- 
- 1 Weibliches Pilgern ist allerdings kein Novum, sondern zählt historisch gesehen zu den für Frauen geläufigsten Reiseformen, auch wenn sich die Motive und Formen des heutigen Pilgerns in mancherlei Hinsicht geändert haben. Zu weiblichen Pilgerreisen in der Spätantike und im Mittelalter vgl. Rottloff 2007.
  - 2 Da sich die überwiegende Mehrheit aktueller deutschsprachiger Pilgerinnenberichte auf den Jakobsweg (beziehungsweise auf Jakobswege) beziehen, ist die Jakobswegliteratur von Frauen Untersuchungsgegenstand des vorliegenden Beitrages. Pilgerinnenberichte mit anderen Zielen werden hier nicht berücksichtigt.
  - 3 Bereits Brenner betont die Relevanz der Kontextualisierung: „Wenn sie [Reiseberichte; M.E.] als Quellen ausgewertet werden sollen, müssen zunächst die individuellen sowie die zeit- und kulturspezifischen Voraussetzungen der Wahrnehmung rekonstruiert werden.“ (Brenner 1990, S. 30)
  - 4 Zum ambivalenten Verhältnis zwischen modernen Pilgerreisen und Tourismus mit seinen hybriden Erscheinungsformen vgl. besonders Kapitel 3 in Stausberg 2011, S. 53–71; vgl. auch Blackwell 2010, S. 24–37; hier: S. 24. Pilgern wird zunehmend als neue Form eines spirituellen, nachhaltigen und ganzheitlich orientierten Tourismus erkannt; vgl. Swatos 2006 und Raj/Morpeth (Hgg.) 2007; vgl. auch Wunderlin (Hg.) 2013. Sowohl von Seiten der Tourismusforschung als auch aus soziologischer, ethnologischer und theologischer Perspektive heraus werden spiritueller Tourismus und

europäischen Pilgerwegen zählt das UNESCO-Weltkulturerbe *Der Jakobsweg*, den Detlef Lienau als „spirituellen Lernweg für jeden“ bezeichnet (Lienau 2009, S. 91). Es mag als lukratives Phänomen eines modernen spirituellen Individualtourismus, als Spin-Off-Effekt internationaler Bestseller<sup>5</sup> oder als Ausdruck eines existentiell empfundenen Bedürfnisses betrachtet werden, dass sich jährlich Tausende von Menschen aus aller Welt auf den Weg nach dem mittelalterlichen Pilgerziel Santiago de Compostela im Nordwesten Spaniens begeben, um dort das mutmaßliche Grab des Apostels Jakobus aufzusuchen.<sup>6</sup> Eine bislang unvermindert anhaltende Pilgerwelle wurde im deutschsprachigen Raum durch Hape Kerkelings Reisebericht *Ich bin dann mal weg. Meine Reise auf dem Jakobsweg* (2006)<sup>7</sup> ausgelöst, was in Zeiten kirchlicher Entfremdung zunächst überraschen mag. Auch viele Frauen<sup>8</sup> pilgern heutzutage auf dem Jakobsweg, und zahlreiche der Pilgerinnen schreiben als Laienautorinnen Blogs oder veröffentlichen, oft als *Books on Demand*, persönliche Schilderungen ihrer Pilgerreise.<sup>9</sup> Diese Pilgerin-

---

heutige Pilgerreisen in jüngster Zeit rege interdisziplinär untersucht. Sie sind bislang relativ selten Gegenstand literaturwissenschaftlicher Untersuchungen, was in Anbetracht der umfassenden Pilgerliteratur überraschen mag. Zum literarischen Motiv des Pilgers vgl. Reader (Hg.) 1993. Vgl. auch Lienau mit Beispielen zur Gegenwartsliteratur über den Jakobsweg (Lienau 2009, S. 87–105).

- 5 Beispiele sind Paulo Coelho's esoterischer Roman *O diario de um mago* (1987, dt.: *Die heiligen Geheimnisse eines Magiers*, 1991; späterer Titel: *Auf dem Jakobsweg. Tagebuch einer Pilgerreise nach Santiago de Compostela*, 2007) und Shirley MacLaines *The Camino: A Journey of the Spirit* (2000, dt.: *Der Jakobsweg. Eine spirituelle Reise*, 2001).
- 6 Jakobswege mit dem Endziel Santiago de Compostela durchziehen von Skandinavien und dem Baltikum ausgehend ganz Europa. Der von den meisten Erstwanderern gewählte klassische Hauptweg durch Nordspanien, der *Camino Frances*, umfasst ca. 850 km. Zum Erlangen der Pilgerurkunde muss durch Pilgerstempel nachgewiesen werden, dass man die letzten 100 km zu Fuß oder 200 km mit dem Rad oder zu Pferd zurückgelegt hat. 2014 erreichten nach statistischen Angaben des Pilgerbüros in Santiago de Compostela 237 886 registrierte Pilger und Pilgerinnen unterschiedlichster Altersgruppen ihr Ziel, von denen 16 333 aus Deutschland stammten (vgl. Pilgerstatistik 01 und 06; vgl. auch Drouve 2011, S. 11–16; hier: S. 11f.).
- 7 Mureno bezeichnet es als „Erleuchtungsepos“ und spricht vom „efecto Kerkeling“ (Mureno 2004, S. 50). Es wird sich zeigen, ob die für 2015 geplante Verfilmung des Kerkeling-Bestsellers die Anzahl deutschsprachiger Pilger weiterhin steigern wird.
- 8 2014 wurden nach Angaben des Pilgerbüros in Santiago de Compostela 109 386 Pilgerinnen registriert (vgl. Pilgerstatistik 03).
- 9 Diese Texte werden durchgehend als Pilgerinnenberichte bezeichnet, da sie von weiblichen Pilgerwegerfahrten handeln und die Erzählerinnen sich in ihren Selbstbeschreibungen als Pilgerinnen betrachten. Die Publikationsform vieler Pilgerinnenberichte

nenberichte stellen keine isolierte Erscheinung dar, sondern sind im komplexen Diskurs der gegenwärtigen Pilgerbewegung zu verorten.

Das heutige Pilgern hat einen heterogenen Charakter.<sup>10</sup> Die Motive, sich auf den historisch aufgeladenen Jakobsweg zu begeben, sind ebenso zahlreich wie die Pilgerinnen und Pilger an sich und erstrecken sich von religiösen Beweggründen jeglicher Art bis hin zu sportlichen Herausforderungen.<sup>11</sup> Bei dem Aufbruch in die zielgerichtete Fremde hat das Erlebnis des geographischen Weges nach dem überstrapazierten Mottos vom Weg als Ziel denselben, wenn nicht den größeren Belang wie das Erreichen der Kathedrale in Santiago de Compostela, wenn gleich Weg und Ziel einander bedingen.<sup>12</sup> Das (Massen-)Phänomen Jakobsweg

---

als *Books on Demand* veranschaulicht zugleich auf recht bezeichnende Weise, dass hier Laienautorinnen ihre Erfahrungen als ein eigenes (Selbstverwirklichungs-)Projekt literarisieren und anderen zugänglich machen wollen. Ein naheliegender Vergleich zu weiblichen Pilgerblogs kann im Rahmen dieses Beitrages nicht leider nicht berücksichtigt werden.

- 10 „Warum pilgern Menschen? [...] Die Antworten sind so erstaunlich wie vielfältig: immer geht es dabei ganz wesentlich um Erfahrung. Sie wird jedoch anders erlebt, gedeutet und eingesetzt. Unterwegssein, Entschleunigung, Begegnungen mit anderen, Abkehr vom Alltag, Einsicht in wirkliche Notwendigkeiten des Lebens, spirituelles Erlebnis, Lebenswegritual, Auseinandersetzung mit sich selbst, metaphorisch Ballast abwerfen oder materiellen Ballast zurücklassen sind einige der Stichworte, mit denen die Erfahrung des Pilgerns beschrieben werden.“ (Schmidt 2013, S. 7) Hinsichtlich des gegenwärtigen, nicht ohne Skepsis betrachteten Jakobsweg-Pilgerbooms vermerkt Drouve: „[W]o Kirchenvertreter auf die Stärkung des Christentums setzen und die Gläubigen anspornen, die Botschaft des Evangeliums auch in Krisenzeiten in die Welt zu tragen, sehen Spötter im Camino de Santiago [...] nichts anderes als die längste Couch der Welt, auf der zivilisationsmüde Pseudo-Pilger ihre eingebildete Seelenpein abladen: Spiritualismus *light* mit Trekking-Ausrüstung und Kreditkarte.“ (Drouve 2011, S. 11; Hervorhebung im Original)
- 11 Mureno stellt hinsichtlich der Pilgerwelle auf dem Jakobsweg die eher rhetorischen Fragen: „Was passiert mit dem Weg, wenn ihn Horden gehen? Ein Wanderzirkus mit Globetrotter-Flair? Eine spirituelle Versehrtenkarawane?“ (Mureno 2004, S. 50) Norman bezeichnet den Jakobsweg in der Überschrift zu Kapitel 3, (S. 47–68) als „spiritual workplace“ (Norman 2011, S. 47).
- 12 Laut Angaben des Pilgerbüros in Santiago de Compostela gaben 2014 von 237 886 Pilgern 101 011 religiöse, 120 413 religiös-kulturelle und 16 462 kulturelle Motive an (Pilgerstatistik 05). Zur Relevanz der Weges betont Haab: „Das Ziel ist zwar nicht unwichtig, tritt aber, zumindest in der heutigen Zeit, vor der Bedeutung des Weges für FußpilgerInnen deutlich in den Hintergrund. Bezüglich der Bedeutung des Ziels zeigt sich allerdings eine ziemliche Diskrepanz zwischen den Aussagen der PilgerInnen und

und damit verbunden einer umfassenden Pilgerliteratur<sup>13</sup> drückt parallel zu oder vielmehr im Zuge aller kommerziellen Vermarktung in einer zunehmend säkularisierten oder privatreligiösen Gesellschaft offenbar ein Verlangen, eine Vision aus, und sei es nur, indem man als Leserin bzw. Leser anhand der Berichte anderer an Pilgerreisen teilnimmt. Die Frage, was eine ‚richtige‘ Pilgerschaft ausmacht, wird dabei in fast jeglicher einschlägiger Literatur problematisiert.<sup>14</sup> Als übergreifende Kennzeichen für Pilgerreisen fasst Blackwell zusammen: „It has two elements: the external journey to the sacred site, and the internal journey as a transformative spiritual experience.“ (Blackwell 2010, S. 25) Bei einer Pilgerfahrt auf einem geographischen Weg gehören, so Haab, der äußere, geographische und der innere, die metaphorische Bedeutung und die Erfahrungen der Pilgerinnen bzw. Pilger betreffende Weg unausweichlich zusammen (vgl. Haab 1998, S. 11). Beim Pilgerwandern in der Postmoderne handelt es sich nach Lienau darum, sich eine „Identität zu erlaufen“ (Lienau 2009, S. 143), womit er das heutige Interesse für Pilgerreisen begründet. Er knüpft mit dieser These an Reflexionen Baumans<sup>15</sup> an, der gesellschaftliche und soziale Unterscheidungen zwischen dem Typus des Pilgers als Verkörperung der Moderne vom Typus des Touristen als Verkörperung der Postmoderne macht (vgl. Bauman 1994, S. 389–408). Pilger und Touristen werden als Metaphern sozialer Prozesse aufgefasst, die sich durch Identitätsfestlegung und Bindungsunlust voneinander abgrenzen lassen:

Der Typus Pilger legt sich dauerhaft auf ein bestimmtes Ziel fest, um so eine zusammenhängende Identität zu gewinnen. Der Typus Tourist vermeidet gerade Festlegungen, verzichtet auf eine einheitliche Identität, um frei zu bleiben für den Augenblick. (Lienau 2009, S. 144)

---

der Interpretation der Kirche, welche dem Ziel einen größeren Stellenwert zuordnet.“ (Haab 1998, S. 12)

- 13 Zu Textgattungen der Jakobswegliteratur gehören zum Beispiel praktische und spirituelle Ratgeber, Belletristik (Romane, Krimis und spirituelle Lyrik), Reiseführer und Pilgerinnen- und Pilgerberichte sowie Fotodokumentationen und Pilgerandachtsliteratur.
- 14 Vgl. Haab 1988, S. 60, Fn. 876. Auch in den Pilgerinnenberichten wird identitätskonstruierend nach den Kriterien und Motiven einer ‚wahren‘ Pilgerschaft gefragt.
- 15 Bauman hebt hervor, dass es in der Postmoderne nicht länger um die Festlegung und Bewahrung von Identitäten geht, die dem Pilger in der Moderne wichtig war: „Die Schwierigkeit besteht nun nicht mehr darin, eine Identität zu entdecken, zu erfinden, zu konstruieren, zusammenzufügen (oder gar zu kaufen), sondern zu verhindern, daß sie an einem klebenbleibt. Eine gut konstruierte und dauerhafte Identität wird vom Aktivposten zur Schuldverschreibung. Der Dreh- und Angelpunkt postmoderner Lebensstrategie ist nicht die Identitätsbildung, sondern die Vermeidung von Festlegungen.“ (Bauman 1994, S. 395f.); vgl. auch Ahlin 2005.

Im alternativen Typus des Pilgers liegt, so Lienau, die Möglichkeit zur spielerischen Identitätskonstruktion in einer postmodernen Gesellschaft, dabei führt er als Komponenten der Selbsterfahrung bei der Pilgerschaft das Testen neuer Rollen, Routinen, die Erfahrung von Gemeinschaft, Religiosität und Fremdheit seiner selbst sowie die Erfahrung durch die Begegnung mit anderen an (vgl. ebd., S. 147–155).<sup>16</sup> Pilgern kann in diesem Sinne als performativer Akt der Identitätskonstruktion gedeutet werden, zu dem in seiner Verlängerung auch die narrative Darstellung im Pilgerinnen- bzw. Pilgerbericht zu rechnen ist.

## 2 Pilgerinnenberichte als Untergattung des Reiseberichtes

Die umfassende Reiseliteratur unter anderem in Form von Pilger- und Pilgerinnenberichten<sup>17</sup> zum Jakobsweg widersprechen der pessimistischen Aussage Brenners, dass der Reisebericht als literarische Gattung kaum eine Zukunft hätte (Brenner 1990, S. 666). Die literarische Vermarktung des Jakobsweges und das weiterhin ungesättigte Leseinteresse drückt vielmehr ein gesellschaftliches Bedürfnis aus, das den Nerv der Zeit zu treffen scheint. Reiseberichte<sup>18</sup> allgemein und Pilgerinnenberichte insbesondere sind ein Reservoir unterschiedlichster Erzählformen, die von autobiographischen Tagebuch- und Reisenotizen bis hin zu (Foto-)Reportagen reichen. Pilgerinnenberichte schildern nicht nur eine individuelle Pilgerwanderung, sondern sie sind zugleich selbstinszenierende Egodokumente, wobei der Aspekt der Spiritualität dieser Sorte von Reiseliteratur eine besondere Dimension verleiht.

Meistens handelt es sich bei Pilgerinnenberichten um Texte von Frauen unterschiedlichen Alters, die als Alleinwanderinnen<sup>19</sup> aus etablierten Strukturen

---

16 Zur komplexen identitätstheoretischen Debatte der Moderne und Postmoderne vgl. Straub/Renn 2002.

17 Berichte männlicher Jakobswegpilger werden im Rahmen dieses Beitrages nicht berücksichtigt.

18 Manfred Pfister unterscheidet Reiseführer und Reiseberichte als zwei deutlich differenzierte Textsorten: „[D]ie eine erhebt Anspruch, sachlich und zuverlässig zu informieren; die andere bietet individuellen Erfahrungen und subjektive Eindrücke. Der Reiseführer ist ein instruktiver Text, der seinem Benutzer sagt, *wie* er *wohin* reisen kann und *was* er dabei beachten und betrachten soll. Der Reisebericht dagegen ist ein narrativer Text, der dem Leser die Geschichte einer Reise erzählt und ihn allenfalls beiläufig durch den Vorbildcharakter der Reise zum Wandeln auf diesen Spuren auffordert.“ (Pfister 1993, S. 116; Hervorhebungen im Original)

19 Die untersuchten Pilgerinnenberichte schildern längere Wanderungen auf dem gesamten *Camino Francese* oder anderen Jakobswegen in Spanien und Portugal.

aufbrechen oder sich an einer Schnittstelle im Leben befinden und ihre Pilgererfahrungen selbstreflexiv literarisieren. Sowohl die Pilgerin als auch der Pilgerweg fungieren dabei als literarische Objekte. Die subjektiven Schilderungen erheben Authentizitätsanspruch, sind aber zurechtgelegte Wirklichkeits- und Identitätsentwürfe. Diese oft retrospektiv aus persönlichen Aufzeichnungen und Reisenotizen entstandenen, mit Fotos versehenen Texte machen eine bemerkenswerte Literatur von Frauen aus, die vom „Öffnen der Tagebücher“ in den 1970er Jahren wortwörtlich einen Schritt zur Identitäts(re-)formulierung durch Fremderfahrung gemacht hat. Fremderfahrung ist hier als Dreiklang aufzufassen und zielt erstens auf die Fremde, das heißt auf den geographischen Weg, zweitens auf erlebte Fremdbegegnungen mit anderen während der Pilgerschaft und drittens einem „sich fremd gehen und zu sich selbst kommen“ (Lienau 2009, S. 152), was den transformativen Prozess der Pilgererfahrung und seiner Verschriftlichung unterstreicht. Bereits die Titel der Pilgerinnenberichte weisen häufig auf Themenkomplexe der weiblichen Selbsterfahrung, der Spiritualität und des inneren Wandel hin (Aichinger u.a. 2008, Bolte 2013, Dankbar 2012, Faller 2013, Gerland 2004, Hallek 2006, Host 2014, Johannßen 2005, Mathiak 2011, Malou 2009, Milde 2012, Prawitt 2010, Rohrbach 2013, Sauer 2010, Schüler 2012, Schwarz 2008, Suckow 2011, Villas 2012).<sup>20</sup>

### 3 Zur narrativen Struktur

In der Regel lassen sich die Pilgerinnenberichte über den Jakobsweg in drei, jeweils unterschiedliche Phasen markierende Abschnitte unterteilen: 1. in einen Prolog, 2. in die Pilgererfahrung und 3. in einen Epilog im Sinne eines ‚Vorher‘, ‚Während‘, ‚Nachher‘. Es bringt die performative Inszenierung der Pilgerschaft und deren Narration zum Ausdruck, die aus einem Hineinwachsen, Ausführen und dem Verlassen dieser temporären Rolle als Pilgerin besteht. Im Prolog skizzieren die Erzählerinnen ihre Autobiographien und/oder geben die Motivation ihrer Wanderung an. Sie schildern zudem ihre Planungs- und Vorbereitungsphase. Der Bericht formiert sich dadurch zu einer zusammenhängenden, in der Wirklichkeit der Erzählerfigur verankerten Narration.<sup>21</sup> Häufig wird der Wunsch

---

20 Der vorliegende Beitrag bezieht sich auf die angeführten Texte über den *Camino Francese* und den Küstenweg.

21 Die Berichte werden aus einer weiblichen Ich-Perspektive heraus erzählt. Nur Prawitt fügt Tagebuchauszüge des Mannes der Erzählerin hinzu und schreibt im Prolog in dritter Person.

nach Veränderung und einer längeren Auszeit als Beweggrund angeführt.<sup>22</sup> Die vielfältigen Pilgermotive reichen von Aufbrüchen aus beruflichen Zwängen oder einem als sinnentleert empfundenen Alltag bis zur Markierung einer neuen Lebensphase nach gescheiterten Beziehungen oder Burn-out-Syndromen (vgl. Dankbar 2012 und Bolte 2013). Auch die Überwindung von Krankheiten oder die Herausforderung, sich trotz Krankheiten auf den Weg zu begeben, sind Triebkräfte der Pilgerschaft.<sup>23</sup> Bezeichnend formuliert Dankbar:

Was macht dir so richtig Freude in deinem Leben? Wo sind deine Talente, was hast du aus ihnen gemacht? Was wünschst du dir am meisten? Bist du glücklich, oder fehlt dir was? Warum waren meine Beziehungen gescheitert, warum hatte meine Ehe nicht gehalten? [...] Ich ging mit mir selber schonungslos ins Gericht, gab mir auf alle Fragen ehrliche Antworten. [...] Aber es gab auch Fragen, auf die ich keine Antworten hatte, da blieb es in mir einfach stumm. (Dankbar 2012, S. 23)

Die auslösenden Faktoren für die Pilgerwanderungen sind Krisen oder Visionen, der Wunsch nach Aufbruch, Entschleunigung und Veränderung, ohne dass die Erzählerinnen, abgesehen von der angestrebten physisch/geographischen Ankunft in Santiago de Compostela, anfangs die individuellen Ziele ihrer Pilgerreise konkret formulieren können. Sie werden sich dessen vielmehr erst während der Wanderung, im Zuge einer inneren Transformation bewusst. Ein weiteres Motiv ist die Anregung durch Bestseller- oder Jakobswegliteratur (vgl. dazu den Abschnitt „Intertextualität“).<sup>24</sup> Nicht selten fragen sich die Erzählerinnen

---

22 „Wir alle waren, jede auf ihre Weise, auf der Suche nach Antworten auf die verschiedensten Fragen, die uns das Leben zu stellen schien. Wir wollten unsere Grenzen überwinden und unsere Träume verwirklichen. Es entstand der gemeinsame Wunsch, eine Auszeit zu nehmen. All die Anforderungen und Pflichten, die der Alltag uns abverlangte, einfach hinter uns zu lassen, um uns auf den Weg zu machen, den Jakobsweg!“ (Aichinger u.a. 2008, S. 10). Ähnlich formuliert es Malou: „Wieder ein neuer Lebensabschnitt, wieder eine neue Zeit. Es gibt Situationen im Leben, da müssen Veränderungen sein, weil das eigene Leben einem nicht mehr passt wie ein zu enges Korsett – es kneift überall. Auch sind es Lebensträume, für die bisher nie Zeit und vielleicht auch kein Mut vorhanden waren. Eine Auszeit für mich und zwar eine ziemlich lange – zu so viel Egoismus hat es bisher nicht gereicht. Nun sind die Kinder groß und die Ehe ist in die Jahre gekommen, also Zeit für Veränderungen.“ (Malou 2009, S. 12).

23 Mathiak und Sauer schildern ihre Pilgerreise nach einer Krebserkrankung, während Suckow als Diabetikerin pilgert; sie betonen, mit ihren Wanderungen andere ermutigen zu wollen (vgl. Suckow 2011, S. 180).

24 „Ich hole mir eine HörCD von Paulo Coelho über den Jakobsweg. Dabei handelt es sich jedoch um eine mystische Erzählung, die zwar spannend ist, mir jedoch wenig umsetzbare Hinweise gibt, was für die Planung meines Weges zu beachten wäre. Aber

genderperspektiviert, ob sie sich als Frau den Herausforderungen einer Fernwanderung stellen können und ob ihre Lebenssituationen und Rollen eine temporäre Abkehr vom Alltag zulassen. Milde Reflexionen entsprechen anderen Pilgerinnenberichten, die in der Regel keine religiösen Gründe als Hauptmotiv anführen:

[I]ch habe nicht das Gefühl, pilgern zu müssen, um den Ablass von meinen Sünden zu erlangen. Das war der Hauptgrund, weswegen die Menschen im Mittelalter diesen Weg gingen. Ich gehe ihn, weil eine Freundin sagt, dass ich ihn gehen soll. Und weil ich aus einer Depressionsphase nach meiner Scheidung noch nicht so ganz raus bin. Und weil ich irgendwie auf der Suche bin und nicht weiß wonach. Und weil ich einen Burnout hinter mir habe. Und weil einfach etwas passieren muss. Auf dem Weg erkenne ich dann, warum ich mich wirklich auf das Pilgern quer durch Spanien eingelassen habe. (Milde 2012, S. 3)

Prawitt, die in ihrem Bericht mit ihrem Mann zusammen den Jakobsweg wandert, gibt wie viele andere den Wunsch nach individueller Veränderung und Erneuerung als visionäres Motiv an: „Ich will mich wieder spüren und Zutrauen zu mir finden. Ich will wissen, wo meine Möglichkeiten und wo meine Grenzen sind und was ich zum Leben brauche. Und ich will unerreichbar sein“ (Prawitt 2010, S. 12). Die inneren Beweggründe der Wanderung führen bisweilen zu einer Mystifizierung bzw. Symbolisierung des Jakobsweges. In diesem Sinne heißt es bei Dankbar (2012): „der Weg ruft mich“ (S. 13), während Bolte (2013) von einem „Wandlungsweg“ (S. 7) spricht und Rohrbach (2013) die Pilgerreise als „Sinnbild für das Leben“ betrachtet (S. 234). Prawitt (2010) wiederum erlebt den Weg als eine Metapher ihrer Ehe (S. 172). Dass nicht das Grab des Apostels Jakobus in Santiago de Compostela, sondern der Weg Anreiz der Pilgerschaft ist, verdeutlicht Dankbar im Verlauf ihrer Schilderung, deren Aussage sinngemäß anderen Pilgerinnenberichten entspricht:

Ich hatte den Jakobsweg ausgewählt, weil er ein sehr alter Pilgerweg war, christlich geprägt. Ich wollte Gott nahe sein. Ich erhoffte mir dadurch Stärke, Kraft, Schutz und Klarheit. Wenn ich ehrlich bin, spielte Jakobus dabei für mich keine Rolle, außer der historischen. Er gab den Rahmen, er war das Ziel in Santiago, aber ich war nicht seinetwegen unterwegs. Einiges über seine Person erfuhr ich erst während des Pilgerns. Der heilige Jakobus wurde in den Gesprächen der Pilger untereinander selten thematisiert. Es schien, als ob Jakobus als Pilgermotiv keine große Bedeutung zukam. Es war wohl eher die Mystik des Weges, die die meisten Pilger faszinierte. (Dankbar 2012, S. 183)

---

ich erkenne allmählich die Dimensionen des Weges, als ich auch von Shirley McLaine [sic!] einen Bericht ihres Jakobsweges lese. „Ob ich das überhaupt schaffe?“ frage ich mich – und auch: „Ist das nicht zu gefährlich, den Weg als Frau ganz allein zu gehen?“ (Milde 2012, S. 4). Zu genderbezogenen Befürchtungen, ob man als Frau Belästigungen ausgesetzt sein würde vgl. Schüler 2012, S. 38f.

So gut wie alle Texte führen in den Prologen von Hoffnungen und Visionen getragen das Bedürfnis einer Auszeit, der Neuorientierung und einer persönlichen Herausforderung als Grund der Pilgerreise an.

#### 4 Der geographische Weg als Erzählstruktur

Pilgerwanderungen auf dem Jakobsweg sind *per definitionem* keine Entdeckungsreisen in unbekannte Regionen, sondern man geht in den Fußspuren anderer. Es prägt folglich die Erzählstruktur, dass der geographische Weg und das Ziel vorgegeben und bekannt sind. Die Erzählabschnitte folgen chronologisch-linear einem mehr oder weniger festgelegten Etappenverlauf. Erzählabschnitte sind Authentizitätsmarkierend tagebuchartig und an Datumsangaben und Wandertage gebunden oder werden durch Räumlichkeiten vom jeweiligen Aufbruchsort zum Tagesziel gegliedert, die Referenzen zur außertextuellen Wirklichkeit erstellen.<sup>25</sup> Die beschriebenen Etappen, die erwanderten Städte sowie die Erfahrung physischer Strapazen sind in den Pilgerinnenberichten weitgehend identisch und machen performativ kollektive Erfahrungen und Identitätskonstruktionen als Pilgerinnen aus, bei der die inzwischen gar nicht mehr so fremde Fremde zu einer Wiedererkennung und textuellen Bestätigung wird. Der geographische Weg dient als Raster oder Gussform und ist zugleich die Schilderung einer individuellen Erfahrung.<sup>26</sup> Zur Performanz und Selbstinszenierung gehört die Materialität des Weges ebenso wie die Körperlichkeit der Wegerfahrung, die letztendlich durch den Erfolg der Ankunft in Santiago de Compostela legitimiert wird.

#### 5 Prämediation und Intertextualität

Die Wahrnehmung des Weges sowie dessen erzählerische Konstruktion erfolgt nicht kontextlos, sondern man wandert in und mit den Narrationen anderer. Nünning hebt entsprechend die Vorprägung von Reisen und Reiseberichten durch Gattungen und Medien hervor:

- 
- 25 Fotos und angefügte Karten bestätigen häufig die Referentialität (und Selbstinszenierung). Auf das Verhältnis von Bild und Text kann hier jedoch nicht eingegangen werden.
  - 26 Haabs ethnologische Studie zum Jakobsweg geht anhand von Befragungen der Erlebnisstruktur des Weges nach und erfasst, inwiefern emotionale und spirituelle Erlebnisse Ort für Ort an geographische Stationen des Weges gebunden sind (vgl. Haab 1998, S. 225–228). Die Aussagen entsprechen in vielerlei Hinsicht den Erlebnisschilderungen in den hier untersuchten Pilgerinnenberichten.

Diese Prämediation des Reisens und der Reiseliteratur besteht darin, dass Reisende oftmals durch Bild- und Printmedien bereits Kenntnisse und Vorstellungen von den bereitesten Orten und Ländern erworben haben, die dann die Auswahl und Repräsentation des Dargestellten im Reisebericht mindestens ebenso sehr prägen wie die eigenen Erlebnisse. (Nünning 2008, S. 15)

Ferner betont Nünning, dass das kulturelle Gedächtnis für Reisende eine Vielzahl von kulturellen Mustern und Schemata bereit stellt, die nicht nur die Praxis des Reisens und die Wahrnehmung des Reisenden prägen, sondern in der Gattung des Reiseberichts auch die sprachliche Repräsentation der Reise, des Wahrgenommenen und des Erlebten (vgl. ebd., S. 17). Auch in Bezug auf den Jakobsweg und seine Literatur lässt sich von einem kulturellen Gedächtnis sprechen, das intertextuell formiert, tradiert und zu einer kollektiven Erfahrung wird.<sup>27</sup> In den Pilgerinnenberichten werden nicht selten Referenzen zur Jakobsweg-Bestsellerliteratur erstellt,<sup>28</sup> sei es wie betont als Auslöser der Wanderung (vgl. Hallek 2006, S. 8) oder als Vorbild für die narrative Struktur. Wenn Pfister (1993) in seiner Studie zum Reisebericht als Intertext zwischen vier Arten der Intertextualität (der verdrängten und negierten, der kompilatorischen, der huldigenden und der dialogischen) unterscheidet, ist die Intertextualität der Pilgerinnenberichte vor allem den beiden letztgenannten Kategorien zuzuordnen. In den Texten wird besonders häufig auf Kerkeling Bezug genommen;<sup>29</sup> beispielsweise betont Bolte die intertextuelle Prämediation durch Kerkeling beim Erlebnis der Pilgermesse in Santiago de Compostela:

Außerdem war ich deshalb enttäuscht, dass wir Pilger nicht wie erwartet alle namentlich aufgerufen oder begrüßt wurden – wie viele andere Deutsche hatte ich nach der Lektüre

- 
- 27 „Die Präfiguration des Reiseberichts lässt sich in vielen Fällen auch auf der Ebene der Vertextung und Konfiguration des Erzählten nachweisen, denn oftmals sind auch die Texte vermeintlicher Augenzeugenberichte durch Intertexte, kulturell vorgefertigte Plots und Erzählmuster, konventionalisierte Darstellungsverfahren sowie ästhetische und gesellschaftliche Normen geprägt.“ (Nünning 2008, S. 16)
- 28 Bei Dankbar ist Schwarz’ Pilgerinnenbericht ausschlaggebend: „Andrea Schwarz und ihre Motivation zu pilgern, das was der Weg in ihr auslöste und wie sie es beschrieb, brachten in mir Empfindungen zum Klingen, die mich zum einen sehr verunsicherten, zum anderen etwas in mir freisetzten. Mich hatte die Sehnsucht gepackt.“ (Dankbar 2009, S. 10)
- 29 Beispielsweise betont Villas: „Santiago de Compostela hat einen Flughafen und der wird von Ryanair angefliegen. Das gab es zu Hapes Zeiten noch nicht, denke ich, und stürze mich ins Netz.“ (Villas 2012, S. 12) Ein weiteres Beispiel bei Villas lautet: „Irgendwann wird es schwer“, sagt Hape in seinem Buch und warum nicht jetzt, denke ich mir.“ (Ebd., S. 31)

von Hape Kerkelings Buch diese Erwartungshaltung. Doch das war leider nicht der Fall – anscheinend waren es gerade zu viele Pilger. (Bolte 2013, S. 82)

Allerdings ist in einigen Texten nicht nur die intertextuell vorgeprägte Reisewahrnehmung, sondern auch die Imitation von Kerkelings humoristisch-ironisierendem Erzählstil augenfällig (vgl. Villas 2012, Milde 2012). Weitere Referenzen zu Kerkeling werden unter anderem dadurch erstellt, dass wie bei ihm Kapitel mit „Erkenntnissen des Tages“ oder Ähnlichem<sup>30</sup> resümiert werden.<sup>31</sup> Prämediation erfolgt ferner durch die Wahrnehmung und Bestätigung von Aussagen des mitgenommenen Reiseführers.<sup>32</sup> Die Erzählerinnen beschreiben in allen Berichten (sozusagen in Wiederholung abgerufen) die erwanderten geographischen Orte. Das subjektive Wandererlebnis wird mit referenzierbaren Fakten und Informationen verkettet, nacherlebt und narrativ ausgeformt. Nicht nur alte und neue Pilgerrituale<sup>33</sup> des Jakobsweges werden erneut ausgeführt und geschildert, sondern man erzählt in fast allen Pilgerführern und -berichten immer wieder die

- 
- 30 Mathiak beendet jeden Tagesabschnitt mit einem philosophischen Spruch, einer Weisheit oder Redensart. Tagebuchartige Resümees werden beispielsweise bei Host als Etappenziele mit der Formulierung „mit mir allein“ eingeleitet. In einigen Texten werden wie bei Kerkeling „Wünsche an das Universum“ gerichtet. Beispielsweise schreibt Bolte: „Ich erinnere mich daran, dass Hape Kerkeling in seinem Buch beschrieben hatte, wie er sich auf seinem Camino auch immer irgendwelche Dinge vom Universum bestellt hatte. Deshalb beschloss ich, es auch einmal auszuprobieren. Ich wünschte mir, die verlorene Rolle wieder zu finden [...] Erleichterung und ein großes Dankeschön ans Universum!“ (Bolte 2013, S. 37); „Vor dem Zubettgehen wünschte ich mir für den nächsten Morgen vom Universum noch gutes Wetter...“ (ebd., S. 40). Intertextuelle Bezüge können ferner durch Lebensprüche oder Zitate erstellt werden, die die jeweiligen Kapitel als Mottos einleiten (vgl. Sauer 2010).
- 31 Auch Dankbar macht auf den ‚Kerkeling-Effekt‘ aufmerksam: „Zugleich mit meiner Rückkehr katapultierte sich das Buch von Hape Kerkeling, in dem er seine Reiseerlebnisse vom Jakobsweg beschreibt, auf Platz eins der Bestsellerlisten. Vorher hatte ich vielen noch erklären müssen, was der Jakobsweg war, jetzt schienen auf einmal alle davon zu sprechen. Er war in aller Munde.“ (Dankbar 2009, S. 253)
- 32 „Diese Etappe ist ausgesprochen anstrengend [...]“, steht es in unserem Wanderführer.“ (Prawitt 2010, S. 125) Rohrbach zitiert Verse aus einem mittelalterlichen Reiseführer (vgl. Rohrbach 2013, S. 285).
- 33 Beispiele neuer Rituale sind das Ablegen eines mitgebrachten Steines am Cruz de Ferro, das Bauen von Steinmännchen/-pyramiden am Wegrand und das Verbrennen von Kleidungsstücken in Finisterre.

zahlreichen Jakobsweglegenden.<sup>34</sup> Dies alles bestätigt, tradiert und konstruiert den Weg in seiner spezifischen Eigenart. Dieses performative Wechselspiel aus kollektiv-narrativer Wiederholung und individueller Wahrnehmung (er-)schafft somit den Pilgerweg immer wieder neu und erhält ihn als kulturelles Gedächtnis lebendig. Bei Schilderungen, die eine explizit christliche Perspektive einnehmen (wie die Berichte von Dankbar, Schwarz und Prawitt), fließen zudem intertextuell Bibelzitate, kontemplative Betrachtungen sowie Gebete in die Berichte mit ein.<sup>35</sup>

## 6 Transitorische Identität

Der weitgehend linear erfolgende Erzählfluss wird häufig retrospektiv durch autobiographische Passagen unterbrochen, teils in Form kurzer Erinnerungen, teils als längere Erzählabschnitte. Die Identität der Erzählerinnen wird als sich im Wandel befindend wahrgenommen, reflektiert und narrativ als transitorischer Prozess konstruiert.<sup>36</sup> Die Lebensgeschichte der Erzählerinnen verschmilzt mit der Narration

---

34 Zu den nacherzählten Legenden gehören das ‚Hühnerwunder‘ in Calzada, das ‚Kelch-wunder‘ in O Cebreiro und die Erzählungen um den Apostel Jakobus (einschließlich der Darstellung als Maurentöter).

35 Angeführte Bibelstellen werden mit subjektiven Reflexionen verbunden. Prawitt schreibt beispielsweise: „Ich krame meine Minibibel aus dem Rucksack und schlage die Wallfahrtspsalmen auf. [...] [E]s tut mir gut, wie die Worte des Psalms 123 meine Blickrichtung neu justieren: *Ich hebe meine Augen auf zu dir, der du im Himmel wohnst.*“ (Prawitt 2010, S. 58; Hervorhebung im Original) Ferner: „An anderer Stelle beschreibt Paulus sehr eindrücklich, wie wichtig die Beschneidung des Weinstockes ist, damit er reife Frucht bringt. Ich nehme mir vor, diese Stelle mal in Ruhe in der Bibel nachzulesen. Vielleicht hat die mehr mit unserer momentanen Situation zu tun, als es auf den ersten Blick scheint.“ (Ebd., S. 127) Schwarz kontempliert durchgehend Bibelstellen und wandert den Weg im christlichen Bewusstsein, so heißt es bei ihr z.B.: „Im Gottesdienst heute abend gab es zwei schöne Schriftstellen: der Anfang des zweiten Korintherbriefes – ‚Wer Anteil hat am Leid, hat auch Anteil am Trost‘ – und die Seligpreisungen. Selig, wer nicht mehr als nötig und möglich vorausplant, er wird ...? Wenn ich aufbreche und losziehe, wer oder was ist dann eigentlich dieser Gott für mich? Ein Gott, der mitten in allem Wandel bleibt, ein Gott, der sich mitwandelt – ein im Wandel bleibender Gott, ein sich im Bleiben wandelnder Gott?“ (Schwarz 2008, S. 91)

36 Der Verwendung des Ausdrucks ‚transitorische Identität‘ geschieht in Anlehnung an den Titel bei Straub/Renn (2002), um den prozessualen Charakter bei Identitätswürfen zu unterstreichen. Zur Identitätswürfen in Lebensgeschichten schreibt Kraus: „Identität ist kein ‚Werk‘, das irgendwann fertig ist, sondern besteht aus einem ständigen Prozess des Erzählens und Umerzählens. Der geschieht nicht in der Aufdeckung einer Lebensgeschichte, sondern in ihrer Konstruktion, [...] im Arrangement und

der Wegerfahrung. Bei der Auseinandersetzung des erzählerischen Ichs mit der eigenen Identität und mit verschiedenen Rollen geht es dabei nicht nur um die Lebensgeschichte im Vorfeld der Wanderung, sondern auch in der geschilderten Gegenwart des Pilgers. Die Alleinwanderungen führen zu Erinnerungen und zur Konfrontation mit dem eigenen Ich. Die Erzählerinnen machen fernab vom Alltag intensiviert<sup>37</sup> neue Selbsterfahrungen und setzen sich mit existentiellen Fragen wie Krankheit und Tod auseinander.<sup>38</sup> Haab vermutet, dass auf dem heutigen Jakobsweg eine Verlagerung von physischen zu emotionalen Leiden stattfindet (vgl. Haab 1998, S. 257). Der Aspekt emotionaler Ergriffenheit kommt in vielen Texten zum Ausdruck, in denen über Augenblicke starker Gefühlbewegungen (Trauer, Weinen, Verzweiflung, Ermüdung, Frustration) berichtet wird. „Das Urlaubsfeeling ist eindeutig vorüber“, vermerkt Prawitt (2010, S. 125) ernüchtert in ihren Tagebuchnotizen, aber auch emotional verdichtete Wahrnehmungen wie Freude und Euphorie prägen zeitweise die Texte.<sup>39</sup>

---

Rearrangement von Lebensfakten und mit dem Ziel der zukunftsbezogenen Anschlussfähigkeit.“ (Kraus 2002, S. 164)

- 37 Lienau betont entsprechend, dass die Erlebnisintensität eine Zentrierung im Hier und Jetzt und in der eigenen Subjektivität bewirkt; „[d]abei erleben alle Autoren den Jakobsweg als eine andere Welt, die gegenüber dem Alltäglichen einen Überschuss bietet.“ (Lienau 2009, S. 105)
- 38 Beispielsweise schreibt Rohrbach: „Mir ist, als sei ich selbst ein aus dem Nest gefallener Vogel, verloren in der Welt, einsam und gefährdet. Wozu? Das Leid und die Qual, diese Vergeudung von Leben, geboren zu werden, um zu sterben. Ich kann nicht verstehen, warum die Menschen so am Leben hängen – ich wollte nie leben. Dennoch hatte ich zwölf Jahre gebraucht, bis ich wirklich begriff, was das ist, der Tod. Damals beschloss ich, sofort zu sterben. Mir schien das nur logisch. Da es keine Möglichkeit gab, dem Tod zu entgehen, warum dann nicht gleich Schluss machen?“ (Rohrbach 2013, S. 224f.)
- 39 „Selten zuvor habe ich mich so lebendig empfunden. Der Impuls mich dem Fluss des Lebens zu überlassen, einfach zu sein, so wie alles um mich herum, war ganz stark“ (Dankbar 2009, S. 210f.). Auch Bolte berichtet von emotionaler Bewegtheit: „Ich setzte mich [...] erst einmal eine Weile hin und weinte wie aus Sturzbächen – Erleichterung!“ (Bolte 2013, S. 67) Auch beispielsweise Rohrbach schildert Augenblicke starker emotionaler Bewegtheit: „Der Wind weht mir die Tränen in die Augen, die neu nachfließen, und ich glaube zu fliegen. Ich bin außer mir, es ist ein Gefühl der Ekstase. Ich lache, weine und jauchze, springe, hüpfе, tanze und bin ganz und gar wie von Sinnen. Verrückt, ich bin verrückt. Es ist ein Taumel. Ich fliege, fliege, fliege [...] Als meine Entrücktheit langsam von der Vernunft wieder eingeholt wird, merke ich, dass ich keineswegs geflogen bin.“ (Rohrbach 2013, S. 182f.)

## 7 Spiritualität

Ein augenfälliges Merkmal der Pilgerinnenberichte als einer Untergattung der Reiseliteratur ist die Relevanz von Spiritualität. Eng verbunden mit der retrospektiven Autobiographie, mit der Auseinandersetzung mit existentiellen Fragen und dem performativen Prozess der Selbst(re)formulierung gehen die meisten Pilgerinnenberichte auf religiös-spirituelle Erfahrungen und Reflexionen ein.<sup>40</sup> In den Berichten handelt es sich meistens um Frauen, die in der Kindheit eine religiöse Erziehung erhalten, sich aber von der Institution Kirche abgewandt haben, oder die sich als Atheistinnen oder Teilzeitchristinnen verstehen. Dies entspricht in mancherlei Hinsicht Kerkelings Selbstbild, der sich als „eine Art Buddhist mit christlichem Überbau“ (Kerkeling 2006, S. 20) bezeichnet und auf dem Weg eine nicht weiter ausgeführte Gotteserfahrung macht.<sup>41</sup> In vielen Pilgerinnenberichten entwickelt sich der Pilgerweg zu einer Auseinandersetzung mit einer eigenen spirituellen Selbstfindung und Positionierung oder die Erzählerinnen machen religiöse Erfahrungen und führen performativ religiöse Rituale des Weges aus. Dies geschieht häufig als skeptische Annäherung an Glaubensfragen, die zwar kein expliziter Antrieb der Wanderung sind, aber zu einer Folgeerscheinung werden können. Nicht selten üben die Erzählerinnen scharfe Kirchenkritik (vgl. Gerland 2004, S. 19–24). In diesem Sinne betont Gerland:

Diese erste Etappe meines neuen Lebensweges konnte kein christlicher Pilgerweg sein. Ich hatte schon vor langer Zeit Abstand von Begriffen Religion, Glaube und Kirche im christlichen Sinne genommen. Diese Tür war immer zu, da war ich ganz sicher. Christlichen Pilgern zu begegnen, fand ich eher abschreckend. (Ebd., S. 9)

Rohrbach wiederum verneint nicht nur religiösen Glauben,<sup>42</sup> sondern Sinn überhaupt: „Nicht nur, daß ich an keinen Schöpfer mehr glauben kann, ich sehe auch

---

40 Der Jakobsweg als ein historischer Pilgerweg bietet den Erzählerinnen (oft ungesucht) die Möglichkeit zur Auseinandersetzung mit Glaubensfragen. Die zu erwandernden Orte geben nicht nur Zeugnis jahrhundertelanger Pilgerreisen und sind häufig aus ihnen erwachsen, sondern die Erzählerinnen führen wie erwähnt performativ Pilgerrituale aus, besuchen Kirchen und Gottesdienste oder werden von Begegnungen anderer Menschen des Weges beeinflusst, über Spiritualität nachzudenken oder diese zu empfinden.

41 „Er [Kerkeling; M.E.] schlüpft – wenngleich in großer Freiheit – in die Rolle des Pilgers. Sie zeigt ihm eine Möglichkeit, den Alltag zu transzendieren und seine noch diffuse Sehnsucht zu entfalten. Kerkelings Exodus weiß, wovon er weg muss, und der Weg wird zum ihn wandelnden Ziel.“ (Lienau 2009, S. 94)

42 Rohrbach: „Im Laufe des Gesprächs fragt mich der Pilger aus Salamanca, welcher Konfession ich angehöre. Ich antworte wahrheitsgemäß. Sehr konsterniert vergewissert

keinen übergeordneten Sinn im Leben.“ (Rohrbach 2013, S. 30) Sie empfindet sich stattdessen als Teil des Kosmos, und die Verschmelzung mit der Natur ist der rote Faden ihrer Wanderung (vgl. Lienau 2009, S. 95–99). „Wenn ich in der Natur bin“, betont Rohrbach, „vergesse ich, die Sinnfrage zu stellen“ (Rohrbach 2013, S. 300), und sie resümiert: „Nun bin ich angekommen und gehe wieder, neue Wege, neue Ziele zu suchen. Ich weiß, sie sind eigentlich nicht neu, es bleiben immer die gleichen. Das Leben ist eine ständige Weiterbewegung, die doch nirgendwo hinführt.“ (Ebd., S. 301)

Nur wenige der Pilgerinnenberichte sind wie betont explizit von Anfang an christlich motiviert.<sup>43</sup> Bei der überwiegenden Mehrzahl der Texte werden keine Glaubensgründe als Anlass der Pilgerreise angeführt. Die Erzählerinnen werden vielmehr im Gehen (beziehungsweise in der narrativen Darstellung des Pilgererlebnisses) performativ zu Pilgerinnen und entwickeln Offenheit für religiöse Fragen und subjektiv-individuelle Erfahrungen,<sup>44</sup> die von Naturmystik<sup>45</sup> oder New Age inspirierten Wahrnehmungen bis hin zu der Entdeckung eines privatreligiösen Marienkultes (vgl. Gerland 2004) reichen. Im Freiraum der Wanderung

---

er sich: ‚Du bist kein Christ?‘ ‚Nein.‘ ‚Du glaubst nicht an Gott?‘ ‚Nein.‘ Er schaut mich fassungslos an.“ (Rohrbach 2013, S. 291) Ungeachtet ihrer atheistischen Grundhaltung bezeichnet sich jedoch auch Rohrbach als Pilgerin und empfindet sich während ihrer Wanderung auf dem Jakobsweg als Teil der Pilgergemeinschaft.

- 43 Vgl. Prawitt 2010, Schwarz 2008 und Dankbar 2012. Schwarz gibt ihrem Pilgerbericht den Untertitel „Ein geistliches Pilgertagebuch“.
- 44 Hallek berichtet zum Beispiel von einer Begegnung mit einer Frau (Töns), die fragt, ob sie und ihre Mitwanderin richtige Pilger seien: „Die Frage ist seltsam. ‚Was meinst du damit, was ist ein ‚richtiger Pilger‘?‘ ‚Ein Mensch, der sich aufmacht, um sich selbst kennen zu lernen, der zu Hause alle seine Angelegenheiten geregelt hat, um keine Verwicklung mit sich zu nehmen, ein Mensch, der Gott sucht und sich auf ihn einlässt.‘ Puh, darüber muss ich erst nachdenken. [...] Wie lauteten noch die Worte, die ein gläubiger Mann vor einige Monaten zu mir gesagt hat? ‚Sie sind ihr Leben lang auf der Suche nach ihrem Vater. – Sie werden ihn nur in Gott finden.‘ Kannst du dich erinnern, wie aufgewühlt ich damals war? Als hätte sich etwas in mir geöffnet und eine Verbindung zu meinem vertrauensvollen Kinderglauben wiederhergestellt. Nach Töns Frage kam ein ähnliches Gefühl in mir auf. Vielleicht bin ich wirklich eine richtige ‚Pilgerin?‘“ (Hallek 2006, S. 27) Suckow wiederum spricht von einer „Wiedergeburt ihres Glaubens“ (Suckow 2011, S. 88).
- 45 Bolte: „Auf Augenhöhe mit den vielen schönen Blumen, wunderte ich mich, für was man eigentlich in eine Kirche pilgern müsste, wo man doch so mitten in der Natur Gott mindestens genauso gut begegnen konnte. Im Gegenteil, die Blumenwiese war mir nachhaltiger im Gedächtnis geblieben als sämtliche Kirchengebäude auf dem ganzen Camino zusammen.“ (Bolte 2013, S. 70f.)

erfolgt eine eher undogmatische Annäherung an Glaubensfragen, fernab von kirchlichen Maximen und Anforderungen. Auch konfessionelle Unterschiede werden in den Schilderungen kaum problematisiert oder es wird sich darüber hinweg gesetzt. Bezeichnend schildert Suckow folgende Episode:

Dem Mönch erzähle ich auf sein Nachfragen von meiner Pilgerreise ab Irun über Santo Toribio nach Santiago de Compostela. Er stellt fragend fest: katholisch? Was spielt das für eine Rolle, ob katholisch oder evangelisch – es ist doch der gleiche Glaube, aber zu seiner Beruhigung und um weiteren Erklärungen aus dem Weg zu gehen nicke ich. (Suckow 2011, S. 82)

Vergleichbar setzt sich bei Dankbar der Partner der Erzählerin über Gebote der katholischen Kirche hinweg, indem er als evangelischer Gläubiger zur Kommunion geht, was die Erzählerin wie folgt kommentiert: „Seine Einstellung, dass jeder Christ dies für sich selbst entscheiden muss und nicht seine jeweilige Konfession mit ihren entsprechenden Glaubenssätzen entscheidend ist, kann ich gut nachvollziehen.“ (Dankbar 2009, S. 50f.) In den Berichten wird Religiosität weniger theoretisch, sondern eher pragmatisch und individualisiert reflektiert und erfahren. Der Aspekt der Fremdbegegnungen und Gemeinschaftserfahrungen spielt hier ebenfalls eine Rolle. In Hinblick auf religiöse Erlebnisse während des Wanderns resümiert Prawitt:

Ob wir also Gott erfahren haben, vielleicht mehr als zu Hause? Wahrscheinlich schon, aber nicht, weil Gott, sondern weil wir selbst auf dem Weg präsenter gewesen sind als sonst in unserem Alltag. Grenzerfahrungen wie die der vergangenen Wochen machen es schwer, sich vor sich selbst oder anderen zu verstecken. (Prawitt 2010, S. 227f.)

Spiritualität jenseits aller Dogmatik und nicht zwangsläufig unter christlichen Vorzeichen macht als postmodernes, performatives ‚Pilgern light‘ eine zentrale Komponente der Pilgerinnenberichte aus und kann mit einer Verdichtung, einer Intensivierung der Wahrnehmung während der Wegerfahrung erklärt werden. Für die Erzählerinnen geht es in den Berichten dabei in erster Linie um die persönliche Spiritualität. Obschon sich die Erzählerinnen ernsthaft und freimütig mit Glaubensfragen auseinandersetzen, bleibt fragwürdig, inwiefern viele der Pilgerinnenberichte offiziellen kirchlichen Vorstellungen einer Pilgerschaft entsprechen.

## 8 Fremdbegegnungen

Die narrativen Pilgererfahrungen sind durch Bekanntschaften mit anderen Pilgern und Pilgerinnen, von Fremdbegegnungen und bisweilen der eigenen Fremdheit vor sich selbst geprägt. Die Lebensschicksale der Mitpilgerinnen und -pilger fließen als Kurzbiographien in die Texte ein und tragen als Spiegelung im Anderen dazu

bei, das Selbstbild der Erzählerinnen zu prägen und zu verändern. Die Berichte werden dadurch narrativ zu einem Puzzle an Lebensgeschichten, Begegnungen und Episoden, die die Texte bei allen Gemeinsamkeiten zugleich einzigartig machen. Viele der Erzählerinnen empfinden es als ein Wagnis, sich alleine auf eine Fernwanderung zu begeben. Die Herausforderung und Wahrnehmung von Fremdheit ist allerdings weniger das Erlebnis in Spanien zu sein. Diese Fremdheit beschränkt sich meistens auf recht nuancenlose Erfahrungen wie die geschlossener Kirchen,<sup>46</sup> ungewohnter Ladenöffnungszeiten (vgl. Bolte 2013, S. 47) und irritierend später Essensgewohnheiten oder der Fremdheit der Sprache und damit verbundenen Kommunikationsproblemen. Die Erzählerinnen erklären spanische, für die Pilgerschaft relevante Wörter<sup>47</sup> und regionale Besonderheiten, aber sie registrieren die Fremdheit des Landes<sup>48</sup> eher im Vorübergehen, ohne sich darin zu vertiefen. Weitaus wichtiger sind den Erzählerinnen die Begegnungen mit anderen sowie der Pilgeralltag auf dem Weg und in den Herbergen. Das Dasein wird als vereinfacht, auf grundlegende Komponenten reduziert wahrgenommen und narrativ konstruiert. Die geschilderten physischen und psychischen Herausforderungen bestehen primär im täglichen Gehen und in den Wirkungen des Gehens unter dem Einfluss des Wetters. Verpflegungs- und Übernachtungsmöglichkeiten finden zu können sowie das Zurechtkommen mit körperlichen Blessuren rücken als kollektive und individuelle Erfahrungen und Themen in den Vordergrund. Derartige Schilderungen machen die Pilgerinnenberichte zu einer performativen

---

46 So heißt es bei Dankbar: „Jede Kirche, jede Kapelle, an der ich nun vorbeikam, war geschlossen. Darüber war ich sehr traurig, wie gerne hätte ich eine Kerze angezündet und still in einer der Bänke auf das Christuskreuz geschaut. Es hätte mich getröstet.“ (Dankbar 2009, S. 125)

47 Worterklärungen stehen meistens im Erzähltext. Bolte fügt dem Text ein recht notdürftiges Glossar hinzu (vgl. Bolte 2013, S. 161f.).

48 Nicht selten wird das Fremde aus einer nationalen Perspektive heraus eher negativ bewertet oder es verbleibt unverständlich. Bolte vermerkt beispielsweise: „Ich fand zwar, dass sich Krankenhaus immer sehr dramatisch anhört, aber so etwas wie Hausärzte schien es in Spanien nicht zu geben (oder die Pensionswirtin, die ich gefragt hatte, hatte nicht verstanden, was ich suchte“ (Bolte 2013, S. 83). Suckow hält fest: „Ich erzähle, dass ich verheiratet bin und zwei Kinder habe, und ernte Kopfschütteln – das gäbe es in Spanien nicht; verheiratet, Kinder und dann allein auf dem Jakobsweg sein – höre ich da Neid heraus?“ (Suckow 2011, S. 74). Als eine andere Fremdwahrnehmung wird in der Tagebuchnotiz des Ehemannes bei Prawitt notiert: „Hier dudeln keine Fernseher, wie es sonst in spanischen Bars oder Restaurants üblich ist. Diese TV-Sucht ist wirklich eine Seuche. Aber die Spanier lieben es offensichtlich laut und abwechslungsreich.“ (Prawitt 2010, S. 185)

Wiedererkennungs- und Bestätigungsliteratur, die aus Wiederholung und individueller Wahrnehmung und Inszenierung besteht und die das kulturelle Gedächtnis des Jakobsweges aus weiblicher Perspektive weiter tradieren. Die Texte dienen aber auch als Vorbilds- und Inspirationsliteratur, letzteres vor allem, wenn es sich um Erzählungen handelt, die den Fokus auf Krisen- oder Krankheitsbewältigung legen.

## 9 Epilog

Nach Beschreibung der oft emotionsgeladenen Ankunft in Santiago de Compostela als ein performativer Akt der identitätskonzipierenden Selbstbestätigung enden die Pilgerinnenberichte in der Regel selbstreflexiv mit einem Epilog als Bestandsaufnahme der Lebenssituation ‚nachher‘. In diesen Epilogen wird von der Integration der Pilgererfahrungen in den Alltag berichtet.<sup>49</sup> Die Erzählerinnen setzen den geographischen Weg mit ihrem weiteren Lebensweg in Verbindung und deuten die Ankunft in Santiago de Compostela und letztendlich im Alltag als Neuanfang: „Nach dem Weg ist vor dem Weg, das Ende ist gleichzeitig ein Anfang.“ (Suckow 2011, S. 168) Repräsentativ für Erfahrungen, die auch in anderen Pilgerinnenberichten zum Ausdruck kommen, konstatiert Hallek:

Es war gut, noch in Finisterre gewesen zu sein, die Weite des Ozeans zu sehen. Wehmut und Abschiedsschmerz zu empfinden und zu erkennen, dass ich wieder nach Haus möchte. Als eine Frau mit Selbstachtung und Würde [...] Ich habe getan was ich wollte, ohne Kompromisse, konnte mir Raum verschaffen und Distanz halten, weil ich mich jetzt stark und wertvoll fühle. Ich werde noch aufmerksam üben müssen, doch nie mehr wie vor dieser Reise sein. (Hallek 2006, S. 214f.)

Die Wegerfahrung führt zu Erkenntnissen über die weitere Lebensplanung, was den prozessual-transitorischen Charakter der narrativen Identitätskonstruktionen unterstreicht. Entweder treffen die Erzählerinnen Entscheidungen über Änderungen im Lebenswandel und inneren Haltungen, in ihrer beruflichen Orientierung oder hinsichtlich ihrer Rollen und Beziehungen.<sup>50</sup> Die Pilgerreise wird in

---

49 Bolte verweist auf ihre Erkenntnisse bereits im Vorwort: „[E]rst seit dem Camino beginne ich langsam, Schritt für Schritt damit, meine eigenen Vorstellungen und Erwartungen zu entdecken und zu leben. Erst seitdem habe ich das Gefühl, auf dem richtigen Weg in MEIN Leben zu sein und bei MIR anzukommen. Auch wenn ich mir das damals – wie so meistens – anders vorgestellt hatte.“ (Bolte 2013, S. 7; Hervorhebungen im Original)

50 In diesem Sinne resümiert Mathiak: „Ich habe mein großes Ziel Santiago wohlbehalten und gesund erreicht. Ich habe jeden Schritt dorthin genossen, habe gestaunt über alles

den Texten als Auslöser eines Wandlungs- oder Erkenntnisprozesses gedeutet, der mit dem Ende der Wanderung nicht abgeschlossen ist. „Letztendlich bin ich mittlerweile zur der Überzeugung gekommen“, stellt Bolte fest, „dass die Antwort zu finden auf die Frage, wer ich bin, DER Prozess ist – und dass seit meinem eigenen Camino dieser Prozess erst so richtig initiiert wurde.“ (Bolte 2013, S. 148; Hervorhebung im Original) Der Pilgerweg (und dessen Narration) werden hier zu einem Initiationsritus der Selbstfindung.

## 10 Zusammenfassung

Pilgerinnenberichte literarisieren, tradieren und (re-)konstruieren den Jakobsweg als kulturelle Erinnerung aus einer weiblichen Erlebnis- und Reflexionsperspektive, wobei die Wahrnehmung und Literarisierung des Weges durch Prämeditation anhand intertextueller Bezüge erfolgt. In den Texten macht die Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte eine zentrale Komponente aus. Die Pilgerreise sowie der Pilgerbericht führen zu individuellen, vielfach neu definierten prozessualen Entwürfen und (Re-)Formulierungen und Aushandlungen von Identität. Die Erzählerinnen schildern nicht nur einen erwanderten Weg und damit verbundene Fremderfahrungen, sondern auch einen inneren Wandel, den sie vollziehen. Reflexionen über die eigene Religiosität sowie die Thematisierung spiritueller Erfahrungen sind dabei Teilkomponenten dieser performativen Selbstentwürfe. Die Pilgerinnenberichte belegen, dass es beim weiblichen Pilgern nicht nur darum geht, Identität zu ‚erlaufen‘, sondern sich diese im Zuge der Pilgerschaft auch zu ‚erschreiben‘. Die Pilgerinnenberichte machen als Untergattung der Reiseliteratur durch die Thematisierung des inneren Wandels ein aktuelles Beispiel weiblicher Selbstfindungsliteratur aus. Aus der Vision, weggehen und Wege gehen zu wollen, wird letztendlich eine narrative Ankunft im erzählerischen Ich und die Konstruktion neuer Identitäten.

## Literatur

- Ahlin, Lars: *Pilgrim, turist eller flykting? En studie av individuell religiös rörlighet i senmoderniteten*. Stockholm, Stehag 2005.
- Aichinger, Elfriede; Kolberg Melitta; Schuder, Birgit; Zierer, Gerlinde: *Jakobs Weg. Vier Frauen auf dem Camino Primitivo*. Hamburg 2008.

---

Neue, das mir begegnete, die Natur und die Menschen. Ich habe so viel gelernt auf dem Camino. Ich bin an mir selbst gewachsen und ich habe mich verändert. Ich bin angekommen. [...] *in Santiago und bei mir selbst*.“ (Mathiak 2011, S. 104; Hervorhebung im Original)

- Bauman, Zygmunt: Vom Pilger zum Touristen. In: *Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften* (1994) 205, S. 389–408.
- Blackwell, Ruth: Motivation für Pilgrimage. Using theory to explore motivations. In: Ahlbäck, Tore (Hg.): *Pilgrimages Today. Based on papers read at the symposium on pilgrimages today held at Åbo, Finland, on 19–21 August 2009*. Åbo 2010, S. 24–37.
- Bolte, Christine: *Burnout. Vom Jakobsweg zurück ins Leben*. Norderstedt 2013.
- Brenner, Peter J.: *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*. Tübingen 1990 (*Internationales Archiv für Sozialgeschichte, 2. Sonderheft*).
- Coelho, Paulo: *O diário de um mago* (1987); dt.: *Die heiligen Geheimnisse eines Magiers* (1991); späterer Titel: *Auf dem Jakobsweg. Tagebuch einer Pilgerreise nach Santiago de Compostela*. 30. Auflage. Zürich 2007.
- Dankbar, Sabine: *Karriere oder Jakobsweg? Wegezeit – Wendezeit. Mein Weg nach Santiago de Compostela*. 2. Auflage. Dülmen 2012 [zuerst: Dülmen 2009].
- Drouve, Andreas: Vorwort. In: Drouve, Andreas (Hg.): *Der Jakobsweg. Ein literarischer Führer*. Darmstadt 2011, S. 11–16.
- Faller, Silvia: *Eine Frau allein auf dem Jakobsweg: 1000 Kilometer Magie und Abenteuer – Mein Weg über den Camino del Norte, den Camino Lebaniego und den Camino Primitivo nach Santiago de Compostela*. Mannheim 2013.
- Gerland, Karin: *Der Weibliche Weg Gottes. Eine Pilgerreise zur Ganzheit*. Bielefeld 2004.
- Haab, Barbara: *Weg und Wandlung. Zur Spiritualität heutiger Jakobspilger und -pilgerinnen*. Freiburg 1998 (*Praktische Theologie im Dialog, 15*).
- Hallek, Hannelore: *Wie ich nach Santiago de Compostela ging und ganz woanders ankam. Ein Frauen-Jakobsweg*. Norderstedt 2006.
- Host, Mady: *Einfach los ... Mein Küstenweg*. Traveldiary.de. Hamburg 2014.
- Johannßen, Gisela: *Als Frau allein auf der Via de la Plata*. Welver 2005 (*Outdoor-Handbuch Serie FernwehSchmöker, 182*).
- Kerkeling, Hape: *Ich bin dann mal weg. Meine Reise auf dem Jakobsweg*. 9. Auflage. München 2014 [zuerst: München 2006].
- Kraus, Wolfgang: Falsche Freunde. Radikale Pluralisierung und der Ansatz einer narrativen Identität. In: Straub, Jürgen; Renn, Joachim (Hgg): *Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst*. Frankfurt a.M., New York 2002, S. 159–186.
- Lienau, Detlef: *Sich fremd gehen. Warum Menschen pilgern*. Ostfildern 2009.
- MacLaine, Shirley: *The Camino. A Journey of the Spirit* (2000); dt.: *Der Jakobsweg. Eine spirituelle Reise*. München 2001.

- Malou, Anna: *Wenn nicht jetzt, wann dann? Eine Reise auf dem Jakobsweg*. 3. Auflage. Gründau-Rothenbergen 2009.
- Mathiak, Kerstin: *Marathon der Emotionen. Mein Jakobsweg – zurück ins Leben*. Berlin 2011.
- Milde, Laura: *Unheilige Gedanken auf dem Heiligen Weg. Mein Jakobsweg quer durch Spanien*. [o.O.] 2012.
- Mureno, Juan: Ich bin dann man hier. In: *Der Spiegel* (2004) 31, S. 51–55.
- Norman, Alex: *Spiritual Tourism. Travel and Religious Practice in Western Society*. London, New York 2011.
- Nünning, Ansgar: Zur mehrfachen Präfiguration / Prämediation der Wirklichkeitsdarstellung im Reisebericht: Grundzüge einer narratologischen Theorie, Typologie und Poetik der Reiseliteratur. In: Gymnich, Marion; Nünning, Ansgar; Nünning, Vera; Wäghäll Nivre, Elisabeth (Hgg.): *Points of Arrival: Travels in Time, Space, and Self. Zielpunkte: Unterwegs in Zeit, Raum und Selbst*. Tübingen 2008, S. 11–32.
- Pfister, Manfred: Intertextuelles Reisen, oder: der Reisebericht als Intertext. In: Foltinek, Herbert; Riehle, Wolfgang; Zacharasiewicz, Waldemar (Hgg.): „*Tales and their telling difference*“. *Zur Theorie und Geschichte der Narrativik. Festschrift zum 70. Geburtstag von Franz K. Stanzel*. Tübingen 1993, S. 109–132.
- Pilgerstatistik Jakobsweg: Online: <http://www.jakobus-info.de/jakobuspilger/statik.htm>; <http://www.jakobus-info.de/jakobuspilger/statik01.htm>; <http://www.jakobus-info.de/jakobuspilger/statik03.htm>; <http://www.jakobus-info.de/jakobuspilger/statik05.htm>; <http://www.jakobus-info.de/jakobuspilger/statik06.htm> [30.04.2015].
- Prawitt, Eva: „*Und was, wenn ich mitkomme?*“ *Zu zweit unterwegs auf dem Jakobsweg*. 2. Auflage. Moers 2010.
- Raj, Razaq; Morpeth, Nigel, D. (Hgg.): *Religious Tourism and Pilgrimage Festival Management: An International Perspective*. Wallington, Oxon 2007.
- Reader, Ian; Walter, Tony (Hgg.): *Pilgrimage in Popular Culture*. Houndmills, London 1993.
- Rohrbach, Carmen: *Jakobsweg. Wandern auf dem Himmelspfad*. 3. Auflage. München 2013.
- Rottloff, Andrea: *Stärker als Männer und tapferer als Ritter. Pilgerinnen in Spätantike und Mittelalter*. Mainz 2007.
- Sauer, Elke: *Mein Jakobsweg. Eine Frau auf dem Weg nach Santiago*. München 2010.
- Schmid, Anna: Vorwort. In: Wunderlin, Dominik (Hg.): *Pilgern boomt*. Basel 2013, S. 7.

- Schüler, Birgit Maria Luise: *Zurück geht es nur über Santiago. Auf dem Camino Português von Coimbra bis Santiago de Compostela, mit Fatima*. Norderstedt 2012.
- Schwarz, Andrea: *Die Sehnsucht ist größer. Vom Weg nach Santiago de Compostela. Ein geistliches Pilgertagebuch*. Freiburg 2008.
- Stausberg, Michael: *Religion and Tourism. Crossroads, Destinations and Encounters*. Oxon 2011.
- Straub, Jürgen; Renn, Joachim (Hgg.): *Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst*. Frankfurt a.M., New York 2002.
- Suckow, Beate: *Wohin die Sehnsucht mich trägt. Als Diabetikerin allein auf dem Jakobsweg*. Leipzig 2011.
- Swatos, William H.: *On the Road to being there: Studies in Pilgrimage and Tourism in Late Modernity*. Boston 2006.
- Villas, Rosa: *Schuhwechsel. Als Hausfrau auf dem Jakobsweg*. Schweinfurt 2012.
- Wunderlin, Dominik (Hg.): *Pilgern boomt*. Basel 2013.

Christiane Andersen

# Sprachwissenschaftlicher Strukturalismus als Forschungsprogramm. Eine wissenschaftshistorische Bemerkung zur Herausbildung eines Denkstils in deutscher Sprache

## 1 Vorüberlegung

Es ist allgemein schwierig, wissenschaftliche Traditionen, das heißt zeitlich und räumlich geprägte Arbeitsweisen, als ähnlich oder verschieden zu erkennen, zu deuten und einzuordnen. Häufig verwischt uns die Kommunikation in einer fremden Sprache den Zugang zum wissenschaftlichen Kern. Zudem wird die wissenschaftliche Darstellungsweise durch den anderen wissenschaftlichen Sprachstil mitgeprägt. Die Formulierung von wissenschaftlichen Ideen und Arbeitsergebnissen in beispielsweise deutscher oder englischer Sprache wird aber nicht nur terminologisch und stilistisch unterschiedlich ausfallen, sondern es gehen auch die Erkenntnisse der jeweils anderen Wissenschaftstradition in die wissenschaftliche Darstellung ein.

Der polnische Immunologe und Erkenntnistheoretiker Ludwik Fleck (1896–1961)<sup>1</sup> hat bereits in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts in seinen Schriften zur experimentellen Naturwissenschaft und Medizin darauf hingewiesen, dass dem *Denkstil* und *Denkkollektiv* eine wichtige Rolle im Forschungsablauf zukommt (vgl. Pankow 2007). Er beschreibt die experimentelle medizinische Forschung als einen Ablauf von zielgerichteten Handlungen, die man als *Routine* bezeichnen könnte, und spricht daher von *denkstilbedingten Begriffsrelationen* in der jeweiligen Wissenschaft:

Eine wissenschaftliche Tatsache ist eine denkstilgemäße Begriffsrelation, die zwar von geschichtlichen, individuell- und kollektiv-psychologischen Standpunkten aus untersuchbar,

---

1 Auf Flecks umfangreiches wissenschaftliches Wirken wird im Weiteren aus Platzgründen nicht näher eingegangen. Es sei erwähnt, dass sein wissenschaftstheoretisches Hauptwerk *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (1935) zu den Klassikern der modernen Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte gehört.

aber nie ohne weiteres aus diesen Standpunkten inhaltlich vollständig konstruierbar ist. (Fleck 1980, S. 110)

Und weiter erkennt er, dass Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen immer an eine Denkgemeinschaft gebunden sind, in der sie arbeiten und oft Ideen und Entwicklungen heraufbeschwören, die selbstständig werden und sich nicht selten gegen ihre Urheber wenden können (vgl. ebd., S. 61).

Wer seine Forschungsergebnisse sowohl auf Englisch als auch auf Schwedisch oder Deutsch veröffentlichen möchte, weiß aus eigener Erfahrung, dass sich wissenschaftliche Texte nicht problemlos in die andere Sprache übersetzen lassen, sondern sie müssen auch in den jeweiligen wissenschaftlichen Denkstil eingeordnet, die verwendete Terminologie in der zum Beispiel angelsächsischen oder deutschen Forschungstradition verankert werden. Es muss daher im Zuge der Forschungsdarbietung auch ein neuer terminologischer Apparat geschaffen werden. Häufig ist es erforderlich, die Forschungsergebnisse neu zu durchdenken, denn sie lassen sich in dem anderen wissenschaftlichen Denkstil nicht immer problemlos als solche darstellen. Das hat auch Konsequenzen für die zitierte Referenzliteratur, die die Forschungstradition in beispielsweise englischer Sprache widerspiegeln sollte. (Englischsprachige Leser ordnen deutsche Quellen in einen anderen wissenschaftlichen Kontext ein.)

Anhand eines wissenschaftlichen Essays von Manfred Bierwisch wird im Folgenden der Versuch unternommen nachzuvollziehen, wie es gelingen konnte, dass Bierwischs Schrift dazu beigetragen hat, eine Neubestimmung des Forschungsgegenstandes in der deutschsprachigen Linguistik maßgeblich zu fördern. Unter Zuhilfenahme von Flecks Denkstilbegriff werden zuerst Zeitumstände außerhalb der Sprachwissenschaft zusammengetragen und diese in Beziehung gesetzt zu Gegenstand und Herangehensweise, die Bierwisch für einen Neuansatz in der Sprachwissenschaft vorschlägt. Dabei wird die These aufgestellt, dass äußere Umstände einen nicht geringen Einfluss auf die Herausbildung von neuen Forschungsansätzen in der Wissenschaftsentwicklung haben können.

## **2 Manfred Bierwischs wissenschaftlicher Essay *Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden***

In der germanistischen Sprachwissenschaft hat sich seit zwei Jahrhunderten<sup>2</sup> ein Denkstil entwickelt, den man, wenn man sich einmal die Mühe machen will,

---

2 Diese Zeitspanne ist eher eine Ermessensfrage. Ich setze hier den wissenschaftshistorischen Fixpunkt mit Jacob Grimms *Deutscher Grammatik* (1. Teil, erste Ausgabe von 1819).

gut am systematischen Aufbau und an der kontinuierlichen Weiterentwicklung (Kontinuitätsbrüche und Umbrüche eingeschlossen) seines terminologischen Apparates nachvollziehen kann.

Besonders deutlich wird dies in der jüngeren Wissenschaftsgeschichte mit der Einführung der strukturalistischen Methode in deutscher Sprache. Das geschah ungefähr in der Mitte der 1960er Jahre.<sup>3</sup> Im Zuge der Etablierung des sprachwissenschaftlichen Strukturalismus ist gleichzeitig die Idee der Generativen Grammatik in die deutsche Wissenschaftssprache eingeführt worden, und zwar durch einen wissenschaftlichen Essay von Manfred Bierwisch, in dem die neue Forschungsaufgabe der generativen Sprachbeschreibung im strukturalistischen Kontext formuliert wurde. Er erschien 1966 in der Reihe *Kursbuch*, einer in der damaligen Bundesrepublik politisch links orientierten Kulturzeitschrift, die ein Jahr zuvor unter anderem von Hans Magnus Enzensberger im *Suhrkamp Verlag* gegründet worden war.

Enzensberger hatte damals mit kenntnisreichem Instinkt Texte miteinander in Beziehung gebracht, deren Verfasser ursprünglich gar nicht zu einem gemeinsamen Denkstil gehörten. Die Beiträge sind in Europa mit einem Zeitgefälle von mindestens 30 Jahren in verschiedenen Sprachen publiziert worden, doch liegen sie hier im *Kursbuch* zusammen in deutscher Sprache vor. Enzensberger hatte damit Texte vorgesellt, die bereits schon in einzelnen *Denkgemeinschaften* (zu diesem Begriff vgl. Fleck 1980, S. 110) vorhanden waren. Mit dieser Auswahl von Beiträgen, die alle bis auf Bierwischs Beitrag Nachdrucke sind, hat der Herausgeber mit Bedacht einen neuen Denkstil initiieren wollen – und zwar in deutscher Sprache: Neben Helmut Heißenbüttels Gedichten gibt es zwei Texte von dem Schweden Lars Gustafsson in der Übersetzung von Enzensberger und eine zweisprachige Fassung von Alexander Bryan Johnsons *Aus dem Traktat über die Sprache*. Auch diese Übersetzung ist von Enzensberger, jedoch unterzeichnet mit einem seiner Pseudonyme, Andreas Thalmayr. Das philosophische Traktat von Bryan Johnson ist sprachlich und terminologisch eine Überleitung zu den sich anschließenden wissenschaftlichen Essays. Von Johnson (1966, S. 48–57) werden Begriffe wie *language*, *proposition*, *word*, *sense* und *names of things* (in der deutschen Übersetzung: *Sprache*, *Satz*, *Wort*, *Sinn* und *Namen für die Dinge*) aufgegriffen. Der deutschsprachige Leser hat hier möglicherweise diese Begriffe aus dem analytisch philosophischen Register zum ersten Mal rezipiert.

Danach folgen die Beiträge von Wissenschaftlern, die inzwischen zum sprachtheoretischen Kanon des 20. Jahrhunderts gehören: Ferdinand de Saussure,

---

3 Vgl. für die Grammatikschreibung des Deutschen den Sammelband von Steger (1970), in den auch Bierwischs zuerst auf Englisch erschienene Untersuchung zu deutschen Adjektiven von 1967 in deutscher Fassung aufgenommen wurde.

Rudolf Carnap, Jurij Tynjanow und Roman Jakobson, Manfred Bierwisch, Jerry A. Fodor und Jerrold J. Katz, Claude Lévi-Strauss und Roland Barthes.

## 2.1 Darstellungsweise im Stil eines wissenschaftlichen Essays

Die Gattung Essay wird allgemein aufgefasst als eine geistreiche Abhandlung, in der wissenschaftliche, kulturelle bzw. gesellschaftliche Phänomene – häufig in Wechselbeziehung – betrachtet werden. Die persönliche Auseinandersetzung des Autors mit seinem Thema spielt im Essay eine zentrale Rolle. Kriterien wissenschaftlicher Methodik können dabei vernachlässigt werden, denn der Autor nimmt sich nach eigenem Ermessen gewisse Freiheiten. Ins Auge fallend ist dahingehend der Anhang in Bierwischs Beitrag: Er besteht aus einer kurzgefassten Autoren- und Bücherliste. Die von Bierwisch genannten Quellen werden durch kurze Autorenbiographien vorgestellt. Eine in der wissenschaftlichen Literatur übliche Quellenangabe fehlt. Bierwisch verwendet auch keine wissenschaftliche Zitierweise, Zitate fehlen ganz, sondern er gibt wissenschaftliche Ideen und Ergebnisse frei mit eigenen Worten wider.

Bierwischs wissenschaftliche Quellen stammen überwiegend aus dem Amerikanischen und Englischen, das heißt, er hat hier in seinem Beitrag bereits einen Wissenstransfer vorgenommen und das dazugehörige Terminologiesystem durch Übersetzung aus dem Englischen neu geschaffen; insbesondere wird der Strukturbegriff zu einem theoretisch-methodischen Kernbegriff entwickelt, worauf ich noch zurückkommen werde. Da Bierwisch nicht wörtlich zitiert, sondern seine Quellen nach eigenem Ermessen zusammenfasst, entsteht bereits eine Deutung. Er ist somit nicht nur Vermittler eines neuen Denkstils, sondern auch Teilhaber eines neuen Forschungsprogramms. Bierwisch stellt neue wissenschaftliche Tatsachen vor, bringt sie in Zusammenhang mit bereits bekannten Tatsachen und ordnet diese in vorhandene Denktraditionen ein, die von den amerikanischen Linguisten bisher unberührt geblieben sind. Der Einstieg in den Essay ist ein Zitat aus Marx' und Engels' *Deutscher Ideologie*. Es leitet wie eine Zueignung den Text ein:

Weit entfernt, daß ich „aus dem Nichts“ mich z.B. als „Sprechenden“ erschüfe, ist das nichts, was hier zugrunde liegt, ein sehr Mannigfaltiges etwas, das wirkliche Individuum, seine Sprachorgane, eine bestimmte Stufe der physischen Entwicklung, vorhandene Sprache und Dialekte, hörende Ohren und eine menschliche Umgebung, die etwas zu hören gibt etc. etc. Es wird als bei der Ausbildung einer Eigenschaft etwas von etwas durch etwas geschaffen, und keineswegs, wie in der Hegelschen Logik, von nichts durch nichts zu nichts kommen. (Marx/Engels; zitiert nach Bierwisch 1966, S. 77)

Marx' und Engels' Bemerkung über Sprache und Mensch verwendet Bierwisch als Ausgangspunkt für die Definition von *natürlicher Sprache*, die er als neuen Untersuchungsgegenstand etablieren möchte. „Über die natürliche Sprache zu

reflektieren, ist ebenso nahe- wie fernliegend“ (ebd.), so lautet der Anfang seines Essays. Der Begriff *natürliche Sprache* hingegen ist wohl eine direkte Übersetzung aus dem Amerikanischen – *natural language*.

Marx und Engels werden somit von Bierwisch in den amerikanischen Denkstil einverleibt. Das war für einen Wissenschaftler der Ostberliner Wissenschaftsakademie – fünf Jahre nach dem Bau der Berliner Mauer – ein wegwegender Gedankengang.

Die wissenschaftliche Untersuchung von natürlichen Sprachen ist zwar nicht völlig neu, wird aber durch den Strukturalismus in einen programmatischen Kontext gesetzt und gleichzeitig als allumfassende, hochaktuelle Forschungsaufgabe formuliert: Bierwisch sieht in der „strukturellen Denkweise“ (ebd., S. 78) eine neue Wissenschaft entstehen:

Die Entwicklung zu einer theoretisch fundierten Erfahrungswissenschaft verdankt die Sprachwissenschaft vor allem einer Strömung, die unter dem vieldeutigen Namen *Strukturalismus* die linguistische Methodologie entscheidend verändert hat. (Ebd.; Hervorhebung im Original)

Zwar stehe die Entwicklung einer Theorie noch ganz am Anfang; aber die Sprachwissenschaft sei hier am weitesten fortgeschritten (vgl. ebd.) Man kann vermuten, dass Bierwisch die Sprachwissenschaft als eine Art Leitwissenschaft vorführt, sie könnte nach seiner Ansicht stilbildend wirken. Diese Prognose ist aus wissenschaftshistorischer Perspektive auch eingetroffen. Die strukturalistische Methode ist bis heute in sprachwissenschaftlichen und auch anderen geisteswissenschaftlichen Forschungsstilen erkennbar.

Bierwisch erläutert nach diesen Vorbemerkungen den damaligen Stand der Sprachtheorie und das System ihrer Begriffe, indem er ihre Herausbildung vom 19. bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verdeutlicht. Es geht ihm dabei nicht um eine „akkurate Historiographie des Strukturalismus“ (ebd., S. 79), sondern er zeigt aus der Geschichte der neueren deutschen Sprachwissenschaft nur solche Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Schulen beispielhaft auf, die denkstilbildend geworden sind, um dann im zweiten Teil seiner Ausführungen mit der eigentlichen Trumpfkarte zu kommen: „Aus den positiven und negativen Ergebnissen der dreißiger und vierziger Jahre zog um 1955 ein junger Harris-Schüler radikale Konsequenzen“ (ebd., S. 104), so beschreibt Bierwisch im persönlichen Stil den Einzug der Generativen Grammatik durch Noam Chomskys *Syntactic Structures* (1957).<sup>4</sup> Bierwisch übersetzt *generative*

---

4 Ursprünglich nicht zur Veröffentlichung konzipierte Vorlesungsnotizen für einen *under-graduate course* am M.I.T. (vgl. Weydt 1976, S. 80).

*grammar* mit *Erzeugungsgrammatik*, was zu der Zeit eine Neueinführung war:

Die Theorie, die Chomsky, Halle und einige andere junge Linguisten entwickelt haben und ständig weiter entwickeln, ist nach ihrem Zentralproblem, die Fähigkeit zum Erzeugen von Sätzen zu erklären, *generative* oder *Erzeugungsgrammatik* genannt worden. (Bierwisch 1966, S. 105; meine Hervorhebungen, C.A.)

Interessant ist hierbei, dass *Erzeugungsgrammatik* wieder aus dem sprachwissenschaftlichen Terminologieregister verschwunden ist, worauf ich noch zurückkommen werde. Die neue Denkgemeinschaft trete in Gestalt „junger Linguisten“ wie Chomsky und Halle auf, und der Paradigmenwechsel habe in den USA bereits stattgefunden. Bierwisch, selbst ein junger Linguist, macht es sich von da ab zur Aufgabe, diesen theoretisch-methodischen Neuanatz in der deutschsprachigen Wissenschaft zu verankern.

## 2.2 Leitbegriff *Struktur* als denkstilgemäße Begriffsrelation

Bierwisch gilt heute als der „Meister der deutschen Linguistik seit rund 35 Jahren“ (Schmölders 2003, S. 619). Für den hier behandelten Gegenstand möchte ich diese Aussage etwas zuspitzen und Bierwisch als den Meister der strukturalistischen Methode in der deutschen Linguistik bezeichnen. *Struktur* wird der theoretisch-methodische Leitbegriff in Bierwischs gesamtem Werk.

Nur wenige Linguisten arbeiten mit dem Strukturbegriff so häufig und stellvertretend für anderes wie Bierwisch. Bierwisch verwendet in seinen englischsprachigen Beiträgen Begriffe wie *language structure*, *sound structure*, *structure of thought*, *general structure of the world*, *semantic structure* und *deep structure* (vgl. Bierwisch 1967). In späteren deutschsprachigen Arbeiten ist die Rede von *Begriffsstruktur*; *strukturierten Intentionen*; *Struktur und Grenzen der Sprache*; *diskreten, unmöglichen, unzulässigen, falschen und tatsächlichen Strukturen*; *struktureller Organisation* und *Strukturen des Zeitbezugs*, um nur einige Begriffsrelationen zu nennen (vgl. Bierwisch 1999).

Solche Erscheinungen, das heißt, die massive Präsenz eines oder mehrerer Schlüsselbegriffe, hatte Fleck bereits in den experimentellen Wissenschaften beobachtet; er spricht von ‚heftigen Kämpfen um Begriffsdefinitionen‘:

Es besteht eine stilgemäße Bindung vieler Begriffe einer Epoche, die auf ihrer gegenseitigen Beeinflussung beruht. Deshalb kann man von einem Denkstil sprechen, der den Stil jedes Begriffs bestimmt. Die Geschichte lehrt, dass es heftige Kämpfe um Begriffsdefinitionen geben kann. (Fleck 1980, S. 15)

In Bierwischs Essay wird der Strukturbegriff als *denkstilbedingte Begriffsrelation* nachhaltig in die deutsche Sprache eingeführt, und zwar, wie sich später

herausstellen wird, als Grundstein für die Generative Grammatik.<sup>5</sup> Explizit wird jedoch *Struktur* an keiner Stelle in Bierwischs Essay definiert. Hingegen wird *Struktur* als bereits vorhandener Leitbegriff dem deutschsprachigen Leser vorgestellt: „die in der Linguistik entwickelte strukturelle Denkweise“ (Bierwisch 1966, S. 78); und weiter: „Die Begründung der Sprachtheorie auf die beiden Grundoperationen Segmentierung und Klassifizierung wird jedoch der komplexen Struktur natürlicher Sprachen nicht gerecht.“ (Ebd., S. 85) Da wird die neue Forschungsaufgabe vorbereitet – es gelte *komplexe Strukturen natürlicher Sprachen* zu beschreiben. Bierwisch empfiehlt dem Leser, die wichtigsten Schulen des Strukturalismus, „von denen die Prager, die Kopenhagener und die amerikanische Schule besondere Bedeutung erlangten“ (ebd., S. 86) eingehend zu studieren. Er versucht auch diese *Denkgemeinschaft* historisch an den europäischen Kontext zu binden: „Die fruchtbarste Zeit des Prager Linguistenkreises waren die dreißiger Jahre, bis der deutsche Überfall auf die Tschechoslowakei seinem Wirken ein gewaltsames Ende setzte.“ (Ebd.)

Man beachte hier den emotionalen Unterton, der zudem typisch für seinen Essaystil ist. Bierwisch entwickelt eine neue Forschungsfrage, indem er einen historischen Rückblick auch emotional vollzieht und somit sein persönliches Forschungsanliegen vorbereitet.

Zu den Entdeckungen der strukturalistischen Schulen gehören nach Bierwisch die „Oppositionsstruktur und gewisse allgemeine Strukturtypen“ (ebd., S. 87) in Trubetzkos Phonologie und auch der bereits früher von de Saussure eingeführte Wertebegriff: „Sie müssen jetzt aufgefaßt werden als abstrakte Repräsentation neurologischer Strukturen.“ (Ebd., S. 89) Hier sind von Bierwisch bereits Begriffs-umdeutungen und Umbenennungen vorgenommen und in den generativen Ansatz eingebettet worden. *Abstrakte Repräsentationen* werden später in Bierwischs Arbeiten zur Semantik noch eine wichtige Rolle spielen.

Struktur wird häufig im allgemeinen Sinne definiert als der Zusammenhang zwischen Teilen, die ein Ganzes bilden, bzw. die Weise, in der die verschiedenen Teile eines Ganzen im Verhältnis zueinander geordnet sind. Bierwischs „Laut- und Schriftstruktur, syntaktische Struktur und Denkstruktur“ (ebd., S. 121) werden somit Teile des komplexen Sprachsystems.

---

5 Man beachte parallel dazu Bierwischs Werdegang in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit: Er war Mitarbeiter in der Ostberliner Arbeitsgruppe *Strukturelle Grammatik* und dann Leiter der Forschungsgruppe *Kognitive Linguistik* – beide Arbeitsstellen wurden von den DDR-Behörden als kapitalistisch bzw. westlich stigmatisiert.

### 2.3 Linguistik als *Science fiction*-Vision

Die „Einsichten der strukturellen Linguistik“ (ebd., S. 141) sollten konzeptuell den Weg für die Generative Grammatik vorbereitet haben, denn die strukturelle Linguistik zeichne sich durch spezifische Methoden aus. Es eröffne sich somit eine völlig neue Sehweise auf die Wissenschaft. Daraus sieht Bierwisch nun auch ein interdisziplinäres Programm entstehen, das Natur- und Geisteswissenschaften vereint:

Zur Vereinheitlichung der Wissenschaft trägt die strukturelle Linguistik nicht nur durch ihre Methodologie bei, sondern auch durch substantielle Einsichten. Wir haben die Verflechtung linguistischer Probleme mit solchen der Psychologie, der Erkenntnistheorie, der Logik, der Mathematik und der Akustik an verschiedenen Stellen belegt. (Ebd., S. 150)

Die Linguistik stelle einerseits die empirisch motivierte Theorie des Mediums aller Erkenntnis bereit, andererseits aber sei sie einer der Gegenstandsbereiche, auf den sich die philosophische Aufklärung integrierend beziehe (vgl. ebd.).

Für Bierwisch wird der generative Ansatz wegweisend für seine weitere wissenschaftliche Arbeit. Es sei eine „neue Entwicklungsstufe der strukturellen Sprachwissenschaft“ (ebd., S. 104) in deutscher Sprache, die Bierwisch aus der *strukturalistischen Denkweise* ableiten möchte, sowohl terminologisch-systematisch als auch methodologisch:

Den Kern der Theorie bildet eine ebenso einfache wie entscheidende Feststellung: Wer eine natürliche Sprache beherrscht, hat im Kopf nicht einfach eine lange Liste von Wörtern oder Sätzen aufgespeichert, sondern ist in der Lage, beliebig neue Sätze zu bilden und nie gehörte Äußerungen zu verstehen. Sprachbeherrschung ist also eine aktive produktive Fähigkeit, nicht bloß die Kenntnis einer Nomenklatur. (Ebd.)

Nun wissen wir, und Bierwisch führt dies auch an, dass Wilhelm von Humboldt derjenige war, der den Erzeugungscharakter der Sprachfähigkeit als Erster in der Geschichte der Sprachwissenschaft reflektiert hat. Auch Chomsky wusste es; er erwähnt Humboldt in seiner Arbeit *Cartesian Linguistics: A Chapter in the History of Rationalist Thought* von 1966 (mit dem gleichen Erscheinungsjahr wie der Beitrag von Bierwisch). Bierwisch möchte den Humboldtschen Ansatz als integrierten Teil in der Tradition der Generativen Grammatik sehen. Er formuliert eine Reihe von Forschungsaufgaben, die bis zu diesem Zeitpunkt so deutlich noch nicht in deutscher Sprache formuliert waren:

Wie ist die Grammatik einer Sprache exakt und vollständig aufgebaut? [...] Wie wird die Grammatik angewendet, das heißt, wie werden aktuelle Sätze gebildet und verwendet? [...] Wie wird die Sprachbeherrschung, also die Grammatik einer Sprache, erworben? Wie verändern sich Sprachen und die ihnen zu Grunde liegenden Grammatiken? [...]

Die Theorie, die Chomsky, Halle und einige andere junge Linguisten entwickelt haben und ständig weiter entwickeln, ist nach ihrem Zentralproblem, die Fähigkeit zum Erzeugen von Sätzen zu erklären, *generative* oder *Erzeugungsgrammatik* genannt worden. Um den Sinn und die Konsequenzen dieser Theorie skizzieren zu können, müssen wir zunächst einige geläufige Begriffe genauer prüfen. (Bierwisch 1966, S. 105; meine Hervorhebungen, C.A.)

Bemerkenswert an Bierwischs Vorgehensweise ist, dass er „einige geläufige Begriffe genauer prüfen“ möchte, um den „Sinn und die Konsequenzen“ der neuen, für ihn so vielversprechenden Theorie zu umreißen. Er wählt eine heuristische Herangehensweise; es geht ihm um die Beantwortung von Fragen zur menschlichen Sprachkompetenz: Wie kommt die Sprache in den Menschen? Wo im Körper ist sie verankert? Wie kann man diesen Mechanismus abbilden? Kann man Maschinen das Sprechen beibringen? Was ist das Geheimnis der Spracherzeugung? Wie kommt die Idee in den Körper? Ist die Sprache die Materialisierung des Gedankens? Es sind Fragen nach dem Ursprung von Gedanken und ihren Abbildern in sprachlicher Form, und das sind bis heute zweifellos fesselnde Ideen, von denen einige technisch umgesetzt worden sind, man denke an die Fortschritte in der Robotertechnik und Künstlichen Intelligenz.

Dies war Bierwischs Vision einer modernen Sprachtheorie: der kybernetische Aufbau des Erzeugungssystems der menschlichen Sprache, das die Menge und Art seiner Elemente und das Zusammenwirken seiner Regeln enthält. Es geht Bierwisch um die Erklärung der menschlichen Sprachfähigkeit an sich. Der soziale, kulturelle und historische Kontext wird vorerst nicht in die Sprachtheorie einbezogen. Sprachbeschreibung sei eher vergleichbar mit der mathematischen Beschreibung der Welt:

Da die Sprachbeherrschung zu den höchsten spezifischen Leistungen des Menschen gehört, erlaubt das mathematische Studium der linguistischen Universalien bedeutsame Schlussfolgerungen auf die Kapazität der menschlichen Intelligenz und die ihr zugrundeliegenden neurophysiologischen Prozesse. (Ebd., S. 118)

Nichts Geringeres hat Bierwisch in seinen Essay visionär einbezogen. Er ist fasziniert vom mathematischen Begriff der Unendlichkeit und überträgt ihn auf die natürliche Sprache: „Ein Satz mit 10 000 Wörtern könnte sofort durch Hinzufügen eines Attributs auf 10 001 Wörter verlängert werden. Diese Prozedur könnte ohne Ende fortgesetzt werden [...] Folglich umfaßt eine Sprache unbegrenzt viele Sätze [...]“ (Ebd., S. 105f.) Dieser Vergleich scheint heute eher fraglich, denn die Analogie zur Mathematik berücksichtigt nicht die physiologische Bedingtheit von Sprache, wie Harald Weydt bereits wenige Jahre später nach dem Erscheinen von Bierwischs „berühmte[m] *Kursbuch*-Aufsatz“ (Weydt 1972, S. 253) bemerkt. Das

ändert nichts an der Tatsache, dass Bierwisch zur „unbezweifelbaren Tatsache in der chomskyorientierten Linguistik“ (Krämer 2001, S. 42) die inzwischen klassische Argumentation geliefert hat.

Aus heutiger Sicht drängt sich hier ein weiterer Vergleich auf, und zwar ein Vergleich mit dem Genre der *Science Fiction*, wo mit realen wissenschaftlichen und technischen Möglichkeiten fiktional spekuliert wird. Der polnische Philosoph, Essayist und Meister der *Science Fiction*-Literatur Stanisław Lem<sup>6</sup> hat sich häufig mit sprachphilosophischen Fragen beschäftigt – zuletzt in der Essaysammlung *Die Technologiefalle* (polnische Originalausgabe 1995):

Bereits in den fünfziger Jahren versuchte Noam Chomsky die Grundlagen der Sprache mathematisch-formal zu beschreiben und suchte die sogenannte generative Grammatik, die alle Sprachen der Menschen [...] besitzen. [...] und obschon seine Grammatiken Textsysteme generieren können und die Hoffnung weckten, daß der Sprung zu algorithmischen Sprachen der Maschinenübersetzung Wirklichkeit werden könnte, blieben die Arbeiten im Sande stecken: [...] Wenn man sich die Sache aber genauer anschaut, läßt sich zeigen, daß wörtlich eindeutige Übersetzungen aus einer (ethnischen) Sprache in eine andere bei der Annahme eines vollständigen Sinngehalts nicht möglich sind. [...] In der Mathematik, deren Metaphorik [...] stark eingeschränkt ist, erreichen zwei Mathematiker, die die Aufgabe unabhängig voneinander lösen, leicht und oft dieselbe Beweisführung. (Lem 2002, S. 150)

Lem äußert sich hier – 29 Jahre später – zum selben Problem zwar noch immer wie Bierwisch ähnlich visionär, aber illusionslos. Lems Denkstil ähnelt in vielem dem von Bierwisch. Die Einbeziehung der Naturwissenschaften und Mathematik ist auch Lems bevorzugte Metaphorik.

### 3 Die deutsche Übersetzung der *Aspects*

Drei Jahre nach Bierwischs Essay erscheinen Chomskys *Aspects of the Theory of Syntax* (1965) erstmals in deutscher Sprache, und zwar aus dem „Amerikanischen übersetzt und herausgegeben von einem Kollektiv unter der Leitung von Ewald Lang, Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik, Deutsche Akademie der Wissenschaften, Berlin“ gleichzeitig im Ostberliner *Akademie-Verlag* und im *Suhrkamp Verlag* (vgl. Chomsky 1969, Rückseite des Titelblatts). Diese Publikation war, sowohl aus der Sicht der äußeren als auch der inneren sprachwissenschaftlichen

---

6 Stanisław Lem (1921–2006) ist mit seinem Roman *Solaris* (1961) weltberühmt geworden. Der Roman wurde unter anderem von Andrej Tarkowski (1972) und Steven Soderbergh (2002) verfilmt. Bierwisch dürfte mit Lems Werk vertraut gewesen sein.

Forschungsbedingungen, ein einmaliges wissenschaftliches Ereignis. Da Bierwisch auch Mitarbeiter dieser Arbeitsstelle war,<sup>7</sup> können aus wissenschaftshistorischer Perspektive einige Schlussfolgerungen gezogen werden. Bierwischs Essay ist ein Ergebnis seiner Auseinandersetzung mit den *Aspects* und die Arbeit an der deutschen Übersetzung hat mit großer Wahrscheinlichkeit wesentlich dazu beigetragen. Bierwisch arbeitete, wenn wir hier den Begriff *Denkkollektiv* von Fleck (1980) verwenden, als Teil einer Gemeinschaft von Wissenschaftlern, die im gegenseitigen Gedankenaustausch standen. Solche Denkkollektive sind Träger eines bestimmten Wissensbestandes und Kulturstandes (vgl. ebd., S. 54f.):

Wenn auch die Organisation der Geisteswissenschaften weniger ausgeprägt ist, so knüpft schon jedes Lernen einer Tradition und einer Gesellschaft an; Wort und Sitten verbinden schon zu einem Kollektiv.<sup>8</sup> Das Erkennen stellt die am stärksten sozialbedingte Tätigkeit des Menschen vor und die Erkenntnis ist das soziale Gebilde katexochen. Schon in dem Aufbau der Sprache liegt eine zwingende Philosophie der Gemeinschaft, schon im einzelnen Worte sind verwickelte Theorien gegeben. [...] Gedanken kreisen vom Individuum zum Individuum, jedes Mal etwas umgeformt, denn andere Individuen knüpfen andere Assoziationen an sie an. Streng genommen versteht der Empfänger den Gedanken nie vollkommen in dieser Weise, wie ihn der Sender verstanden haben wollte. (Ebd., S. 58)

Ein solcher Begriff, in dem „verwickelte Theorien gegeben“ sind, ist der Begriff *erzeugen*. Die daraus abgeleiteten Begriffe *Erzeugung* und *Erzeugungsgrammatik* sind für das Deutsche von Bierwisch im Kontext der Generativen Grammatik herausgearbeitet worden. In der deutschen Übersetzung der *Aspects* wird jedoch Englisch *generate* wörtlich mit *generieren* übersetzt. Dadurch erübrigt sich eine weitere Übertragung von *generative grammar* in *Erzeugungsgrammatik*: Somit ist auch die Humboldtsche Begriffstradition zumindest auf der metasprachlichen bzw. wissenschaftssprachlichen Ebene verlassen worden:

Weiterhin scheint ‚generieren‘ (*generate*) [Hinzufügung in der deutschen Übersetzung; meine Anmerkung, C.A.] die angemessenste Übersetzung für Humboldts Terminus ‚erzeugen‘ [auch im englischen Original auf Deutsch; meine Anmerkung, C.A.] zu sein, den er häufig und, wie es scheint, im wesentlichen in dem von uns hier intendierten Sinn gebraucht. Da dieser Gebrauch des Terminus ‚generieren‘ sowohl in der Logik als auch in

7 Ich danke an dieser Stelle Harald Weydt für seine rückblickenden, persönlichen Auskünfte zur Arbeitssituation von Berliner Linguisten in den Jahren der geteilten Stadt bis zum Fall der Berliner Mauer 1989.

8 Der Begriff *Kollektiv*, wie er nur in der DDR für *Gemeinschaft von Arbeitern* bzw. *Arbeitenden* im weitesten Sinne verwendet wurde, ist nicht mit Flecks *Denkkollektiv* identisch. Er war DDR-typisch und ist nach der deutschen Vereinigung schnell durch *Team* ersetzt worden.

der Tradition der Sprach-Theorie [im Original: „linguistic theory“ (Chomsky 1965, S. 9); meine Anmerkung, C.A.] wohl etabliert ist, sehe ich keine Revidierung der Terminologie. (Chomsky 1969, S. 21; Hervorhebung im Original)

Der Begriff *Erzeugungsgrammatik*, der sich nicht auf die Logik bezieht, hat sich auch vielleicht deswegen nicht durchgesetzt, weil Chomskys Arbeiten selten auf Deutsch zitiert werden,<sup>9</sup> das heißt, es konnte sich ein wissenschaftlicher Sprachstil in der Humboldtschen Tradition der Erzeugungsgrammatik gar nicht erst etablieren. Natürlich ist diese Behauptung nur mit dem komplexen Hintergrund sprachwissenschaftlicher Theorienentwicklung nachzuvollziehen, was an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden kann.

Es ist hier angebracht, eine weitere Arbeit zu erwähnen, die sich ebenfalls ausführlich mit dem sprachwissenschaftlichen Strukturalismus in deutscher Sprache auseinandersetzt. Es handelt sich um die umfangreiche wissenschaftliche Monographie *Zur Kritik des sprachwissenschaftlichen Strukturalismus* von Wolfgang Motsch (1974). Aufgenommen in der Reihe *Sprache und Gesellschaft* des Ostberliner *Akademie-Verlags*, richtet sich Motsch an den fachwissenschaftlich bzw. sprachwissenschaftlich geschulten Leser. Es liegt ein umfangreiches Literaturverzeichnis vor, in dem gleich ins Auge fällt, dass die deutsche Übersetzung der *Aspects* der Kollegen aus dem Hause (der Akademie der Wissenschaften der DDR) nicht auftaucht. Hingegen zitiert Motsch ausführlich die englische Originalausgabe, das heißt, ein Wissenstransfer über die deutsche Übersetzung ist hier nicht nachzuvollziehen. Auffällig ist auch, dass in Motschs Monographie Marx und Lenin häufig zitiert und zu Rate gezogen werden. Auch Motsch kommt zu dem Schluss, dass die Theorie der Generativen Grammatik gleichzeitig Endphase des Strukturalismus und völliger Neuanfang in der Linguistik sei. Die Stimmung bei Motsch ist aber nicht jugendlich optimistisch und verheißungsvoll wie bei Bierwisch, sondern der Autor warnt die Fachwissenschaft mit erhobenem Zeigefinger vor „Denk- und Verhaltensweisen, die sich als ideologische Hemmnisse bei der Entwicklung der Sprachwissenschaft erweisen“ (ebd., S. 11), vor dem „ahistorischen Charakter der sprachphilosophischen Ansichten Chomskys“ (ebd., S. 160) und vor „vielen, atheoretischen, praktizistischen und eklektizistischen Strömungen [...] der bürgerlichen Sprachwissenschaft im 20. Jahrhundert“ (ebd., S. 179), um nur einige Wertungen zu zitieren. Motsch richtet schließlich einen

---

9 Obwohl die deutsche Übersetzung der *Aspects* erst nach Bierwischs Aufsatz erscheint, wird sein Essay hier nicht erwähnt. Ein Hinweis für den wissenschaftshistorisch aufmerksamen Leser könnte im Anhang zu finden sein: „Die meisten dieser Arbeiten sind jedoch provisorisch abgefaßt und nur inoffiziell (hektographiert) erschienen.“ (Chomsky 1969, S. 306)

Appell an seine Kollegen, dem Denkstil des Strukturalismus, insbesondere seinem Ableger, der Generativen Grammatik, nicht zu folgen: „Es muss gezeigt werden, daß durch die Anwendung des dialektischen und historischen Materialismus auf die Sprachtheorie völlig neue Fragestellungen formuliert werden können [...]“ (Ebd., S. 183)

In die Geschichte der Sprachwissenschaft wird dieser Beitrag eingehen als ein Versuch, neue wissenschaftliche Ideen vom wissenschaftlichen Denkkollektiv abzuwenden. Der Leser spürt noch Jahrzehnte später, dass hier „heftige Kämpfe um Begriffsdefinitionen“ (Fleck 1980, S. 15) stattgefunden haben. Es zeigen sich hier auch exemplarisch die große Beharrungstendenz des Denkkollektivs, der „Denkzwang“, die „Harmonie der Täuschungen“ (ebd., S. 40f.), die Monopolisierung des eigenen Denkkollektivs und damit die Abwehr anderer, alternativer Denkkollektive. Der Wissenschaftler, einem „esoterischen Kreis“ angehörend (ebd., S. 187), nutzt hier die Tatsache aus, dass er mehreren Denkkollektiven angehört: „als Parteimitglied, als Angehöriger eines Standes, eines Landes“ (ebd., S. 61). Der sprachwissenschaftliche Strukturalismus wird auf diese Weise von Motsch (1974) als wissenschaftliche Methode „der bürgerlichen Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts“ (ebd., S. 179) von außen und von innen als wissenschaftliches Prinzip abgelehnt.

#### **4 Zusammenfassung und Ausblick: Neuansatz und Kontinuität eines wissenschaftlichen Denkstils**

Dieser wissenschaftshistorische Exkurs sollte gezeigt haben, dass Zeitumstände und äußere Bedingungen die Herausbildung von wissenschaftlichen Neuansätzen beeinflussen können. Rückblickend können wir feststellen, dass Bierwischs Schrift maßgeblich dazu beigetragen hat, die strukturalistische Methode in der deutschen Wissenschaftssprache zu verankern und darüber hinaus mit dem strukturalistischen Ansatz das neue Forschungsprogramm der Generativen Grammatik visionär vorzustellen. Bedeutsam dabei ist, dass Bierwisch seine Arbeit in der zu dieser Zeit noch jungen interdisziplinären Publikationsserie *Kursbuch* in einer Reihe mit Klassikern des Strukturalismus wie Fodor, Katz, Lévi-Strauss und Barthes vorgestellt hat.

Ausgehend von Flecks wissenschaftstheoretischen Grundbegriffen *Denkstil*, *Denkgemeinschaft* bzw. *Denkkollektiv* und *denkstilbedingte Begriffsrelation* lässt sich exemplarisch einiges ableiten. Bierwisch entwickelt seine Darstellung der strukturalistischen Methode im Stil des wissenschaftlichen Essays, den er mit der Formulierung einer neuen Forschungsaufgabe abschließt. Die Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus wird dem interdisziplinär interessierten Leser

in einem persönlichen Stil vorgetragen. Die wissenschaftlichen Quellen werden größtenteils nicht direkt zitiert, sondern interpretierend vorgestellt. Begriffserklärungen und terminologische Neubildungen sind ein wichtiger Bestandteil dieses Stils. Der Strukturbegriff wird zu einem theoretisch-methodischen Schlüsselbegriff, der in Bierwischs späteren Arbeiten zum Leitbegriff entwickelt wird. Letzteres kann hier nur angedeutet werden. Hingegen ist der Begriff *Erzeugungsgrammatik*, aus der Humboldtschen Tradition abgeleitet, im Rahmen der Generativen Grammatik umdefiniert worden. In späteren Arbeiten wird er weniger benutzt und im Zuge weiterer Theorienentwicklung durch *generativ* ersetzt.

Bierwischs Einführung in die Generative Grammatik trägt visionäre Züge: Die „einfache wie entscheidende Feststellung“ (Bierwisch 1966, S. 104), dass Sprache im Kopf nicht nur eine lange Liste von Wörtern sei, sondern eine aktive produktive Fähigkeit und nicht bloß die Kenntnis einer Nomenklatur wird später von Sprachtheoretikern und Philosophen häufig zitiert. Gleichzeitig gab es aber auch einzelne Stimmen, die den strukturalistischen Ansatz als „atheoretisch, praktizistisch und eklektizistisch“ (Motsch 1974, S. 183) kritisierten. Das zeigt ebenfalls deutlich, dass wissenschaftliche Ideen auch immer in einem soziokulturellen Kontext entstehen. Der wissenschaftliche Denkstil erfährt, wie oben angedeutet wurde, eine soziale Dimension und er unterliegt einer Entwicklung über Zeitabschnitte (vgl. Pankow 2007, S. 128). Das hat die Wissenschaftsgeschichte wiederholt gezeigt.

21 Jahre später meldet sich Bierwisch erneut zur Theoriebildung in der Sprachwissenschaft zu Wort. In der *Zeitschrift für Germanistik*, die sowohl literaturwissenschaftliche als auch sprachwissenschaftliche Beiträge aufnimmt, erscheint 1987 der Beitrag *Linguistik als kognitive Wissenschaft – Erläuterungen zu einem Forschungsprogramm*. Erneut stellt Bierwisch einen in der englischsprachigen Forschung bereits vorhandenen Denkstil vor. Ohne hier weiter auf die veränderten inneren Forschungsbedingungen einzugehen, sei auf die bereits schon früher formulierte zentrale Fragestellung aufmerksam gemacht: Bierwisch hatte 1966 betont, dass es ihm besonders um die *allgemeinen Strukturtypen* gehe, die seit Chomskys *Aspects* als „abstrakte Repräsentationen neurologischer Strukturen“ (Bierwisch 1966, S. 89) aufgefasst werden sollten. Der kognitive Ansatz war damit bereits angelegt.

Mit dem verwendeten Leitbegriff *Forschungsprogramm* wird dem fachwissenschaftlichen Leser erneut ein Forschungsansatz präsentiert. Bierwisch stellt wissenschaftliche Ideen eines bis dato unbekanntes Denkkollektivs vor, ohne die Urheber der Ideen explizit einzubeziehen: Das Literaturverzeichnis besteht aus vier Titeln, und drei von diesen sind Arbeiten von Chomsky, unter anderem die *Aspects* (1965), die ohne Verweis auf die deutsche Übersetzung erwähnt werden.

„Ich habe, unter Verzicht auf Verweise auf die weit verzweigte Literatur des Gebietes“, schreibt Bierwisch, „die kognitive Linguistik in der Entwicklung ihrer Fragestellungen und Modellbildungen skizziert, die mehr von der Orientierung als von fixierten Ergebnissen der Forschung wiedergeben.“ (Bierwisch 1987, S. 666)

Weitere 18 Jahre später wird Ray Jackendoff den *Syntaktozentrismus* (engl. *syntactocentrism*) als einen „important mistake at the core of generative grammar“ (Jackendoff 2007, S. 36) in der amerikanischen Linguistik der 1960er Jahre beschreiben. Zwar habe Chomsky, sein Lehrer, überzeugend demonstriert, dass Sprache ein generatives System erfordere, aber damit noch nicht bewiesen, dass der Erzeugungscharakter (engl. *generativity*) nur in den syntaktischen Komponenten der Sprache nachweisbar und die Semantik nur rein interpretativ sei. Was die Semantik betreffe, sei fast nichts vorhanden gewesen, wenn man von einem rudimentären semantischen Verfahren, vorgelegt von Katz und Fodor (1963), absehe, und von einigen vielversprechenden Arbeiten von Linguisten wie – Manfred Bierwisch (vgl. ebd.).

## Literatur

- Bierwisch, Manfred: Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden. In: *Kursbuch* (1966) 5, S. 77–152.
- Bierwisch, Manfred: Some Semantic Universals of German Adjectivals. In: *Foundations of Language. International Journal of Language and Philosophy* (1967) 3, S. 1–36. Online: <http://www.zas.gwz-berlin.de/708.html> [30.04.2015].
- Bierwisch, Manfred: Linguistik als kognitive Wissenschaft – Erläuterungen zu einem Forschungsprogramm. In: *Zeitschrift für Germanistik* 7 (1987) 6, S. 645–667.
- Bierwisch, Manfred: Das Organ des Denkens und die Grenzen des Ausdrückbaren. In: Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften; Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (Hg.): „*Werkzeug Sprache*“: *Sprachpolitik, Sprachfähigkeit, Sprache und Macht: 3. Symposion der Deutschen Akademien der Wissenschaften*. Hildesheim 1999, S. 57–101. Online: <http://www.zas.gwz-berlin.de/708.html> [30.04.2015].
- Chomsky, Noam: *Syntactic Structures*. Den Haag 1957.
- Chomsky, Noam: *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge, Massachusetts 1965.
- Chomsky, Noam: *Cartesian Linguistics: A Chapter in the History of Rationalist Thought*. New York 1966.
- Chomsky, Noam: *Aspekte der Syntax-Theorie*. Aus dem Amerikanischen übersetzt und herausgegeben von Ewald Lang u.a. Frankfurt a.M. 1969.

- Fleck, Ludwik: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und vom Denkkollektiv*. Mit einer Einleitung herausgegeben von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt a.M. 1980 [zuerst: Basel 1935].
- Jackendoff, Ray: *Language, Consciousness, Culture. Essays on Mental Structure*. Cambridge, Massachusetts 2007.
- Johnson, Alexander Bryan: Aus dem Traktat über die Sprache. In: *Kursbuch* (1966) 5, S. 48–57.
- Katz, Jerrold J.; Fodor, Jerry A.: The Structure of a Semantic Theory. In: *Language* 39 (1963) 2, S. 170–210.
- Krämer, Sybille: *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a.M. 2001.
- Lem, Stanisław: *Die Technologiefalle. Essays*. Aus dem Polnischen von Albrecht Lempp. Frankfurt a.M. 2002.
- Motsch, Wolfgang: *Zur Kritik des sprachwissenschaftlichen Strukturalismus*. Berlin (DDR) 1974.
- Pankow, Christiane [= Christiane Andersen]: Stil als wissenschaftshistorische Kategorie. Zur Konzeption des wissenschaftlichen Denkstils bei Ludwik Fleck. In: Robering, Klaus (Hg.): *„Stil“ in den Wissenschaften*. Münster 2007, S. 117–136.
- Schmölders, Claudia: Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? In: *Merkur* (2003) 651, S. 619–624.
- Steger, Hugo (Hg.): *Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen*. Darmstadt 1970.
- Weydt, Harald: „Unendlicher Gebrauch von endlichen Mitteln“. Mißverständnisse um ein linguistisches Theorem. In: *Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft* 5 (1972) 3–4, S. 249–267.
- Weydt, Harald: *Noam Chomskys Werk. Kritik – Kommentar – Bibliographie*. Tübingen 1976.

Susanne Tienken

# Von der *Fehlgeburt* zum *Sternenkind*. Ein Neologismus und seine kulturelle Bedeutung

## 1 Vorbemerkungen

In Deutschland endet etwa jede dritte Schwangerschaft mit dem (zumeist frühzeitigen) Verlust des Kindes (Kersting 2015, S. 161). Trotz der Häufigkeit dieser oftmals traumatisierenden Erfahrung können Fehlgeburt, Totgeburt sowie prä- und perinataler Kindsverlust als eines der letzten Tabus in der postmodernen Gesellschaft angesehen werden (vgl. Müller 2012, Stukenbrock 2013). Bisherige Forschungen haben gezeigt, dass die Trauer um verstorbene früh- oder totgeborene Kinder nach Verlassen des Krankenhauses vielfach als ungerechtfertigt verurteilt wird und die Betroffenen bei ihren Mitmenschen auf weitgehendes Unverständnis stoßen. Das daraus resultierende Verschweigen des Ereignisses ist insofern problematisch, als dass sich die Bewältigung von Trauer im Rahmen von Sinnerzeugung durch Sprachgebrauch vollzieht (Malacrida 1998, Neuman u.a. 2006).

Bekannt ist mittlerweile aber auch, dass Trauernde ihre ‚Sprachlosigkeit‘ durchbrechen, indem sie ihre Erfahrungen in Blogs oder Webforen teilen, sich in Diskussionsforen engagieren, virtuelle Friedhöfe oder eine Gedenkseite auf eigens dafür vorgesehenen Internetportalen gestalten (vgl. Jacoby/Reiser 2013, Tienken 2013). Hastings u.a. (2007, S. 153) haben zudem gezeigt, dass die Teilnehmenden in dem von ihnen untersuchten Forum eine Art „counterplot to societal narrative expectations for bereavement“ erstellen. Die Bezeichnung *Sternenkind* für im Mutterleib oder kurz nach der Geburt verstorbene Kinder erscheint dabei im Kontext von Foren zu Schwangerschafts- und Kindsverlust signifikant.

Der vorliegende Beitrag hat daher zum Ziel, den Neologismus *Sternenkind* als Sinnformgebung im Schnittpunkt von Lexikologie, Wortbildung und kulturanalytischer Linguistik zu erfassen.<sup>1</sup> Mit Sinnformgebungen sind sprachliche Formen gemeint, die individuelles Handeln und deren kollektive Ratifizierung dialogisch in sich vereinen. Es sind sprachliche Formen, die durch kommunikative Passungsprozesse ihren sozialen Sinn erhalten und somit ihre kulturelle Bedeutung offenbaren (vgl. Tienken 2015). Im Rahmen eines solches Konzepts lässt sich zeigen,

---

1 Über die Verbindung dieser Disziplinen siehe Stoeva-Holm 2012.

inwiefern Kommunikationsgemeinschaften „ihr Selbst- und Weltverständnis herstellen, sicherstellen, aber auch verändern“ (Linke 2014, S. 188).

## 2 Material und methodische Überlegungen

Aufgrund disziplinärer Überschneidungen wird eine Triangulierung von methodischen Zugängen vorgenommen, bei dem lexikologische Überlegungen mit korpusanalytischen und ethnographischen Vorgehensweisen vermischt werden. Dies hat wiederum Folgen für die Materialwahl. Als Quellen werden zum einen das *Deutsche Referenzkorpus (DeReKo)* für geschriebene Sprache des Instituts für deutsche Sprache (IDS) in Mannheim herangezogen, zum anderen drei Internetforen, in denen *Sternenkind(er)* bzw. *Fehlgeburt* in der Überschrift bzw. im einleitenden Text relevant gemacht werden. In den Foren sind die jeweils zehn letzten Threads auf die Verwendung von *Sternenkind* und *Fehlgeburt* untersucht worden.

Ein Forum ist in ein spezifisches Portal für Eltern von Sternenkindern integriert, die anderen zwei sind in Webseiten zum Thema Familie bzw. Schwangerschaft und Geburt integriert, wie an dem Beispiel in Abbildung 1 ersichtlich wird:

Sie sind hier: [Startseite](#) » [Community](#) » [Foren](#) » [Sternenkinder](#)

### Sternenkinder

---

**In diesem Forum möchten wir allen Eltern, die ein Kind verloren haben, die Möglichkeit geben, sich über ihren Schmerz auszutauschen. Sternen Kinder sind alle Kinder, die nicht mehr leben - unabhängig davon, ob Sie eine Fehl- oder Totgeburt erlebt haben oder Ihr Kind erst später gestorben ist.**

*Abbildung 1: Erläuterungen der Webseite zum Forum Sternen Kinder*

Die Wahl fiel auf Foren, die ohne Passwort öffentlich zugänglich sind und bei denen deshalb davon ausgegangen werden kann, dass sich die Teilnehmenden zumindest in gewissem Ausmaß der Öffentlichkeit des Forums bewusst sind, gewissermaßen also ‚public statements‘ abgeben (vgl. Hine 2000, S. 24). Da es sich bei *Sternenkindern* um ein äußerst sensibles Thema handelt, werden analog zu ethischen Maßgaben übriger ethnographischer Forschung die Foren sowie deren Internetadressen hier nicht namentlich angegeben. Ebenso werden aus ethischen Gründen die Nicknames der Betroffenen in der Analyse anonymisiert.<sup>2</sup>

2 Erwähnt sei, dass viele Eltern persönliche Websites über verstorbene Kinder online stellen oder auch die Möglichkeit einer eigenen Webseite im Rahmen virtueller

Im IDS-Korpus handelt es sich hauptsächlich um verschiedene lokal begrenzte Printmedien wie zum Beispiel den *Mannheimer Morgen*, die *Braunschweiger Zeitung* etc., aber auch um *Wikipedia*-Einträge. Ausgeschlossen wurden Verwendungen des Lexems *Sternenkind*, die eindeutig anderen Kontexten zuzuordnen sind (beispielsweise einem Kunstmärchen von Oscar Wilde) sowie metaphorische Verwendungen des Lexems *Fehlgeburt*.

Die Komposita *Sternenkind* und *Fehlgeburt* werden kontrastiert und anhand der elektronischen Korpora sowie der Webforen auch in ihrer Verwendung untersucht. Durch die Materialtriangulierung kann im Sinne einer linguistischen Hermeneutik herausgearbeitet werden, ob und inwiefern sich die Verwendungsweise von *Sternenkind* im dezidiert öffentlichen Raum der Zeitungssprache von der Verwendung in einer alternativen Öffentlichkeit, im virtuellen Raum der Betroffenenforen, unterscheidet und was dies in einem solchen Fall über die sprachlich-soziale Gestaltung von Sinn bedeuten kann. Auf diese Weise werden ‚redende Belege‘ dafür gewonnen, wer das jeweilige Wort wann wie in welcher Weise benutzt. Im Rückgriff auf bestehende Forschung kann schließlich erarbeitet werden, welche kulturelle Signifikanz dem Gebrauch von *Sternenkind* beigemessen werden kann.

### 3 Trauerkultur und Sprache

Tod und Trauer gehören zu den grundlegenden Erfahrungen menschlichen Lebens, sie sind jedoch stark kulturell geprägt (Jacoby/Reiser 2013) und sprachlich mediiert (Neuman u.a. 2006). Von Trauernden wird eine bestimmte innere Befindlichkeit erwartet, ihnen obliegt eine ‚soziale Pflicht‘ des Leidens, die an bestimmte Trauerpraktiken, wie zum Beispiel das Aufgeben einer Traueranzeige, die Gestaltung einer Beerdigung, die Wahl von Bekleidung etc. gebunden ist (Schäfer 2011, S. 47). Mit solchen Praktiken werden gesellschaftlich auch die zeitlichen und räumlichen Begrenzungen des Trauerns reguliert: „Dem Ausdruck von Trauer als private, persönliche Angelegenheit werden [...] im öffentlichen Raum klare Grenzen gesetzt.“ (Ebd., S. 76) Begrenzt ist ferner nicht nur, wann und wo, sondern auch, um wen in welchem Ausmaß wann getrauert werden darf. Formen der Trauer, seien sie verbal oder non-verbal, sind signifikant für den Umgang mit dem

---

Friedhöfe nutzen (vgl. Jacoby/Reiser 2013). Diese Webseiten erhalten zumeist Überschriften nach dem Muster *Unser Sternenkind* [NAME] und indizieren somit die Bedeutsamkeit dieser Kategorisierung. Da jedoch bei diesen Schicksalsbeschreibungen in der Regel der volle Name sowie persönliche Daten angegeben sind, ist aus ethischen Gründen auf ihre Analyse verzichtet worden.

Tod in einer Gesellschaft. Neben die bisherigen Trauerpraktiken und Rituale ist seit den 1990er Jahren die Gestaltung von persönlichen und interaktiven Gedenkseiten im Internet getreten, die nach Geser (1998) das erste Zeichen einer neuen Todeskultur sind, die „den Bedürfnissen einer komplexen, mobilen, pluralisierten, individualisierten und säkularisierten Gesellschaft in vielerlei Weise“ entgegenkommt (Geser 1998, S. 123). Die „Individualisierung im Umgang mit Tod und Trauer“ lässt sich auch außerhalb des Internets an der zunehmenden Diversität der sprachlichen Gestaltung von Todesanzeigen feststellen (Linke 2001, S. 206). Diese Individualisierung geht mit einem Wandel von der Todesanzeige, die das Ableben einer Person bekannt gibt, zur Traueranzeige einher, bei der die Hinterbliebenen schon rein syntaktisch die Hauptrolle übernehmen, zum Beispiel in *Wir nehmen Abschied von* (ebd., S. 212). Zudem lässt sich anhand der Todesanzeigen feststellen, dass Trauern zunehmend aktiv angezeigt wird, wie zum Beispiel in *Wir trauern um*. Die virtuellen Friedhöfe entsprechen dieser Entwicklung insofern, als die Medialität der Gedenkportale das aktive Trauern öffentlich macht und eine Anpassung an individuelle Bedürfnisse nach einem Andauern von Trauer ermöglicht. Virtuelle Friedhöfe erheben den Anspruch, losgelöst von Raum und Zeit zu existieren, sie überwinden somit die bisherigen Begrenzungen von Trauerpraktiken:

Auf dem realen Friedhof wird der tote Körper der Vergänglichkeit übereignet und den Besuchern die eigene Sterblichkeit ins Bewusstsein gerufen. Der virtuelle Friedhof als vorgebliches Äquivalent orientiert sich ebenfalls an den Funktionen des Aufbewahrens und Gedenkens, der Erbauung sowie des vermeintlichen Trostes; er unterschlägt dabei aber den wesentlichen Aspekt der körperlichen Vergänglichkeit. Somit ist er kein Ort der (Toten-)Ruhe, des Abschieds und der Vergangenheit, sondern Ort der Gegenwart und der Möglichkeit ständiger Begegnung. (Spieker/Schwibbe 2005, S. 241)

Durch das Nutzen der Affordanzen von Gedenkportalen wird die Grenze zwischen ‚privat‘ und ‚öffentlich‘ zudem zunehmend verwischt. Ein weiterer Aspekt einer veränderten Todeskultur besteht nämlich in der Entgrenzung des Adressatenkreises von Trauer und Erinnerung, der „von traditionellen Sozialbindungen abgelöst“ wird (Schmitt 2008, S. 288). Es ist nicht mehr allein das unmittelbare Umfeld der Trauernden, das an der Befindlichkeit von Betroffenen teilhaben kann. Die generelle Öffentlichkeit von Gedenkseiten lässt Kommentare, Beileidsbekundungen und das Anzünden virtueller Kerzen auch völlig Unbekannter zu, die sich allerdings zumeist ebenfalls in einem trauernden Zustand befinden. Ähnlich wie in anderen virtuellen Räumen wird der Kontakt zu Menschen in ähnlichen Lebensumständen hergestellt.

Nach Schwarz-Friesel (2007, S. 27) ist Trauer eine Emotion, die als Reaktion auf einen Verlust entsteht. Ebenso wie andere Gefühle ist Trauer eine Art „Bewertungsinstanz“, die „sowohl auf die eigene Ich-Befindlichkeit als auch auf externe

Befindlichkeiten im Gesamtkomplex menschlichen Lebens und Erlebens bezogen“ ist (ebd., S. 72). In einem dialogistischen Verständnis von Trauer beschränkt sich dieses Gefühl eines Verlusts zudem nicht nur auf die Abwesenheit der verstorbenen Person, sondern erstreckt sich auch auf das Verlieren einer Beziehung und somit eines Teils der eigenen Identität:

My identity is constituted primarily through the significant other, who is simultaneously an object of my own projection and the object that constitutes my wholeness and identity. According to this idea, the loss of a relationship with a significant other involves the loss of a crucial perspective for meaning-making and, therefore, a break in the integrated self. (Neuman u.a. 2006, S. 1373)

Entsprechend bezieht sich das Gefühl der Trauer bei Fehlgeburten und prä- oder perinatalem Kindsverlust nicht nur auf das verstorbene Kind, sondern auch auf den Verlust der erwarteten Elternschaft (vgl. Malacrida 1998). Die virtuellen Friedhöfe begegnen somit auch dem Bedürfnis, die Elternschaft aufrechtzuerhalten bzw. darauf Anspruch zu erheben. Gedenkseiten für im Mutterleib verstorbene Kinder sind eine Möglichkeit, die Beziehung zu einem Kind anzuzeigen, von dessen Existenz der Umkreis der Betroffenen oftmals nicht einmal wusste. In der bisherigen Forschung wenig beachtet wurden Foren, weshalb sie im vorliegenden Beitrag stärker hervorgehoben werden sollen.

#### 4 Neologismen und kulturelle Signifikanz

Neologismen wird in der lexikologischen Forschung allgemein die Eigenschaft zugeschrieben, (neue) Dinge in der Welt erfassen und auch Bewertungen ausdrücken zu können (vgl. Schippan 2001, Herberg u.a. 2004, Quasthoff u.a. 2007). Dies ist auch anhand der Nominierungen zum ‚Wort des Jahres‘ der Gesellschaft für deutsche Sprache (z.B. *Herdprämie*) bzw. zum ‚Unwort des Jahres‘ (z.B. *Sozialtourismus*) einer institutionsunabhängigen Jury deutlich nachzuvollziehen. In Neologismen zeigen sich die Erfassung und die Evaluierung (neuer) Dinge in der Welt, sie befriedigen somit den „Bedarf an Neubenennungen in einer Kommunikationsgemeinschaft“:

Von den etablierten, seit langem gebräuchlichen Wortschatzeinheiten unterscheiden sich Neologismen dadurch, dass entweder die Form u n d die Bedeutung oder n u r die Bedeutung der betreffenden Einheit von der Mehrheit der Angehörigen einer bestimmten Kommunikationsgemeinschaft eine Zeit lang als neu empfunden wird. Wir unterscheiden demgemäß grundsätzlich zwei Arten von Neologismen: neue lexikalische Einheiten und neue Bedeutungen. (Herberg u.a. 2004, S. XI; Hervorhebungen im Original)

Ob es sich um eine neue Form oder um eine Neubedeutung handelt, ist für die Deckung kommunikativer Bedürfnisse von Mitgliedern einer Kommunikationsgemeinschaft also wenig relevant. Bedeutsam für die Entstehung von Neologismen

ist vielmehr eine Art Benennungsnotstand, der sich gerade nicht (nur) aus der Neuigkeit eines Gegenstands oder Sachverhalts ergibt, sondern (auch) aus einer *empfundenen* Unzulänglichkeit vorhandener Ausdrücke für Dinge und Sachverhalte in der Welt:

Neue Benennungen werden dann gebraucht, wenn zum Ausdruck eines bestimmten Konzeptes keine passende usuelle Benennung zur Verfügung steht, sei es, weil ein Konzept neu entwickelt wird, sei es, weil geläufige Benennungen als unpassend empfunden werden [...]. (Barz 2001, S. 1666f.)

Relevant ist nicht nur, dass Sprachbenutzer diese Neubenennungen erschaffen, sondern auch, dass sie durch die wiederholte Ingebrauchnahme und Akzeptanz der neuen Form einen Sinn verleihen und der Welt einen neuen Begriff geben. Dabei kann ein Wort in einer Kommunikationsgemeinschaft durchaus noch als neu empfunden werden, während es in einer anderen schon als etabliert gilt und Bedeutungszuordnungen routinehaft erfolgen. An Neologismen lässt sich also nachvollziehen, dass Sprache die Welt nicht einfach abbildet, sondern dass sich im sprachlichen Denken und Ausdruck eine „Gestaltung *zur* Welt“ vollzieht (Cassirer 1923, S. 11; Hervorhebung im Original). Sinnzusammenhänge entstehen nach Cassirer nicht durch das Sein von Dingen, sondern durch menschliches Tun (vgl. ebd.).

Ein solch grundlegendes menschliches Tun sind Referenz und Prädikation – die „Herstellung eines Gegenstandsbezugs und der Zuschreibung von Eigenschaften zu dem bezeichneten Gegenstand oder Sachverhalt“ (Busse 2005, S. 35). Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass Neologismen häufig Komposita sind, die als solche in ihrer starken Verbindung von Grund- und Bestimmungswort anzeigen können, was in einer Kommunikationsgemeinschaft sinnhaft aufeinander bezogen wird. Dietrich Busse (2009) schlägt entsprechend vor, Substantivkomposita funktional zu deuten und ihrem prädikativen Charakter mit Hilfe satzsemantischer Methoden nachzugehen. Die semantische Beziehung zwischen den Elementen eines Kompositums wäre demnach paraphrasal zu beschreiben (Busse 2009, S. 488).

Für das Substantivkompositum *Sternenkind* würde dies bedeuten, dass es zerlegbar ist in den Referenzausdruck *Kind* und die als Relativsatz paraphrasierbare implizite Prädikation *das bei den Sternen ist*. Denkbar wären allerdings auch *das wie ein Stern ist/leuchtet* oder auch *das wie ein Stern aussieht*. Eine solche semantische Unschärfe ist dabei allerdings kein Nachteil, sondern überlässt den Interagierenden verschiedene Deutungsmöglichkeiten poetischer Art, die der Trostlosigkeit des medizinischen Begriffs der *Fehlgeburt* entgegengestellt werden können. Nach Ogden (2000) ist der Gebrauch poetischer Sprache überhaupt eine

Form von Trauerbewältigung. Bei *Sternenkind* handelt es sich jedoch nicht um eine *Adhoc*-Bildung in einem Gedicht, sondern um eine Wortbildung, bei der das spezifische semantische Potential von Komposita genutzt werden kann, um eine alternative Wirklichkeit in die Welt zu bringen:

Mit der sprachlichen Realisierung einer Prädikation durch das Mittel einer Wortbildung (statt z.B. durch ein wortübergreifendes Syntagma, einen Teilsatz, eine Phrase) wird die Worteigenschaft dieser Prädikation nicht nur tatsächlich syntaktisch hergestellt, sondern zugleich mit Auswirkungen auf die Semantik unterstellt. Das heißt eigentlich: Es wird implizit der Lexemcharakter der Wortbildung unterstellt (bzw. es wird damit gespielt), und zwar auch dann, wenn es sich tatsächlich um eine Neubildung handelt. (Busse 2009, S. 497)

Neuen Wortbildungen hängt nach Busse also schon *per se* das semantische Potential des Bekannten an, was auch strategisch eingesetzt werden kann, um einen Begriff als selbstverständlich zu inszenieren.

## 5 *Sternenkind(er)* – ein Neologismus?

*Sternenkind* ist kein alltägliches Wort für diejenigen, die nicht von Kindstod oder Schwangerschaftsverlust betroffen sind. Es gibt in den Quellen verschiedene Anzeichen dafür, dass das Lexem von weiten Teilen der Kommunikationsgemeinschaft als neu empfunden wird. Sowohl graphematische als auch textlinguistische Mittel werden benutzt, um diesen Neuigkeitswert anzuzeigen. Im *Deutschen Referenzkorpus* taucht der Begriff im Kontext von Trauer um ein Kind zum ersten Mal 2001 auf, etwa zehn Jahre nach dem ersten Beleg im Internet:<sup>3</sup>

**RHZ01/OKT.02809 Rhein-Zeitung, 04.10.2001; Über Tod des Kindes sprechen**  
LAHNSTEIN. Unter dem Namen „*Sternenkinder*“ hat sich in Lahnstein eine neue Selbsthilfegruppe gegründet, die für Montag, 8. Oktober, 20 Uhr, zum Treffen ins Pfarrzentrum am Europaplatz einlädt. In Gesprächskreisen sollen sich Eltern austauschen, deren Kinder vor, während oder nach der Geburt durch Krankheit, Unfall oder Suizid verstorben sind. In der Gemeinschaft soll gegenseitige Hilfe angeboten werden. Auch Angehörige von Betroffenen sind herzlich eingeladen.

(Beispiel 1; meine Hervorhebung, S.T.)

*Sternenkinder* erscheint hier als Name einer Selbsthilfegruppe und wird deshalb in Anführungszeichen gesetzt. Sowohl die Überschrift *Tod des Kindes* als auch die spätere Wiederaufnahme des Lexems *Kinder* und deren Ergänzung *vor oder nach*

---

3 Es handelt sich im Internet dabei um eine private Gedenkseite, die aus Rücksichtnahme auf die Betroffenen hier nicht zitiert wird. Es ist möglich, dass Selbsthilfegruppen und Kinderhospize bereits vor 1991 von *Sternenkindern* sprechen. Dies ist im Rahmen dieser Studie jedoch nicht nachzuvollziehen.

der Geburt durch Krankheit, Unfall oder Suizid verstorben machen die Bedeutung der unbekanntenen sprachlichen Form für ein weiteres Lesepublikum verständlich.<sup>4</sup> Das graphematische Mittel der Anführungszeichen findet allerdings nicht nur in Bezug auf die Benennung einer Selbsthilfegruppe Verwendung. Es indiziert auch die ungewöhnliche, neue Semantik des Lexems überhaupt in weiteren Belegen des *DeReKo*. Bei *Sternenkinder* ergibt sich die Bedeutung schließlich gerade nicht aus der Summe seiner Bestandteile, die im Beispiel gelieferte Paraphrase verweist nicht auf das erste Glied der Wortbildung, *Sternen-*:

**M06/MAR.22363 Mannheimer Morgen, 24.03.2006; Vernetzung von Berlin bis Freiburg**

Bei den weiteren Aktivitäten für das Jahr 2006 wurde insbesondere auf den Tag der offenen Tür am 29. April hingewiesen und dafür um Unterstützung in Form von Kuchen Spenden und entsprechender Mithilfe gebeten. Eröffnet wird dieser Tag anlässlich der ökumenischen Aktion „Woche für das Leben“ mit einem Gottesdienst am 28. April, 18.30 Uhr, in St. Michael, in dem die Situation der „*Sternenkinder*“ thematisiert werden soll, der *ungeborenen Kinder, die während der Schwangerschaft sterben*.

(Beispiel 2; meine Hervorhebungen, S.T.)

Es scheint allerdings auch nicht der Neuigkeitswert oder die Ungewöhnlichkeit des Lexems allein zu sein, der die Anführungszeichen oder lexikalische Mittel auf den Plan ruft, um *Sternenkinder* zu kennzeichnen. Vielmehr scheint es auch darum zu gehen, das Wort als zu einer (wie auch immer) anderen Sprechweise zugehörig zu markieren. Im Beispiel 3 wird *Sternenkinder* etwa mit dem Zusatz *sogenannte* versehen, in Beispiel 4 wird das Lexem zudem explizit als von betroffenen Eltern verwendete Bezeichnung ausgewiesen:

**NKU06/DEZ.03098 Nordkurier, 09.12.2006; Eltern erinnern an ihre verstorbenen Kinder**

Mit einer gemeinsamen Gedenkfeier für *sogenannte Sternenkinder* erinnern Eltern am Montag in Rostock an ihre gestorbenen Babys. Das helfe Hinterbliebenen, ihren eigenen Frieden zu finden, sagte Pastorin Hilke Schicketanz, die als Seelsorgerin auf der Neugeborenenstation im Rostocker Krankenhaus arbeitet. An der jährlichen Gedenkstunde nahmen zwischen 20 und 40 Personen teil. Seit fünf Jahren gebe es die Möglichkeit, auch tot geborene Kinder auf dem Rostocker Friedhof zu beerdigen.

(Beispiel 3; meine Hervorhebung, S.T.)

---

4 An diesem frühen Beispiel wird deutlich, dass mit *Sternenkinder* auch auf junge Erwachsene oder Jugendliche referiert werden kann, die ums Leben gekommen oder an einer Krankheit gestorben sind und die trauernde Eltern hinterlassen. In den neueren Belegen ist diese Bedeutung allerdings nicht mehr präsent.

**BRZ07/MAR.20759 Braunschweiger Zeitung, 07.03.2007**

*Sternenkinder: Kinder, die wegen einer Fehl-, Früh- oder Totgeburt nicht lebten, nach ihrer Geburt oder auch später sterben*, bezeichnen betroffene Eltern als Sternenkinder. Sie trösten sich mit der Vorstellung, dass ihr verstorbenes Kind auf dem hellsten Stern am Himmel lebt.

(Beispiel 4; meine Hervorhebungen, S.T.)

In Beispiel 4 ist zudem zu erkennen, dass die Leser des Artikels zum einen durch eine Paraphrase *Kinder, die wegen einer Fehl-, Früh- oder Totgeburt nicht lebten* an die Bedeutung herangeführt werden, zum anderen wird auch das Erstglied des Kompositums relevant gemacht, da die Sterne als imaginiertes Ort verstorbener Kinder zur Erklärung der Bedeutung von *Sternenkinder* herangezogen werden. Die Paraphrase *Kinder, die bei den Sternen wohnen* wäre hier also mitzudenken. Es wird allerdings auch deutlich herausgestellt, dass es sich dabei um die *Vorstellung* trauernder Eltern handelt. Die transzendentalen Ansprüche, die im Lexem *Sternenkinder* anklingen, werden im Genre der Zeitungssprache somit nur als Trost für die Betroffenen – und nicht als Aspekt geteilter Lebenswelt zugelassen.

Die Poetik des Kompositums wird im folgenden Beispiel 5 durch den Verweis auf die literarische Referenz erläutert. Es gibt zwar sowohl die Paraphrasen *Kinder, die vor oder kurz nach der Geburt sterben* und *Kinder, die während der Schwangerschaft sterben*, aber es erfolgt auch ein Zitat aus *Der kleine Prinz*. Zitiert wird die Abschiedsszene, in welcher der kleine Prinz zum Trost auf die Möglichkeit verweist, sich beim Betrachten der Sterne seiner zu vergegenwärtigen:

**M06/APR.31963 Mannheimer Morgen, 26.04.2006; „Sternenkinder“ lachen vom Himmel herab**

Viernheim. Am Freitag, 28. April, wird um 18.30 Uhr in St. Michael ein Gottesdienst für „*Sternenkinder*“ gefeiert. So heißen *Kinder, die vor oder kurz nach der Geburt sterben*. Benannt sind sie nach einem Zitat aus „*Der kleine Prinz*“ von Antoine de Saint-Exupéry, in dem der kleine Prinz zum Fuchs sagt: „Wenn du bei Nacht den Himmel anschaust, wird es dir sein, als lachten alle Sterne, *weil ich auf einem von ihnen wohne*, weil ich auf einem von ihnen lache. Du allein wirst *Sterne haben, die lachen können*.“ Oft sind diese *Kinder, die während der Schwangerschaft sterben*, zu klein, um beerdigt werden zu müssen (unter 500 Gramm). Trotzdem möchten Eltern, die ihr Kind auf diese Weise verlieren, sich würdevoll verabschieden.

(Beispiel 5; meine Hervorhebungen, S.T.)

Das Zitat liefert auch den Grund zur Überschrift des Zeitungsartikels, „*Sternenkinder*“ *lachen vom Himmel herab*. Möglicherweise steht hinter dem Zitat auch der Versuch, intersubjektives Verständnis bei der Leserschaft des *Mannheimer Morgens* zu erzeugen, denn „creative expression is one of the most advanced ways in which we can co-experience with the other without actually sharing the same experience.“ (Neuman u.a. 2006, S. 1379)

Auch in den Foren erscheint Antoine de Saint-Exupéry's Text wiederholt, allerdings weniger, um *Sternenkinder* zu erklären, sondern als Beitrag in Threads, in denen Eltern sowohl selbstverfasste Gedichte posten als auch literarische Zitate einfügen:



(Beispiel 6)

Schon der Kontrast von *DeReKo*-Beleg und Forumsbeitrag macht deutlich, dass es in den Zeitungsartikeln bei der Nennung des Lexems vor allem um die Beschreibung von Trauerbewältigung der Eltern geht. Es wird *über* die Betroffenen berichtet und entsprechend auch das von ihnen verwendete Lexem pietätvoll verwendet – zugleich aber auch als deren Sprechweise kenntlich gemacht. In den Foren kommen die Trauernden hingegen selber zu Wort; es geht es um die Hinwendung zu anderen Eltern. Mit *Unsere Sternenkinder* sind nicht nur die eigenen Sternenkinder gemeint, sondern auch die der anderen Forenbesuchenden. Die Verfasserin dieses Beitrags macht das Zitat durch die graphische Ausgestaltung mit kleinen Engeln, Sternen und Wolken zu einem Teil ihrer eigenen Stimme. Das literarische Zitat dient somit nicht der Erklärung der Wortform, sondern dem Trost, den poetische Sprache zu spenden vermag (vgl. Ogden 2000). Entsprechend wird *Sternenkinder* in den Forenbeiträgen selbst als bekannt vorausgesetzt und nicht weiter erläutert, der Sinn der Foren mit *Sternenkinder* in der Überschrift wird initial aber verdeutlicht, woraus sich der Sinn der Wortform für „Neulinge“ indirekt ergibt:



(Beispiel 7)

Willkommen auf [NAME]

Das Informationsportal für betroffene Eltern, Angehörige und alle anderen Interessierten.

Wir sind eine Gemeinschaft von betroffenen Eltern, Angehörigen und Interessierten, die sich mit dem Thema: Trauer um ein Kind befassen!

Diese Seite soll eine Hilfe zur Selbsthilfe sein! Du brauchst Verständnis, Mitgefühl und immer ein offenes Ohr – auch nach langer Zeit! Diesen Ort möchten wir Euch hier bieten!

Das Team von [NAME]

(Beispiel 8; [NAME] enthält die Wortform *Sternenkinder*)

Im folgenden Beispiel 9 lässt sich zudem erkennen, dass *Sternenkinder* auch im Kontext von Foren zu Schwangerschaft und Geburt nicht zum alltäglichen Sprachgebrauch gehört, sondern dass die Bedeutung erst mit der Begegnung entsprechender Schicksalsschilderungen erschlossen wird:

Ich drücke dir ganz doll die Daumen das alles gut verlaufen wird.

Denke das man sich durch das Internet leider oftmals viel zu verrückt macht. Das war leider auch mein Fehler... *Hatte damals mit dem Begriff Sternenkinder nie wirklich etwas anfangen können, bis ich per zufall auf ein sehr trauriges Video gestoßen bin.* Sie hatte leider auch ihr Kind in der 20.ssw verloren... Seitdem hing es in meinem Kopf... So das ich im prinzip die meiste Zeit meiner Schwangwrschaft nur Angst hatte...□

Daher wünsche ich dir ganz viel Glück, genieße jeden Augenblick den du hast... ☺

---

[NAME] \*03.04.2015+

Ich vermisse dich so sehr 😞

(Beispiel 9; meine Hervorhebung, S.T.)

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass *Sternenkinder* in den Internetforen (und vermutlich in den Selbsthilfegruppen und betroffenen Familien) eine im Rahmen einer ‚Nutzerontologie‘ erlernte und etablierte Wortform ist, in anderen Kommunikationsbereichen der Gesellschaft aber noch als neu empfunden und entsprechend kenntlich gemacht wird. *Sternenkinder* kann somit als Neologismus in Form einer Neubedeutung geltend gemacht werden (vgl. Herberg u.a. 2004, Steffens 2007). Die Verortung des Lexems im Sprachgebrauch von Internetforen wird bemerkenswerterweise sogar explizit in Zeitungsartikeln vorgenommen:

**T04/DEZ.70721 die tageszeitung, 11.12.2004, S. IV–V, Ressort: Hintergrund; Ein schwerer Abschied**

In Internetforen vertrauen sich betroffene Frauen die Berichte vom Tod ihrer Kinder und ihre Traurigkeit an. *Sternenkinder oder Traumkinder werden die still geborenen Babys da genannt*. Die verwaisten Mütter unterschreiben ihre E-Mails mit ihrem Namen und dem Namen ihrer Kinder „als Engel im Herzen“. Einige von ihnen haben schon mehrere *Fehlgeburten* erlebt, oder sie sind verzweifelt, weil sie schon älter sind und es immer schwieriger wird, noch Kinder zu bekommen.

(Beispiel 10; meine Hervorhebungen, S.T.)

Der Beleg zeigt auch, was die bisherige Default-Bezeichnung für ‚abgestorbene Leibesfrucht‘ ist, da das Lexem *Fehlgeburt* ohne jegliche Ergänzungen verwendet wird. Im folgenden Abschnitt sollen daher *Sternenkind* und *Fehlgeburt* kontrastiert werden.

## 6 *Sternenkind* vs. *Fehlgeburt*

*Sternenkind* und *Fehlgeburt* sind insofern Synonyme, als dass sie beide auf den gleichen Sachverhalt Bezug nehmen. Sie beinhalten jedoch grundlegend verschiedene Bedeutungsaspekte, die sich bereits aus den Bestandteilen des jeweiligen Kompositums ergeben. Der größte Unterschied von *Sternenkind* und *Fehlgeburt* liegt in dem Status für den Referenten, der sich aus dem Grundwort ergibt. Während *Geburt* einen körperlichen Vorgang bezeichnet, den Abschluss einer Schwangerschaft, der medizinisch betreut wird, so dient die Bezeichnung *Kind* der Konstruktion eines menschliches Lebewesens, egal in welcher Schwangerschaftswoche es verloren geht. Für die frühen Schwangerschaftsverluste werden in den Foren oftmals die Diminutivform *Sternchen* ohne Namen oder auch Kosennamen wie zum Beispiel *Krümelchen* oder *Sesam* verwendet, die auf die geringe Größe des Embryos zum Teil auch explizit Bezug nehmen:<sup>5</sup>

Wir schwelgten im Glück und freuten uns sehr über unser *Sesam* (*das war die ungefähre Größe zu dem Zeitpunkt*). Ich habe viele Gespräche mit meinem Sesamchen geführt und ihm gut zugeredet, dass er es sich bei mir gemütlich machen soll und wir ihn beschützen werden, so lange wie wir leben!.

[...]

Sternchen \*Sesam\* 23.03.2015

Für immer in unserem Herzen! Du fehlst uns so!

(Beispiel 11; meine Hervorhebungen, S.T.)

---

5 Gerade der Kosename *Krümel* ist in anderen Kontexten auch zur liebevollen Bezeichnung lebender Kinder denkbar, was wiederum der Gestaltung des gestorbenen Embryos zum Kind zuträglich sein könnte.

Oft werden auch in den frühen Schwangerschaftswochen Namen vergeben, mitunter sogar beider Geschlechts, da das Geschlecht offensichtlich noch nicht festgestellt war. Die Namensgebung wird innerhalb des Forums durchgehend als Form der Trauerbewältigung empfohlen und ist als Anzeichen einer Individualisierung im Umgang mit dem Tod zu deuten, wie von Geser (1998) oder Linke (2001) in anderen Zusammenhängen festgestellt. Auf die threadinitierende Frage, wie nach einer *Fehlgeburt* getrauert werden kann, erscheint etwa der Rat: „schreibe einen brief an dein kleines baby, finde einen namen, von dem du glaubst, es würde gut passen.“ Auch finden sich Gedichte, die in Form eines offenen Briefes an ein *Sternenkind* verfasst werden, einer Form, die auch in Todesanzeigen an Bedeutung gewonnen hat (vgl. Linke 2001, 2014). Dabei wird das geringe Alter offenbar nicht als hinderlich empfunden, wie an Beispiel 12 ersichtlich:



(Beispiel 12)

Neben Namen werden *Sternenkindern* auch Aktivitäten zugewiesen, die sie als Angehörige der sozialen Kategorie *Kind* ausweisen (vgl. Sacks 1974 [1972]) – vor allem *spielen*:

Auf dem Weg nach Usedom begleitete uns ein Regenbogen. Immer wieder tauchte ein Stück auf mit kräftigen Farben. Ich saß im Auto, mir liefen die Tränen und ich habe unser Sternchen Sesam zu den anderen Sternen zum *spielen* geschickt.

(Beispiel 13; meine Hervorhebung, S.T.)

Bemerkenswerterweise wird dabei häufig relevant gemacht, dass es um die ‚Vorstellung‘ von lachenden, tanzenden und singenden Kindern geht. Die Imagination eines *Sternenkindes*, das sogar Sonnenstrahlen schenkt, gibt dem Ereignis des Schwangerschaftsverlustes offenbar einen tröstlichen Sinn. Trotz der transzendentalen Ansprüche, die erhoben werden, zeichnet sich das Konzept des Sternenkinds durch eine elementare Diesseitigkeit aus. Die Sonnenstrahlen der Sternenkinder werden letztlich sogar scherzhaft für einen Sonnenbrand verantwortlich gemacht:

**NAME** - 12/3/2014, 13:23

**Titel:** Tanzende Sternenkinder

---

Ob des schönen Wetters möchte ich Euch allen schöne, sonnige Grüße schicken! Es fühlt sich für mich so an, als würden all unsere Sternchen dort oben lachen, tanzen und singen! Hört Ihr sie auch?

Ganz liebe Grüße!

Eure NAME (mit NAME und zwei weiteren Sternchen im Herzen)

---

**NAME** - 12/3/2014, 14:04

**Titel:**

---

Ach, was für ein schöner Beitrag! Ja, die Sonnenstrahlen durchdringen uns, weil unsere Sternchen da oben gerade lachen, tanzen und singen! Ja, ich höre sie und ich danke Dir für Deinen aufmerksam machenden Tipp!!

Liebe Grüße

NAME

---

**NAME** - 12/3/2014, 19:19

**Titel:**

---

Was für eine schöne Vorstellung...

---

**NAME** - 13/3/2014, 08:54

**Titel:**

Liebe NAME,

ähnliche Vorstellungen hatte ich auch für unsere Sternenkinder. Es fühlt sich sehr bedeutsam an, weil es nun schon so lange, so wunderschön ist. Leider

kann ich sie nicht hören..... doch vorstellen kann ich sie mir sehr sehr gut.

Herzliche Grüße, auch heute wieder mit Sonnenschein draußen und im Herzen.

NAME

---

NAME - 30/4/2014, 18:41

**Titel:**

---

Die Vorstellung ist wirklich wundervoll!!

Und hilft direkt die Sonne auch etwas genießen zu können!

---

NAME - 30/4/2014, 23:02

**Titel:**

mir haben all unsere sternchen schon einen leichten sonnenbrand beschert  
heut hab ich auch noch eine engel-wolke entdeckt und war gleich hin und weg so etwas zu sehen

(Beispiel 14)

An den Reaktionen der anderen Teilnehmenden lässt sich ablesen, dass der Versuch des Trostes durch die Kategorisierung als *Kinder* positiv ratifiziert wird. *Kind* ist eine relationale Sozialkategorie im Sinne von Sacks (1974 [1972]) zu verstehen, zu der eben auch *Eltern*, *Großeltern* und *Geschwister* gehören. Entsprechend bezeichnen sich Forenteilnehmende selber als *Sternenmamis/Sternenmamas* oder (eher selten) als *Sternenpapis/Sternenpapas* oder sie kategorisieren andere Forenbesucher auf diese Weise als Ausdruck von Beileid und Trost – selbst wenn diese sich selber (noch) nicht so bezeichnet haben:

Hallo liebe Sternenmama,

es tut mir sehr leid für euch das ihr euer Krümelchen gehen lassen musstet. Es ist vollkommen egal zu welchen Zeitpunkt dein Kind gegangen ist. Wenn man sich dermaßen auf sein Kind freut tut es in jedem Stadium weh! Lass dir nicht einreden zu wann du deine Trauer bewältigt haben musst. Trauer so lange DU es brauchst. Du wirst vielleicht immer mal wieder auf jemanden treffen der sehr unsensibel reagiert. Damit kann man nur umgehen lernen oder denjenigen aus seinem Leben verbannen.

Ich denke das du hier von vielen Unterstützung erfahren wirst, mir wurde das Gefühl entgegengebracht nicht alleine mit meinem Schmerz und meiner Wut zu sein. Das gibt mir jeden Tag ein bisschen mehr Zuversicht.

Ich wünsche euch viel Kraft und Zusammenhalt.

Fühl dich gedrückt wenn du magst. LG NAME

(Beispiel 15)

Wer um ein *Sternenkind* trauert, macht sich also selbst zu *Sterneneltern*, was dem von Neuman u.a. (2006) beschriebenen Identitätsbruch entgegenzuwirken scheint. Es ist nicht das Kind allein, das vermisst wird, sondern der ‚Traum‘ von einer Familie (vgl. Malacrida 1998). Dieses Gefühl wird in den Foren oft behandelt:

Für mich war viel mehr der zerplatzende Traum das schwer zu ertragende. Das sofortige Abtöten der Vorfreude. Das Platzen der Seifenblase.

Jede Frau, die ein Wunschkind erwartet, und positiv testet, hat im Kopf schon das Kind im Arm, die Monate werden durchdacht: kann ich da noch fliegen, wann arbeite ich nicht mehr, wie lang bleib ich zuhause, ... Diese Gedanken starten sofort. Das sind reale Gedanken... Viel realer als eigentlich noch das Kindlein, daß gerade erst begonnen hat zu wachsen...

Ja...es ist sehr früh, man hatte es noch nicht gespürt (den unterschied merke ich jetzt schon....) ABER: da stirbt mehr als nur ein Embryo...

(Beispiel 16)

*Sternenkind* kommt dem Wunsch nach einer Familie also eher nach als *Fehlgeburt*. Während *Fehl-* analog zu *Fehlleistung*, *Fehlschlag* etc. das Misslingen der im Grundwort angegebenen Handlung negativ perspektiviert, ist *Sternen-* wie in *Sternenhimmel*, *Sternenglanz* in der Regel ästhetisch positiv konnotiert. Zudem gehören *Sterne* zum semiotischen Register zur Ausgestaltung frühester Kindheit, was bereits ein unsystematischer Blick auf das Design von Musikmobiles, Bildern und Schlafanzügen für Babys bestätigen kann. Die literarischen Figuren *Sternenkinder*, wie etwa in *Peterchens Mondfahrt* sind zudem angenehme Wesen, die wiederum dem Genre der Kinderliteratur zugeordnet werden können.

*Sternenkind* enthält im Gegensatz zu *Fehlgeburt* zudem eine transzendente Bedeutungsdimension, ohne jedoch religiösen Anspruch zu erheben. Ein *Sternenkind* erhält seinen Status durch die angenommene Existenz an einem unerreichbaren Ort, eine *Fehlgeburt* führt dahingegen geradewegs ins Nichts.

Die Trefferquote im *Deutschen Referenzkorpus* für *Fehlgeburt* beträgt 3266,<sup>6</sup> für *Sternenkinder* 591.<sup>7</sup> Im allgemein-öffentlichen Sprachgebrauch, und als solcher soll der Kontext der Zeitungssprache hier verstanden werden, wird also wesentlich häufiger auf den Sachverhalt ‚abgestorbene Leibesfrucht‘ mit *Fehlgeburt* referiert als mit *Sternenkind*. Dass die beiden Lexeme verschiedenen

6 Aufgrund der hohen Trefferquote sind die Belege nicht auf Doppelungen oder metaphorische Verwendungen durchsucht worden. Die Zahlen geben also nur Tendenzen an, die durch Stichproben überprüft werden können.

7 Mit der hier untersuchten Bedeutung der Wortform *Sternenkinder*. Die übrigen wurden aussortiert.

Kontexten zugeordnet werden können, macht eine Kookkurrenzanalyse im *De-ReKo* deutlich. Während *Sternenkinder* am häufigsten zusammen mit *Eltern* und *Selbsthilfegruppe* anzutreffen sind (35 bzw. 28) und somit die hier diskutierte sinnspendende Bedeutungsdimension deutlich hervortritt, tritt *Fehlgeburt* signifikanterweise am häufigsten mit dem Verb *erleiden* auf, in den Formen *erlitten*, *erlitt* und *erleiden*, *erleidet* (insgesamt 655 Treffer). Die Handlungsmächtigkeit im Rahmen einer narrativen Selbstkonstruktion dürfte also im Falle der Verwendung von *Fehlgeburt* stark eingeschränkt sein (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2002, S. 59).

Zugespitzt lässt sich sagen, dass *Fehlgeburt* die Betroffenen zu passiven Patient(inn)en macht, *Sternenkinder* die Betroffenen dahingegen zu Eltern, die aktiv um ihre *Kinder* trauern, sie beerdigen möchten und Sinn herstellen, indem sie die verlorenen Kinder an einem anderen Ort vermuten, an dem sie ‚auf ewig‘ sind und an dem sie ‚nie vergessen‘ werden. Der sozialen Logik virtueller Räume entsprechend sind zeitliche und räumliche Begrenzungen also doppelt aufgehoben. Bemerkenswert ist dabei, dass in den Foren die Benennungen beständig neu ausgehandelt werden. Es lässt sich nämlich beobachten, wie *Fehlgeburten* im Laufe der Interaktion von anderen Forenteilnehmenden in *Sternenkinder* umgeschrieben werden. In Beispiel 16 lässt sich dies etwa an den Antworten auf ein Posting einer Frau nachvollziehen, die einen Konflikt mit ihrer Vorgesetzten nach zwei von ihr auch so benannten *Fehlgeburten* in der siebten bzw. in der elften Schwangerschaftswoche beschreibt. Es kommt nicht zur lexikalischen Wiederaufnahme von *Fehlgeburt*, sondern zu einer Umbenennung der verlorenen Embryonen in *Sternchen* bzw. *Deine zwei kleinen*:

NAME- 17/3/2015, 21:38

Titel:

Liebe NAME,

zwei *Sternchen* kurz hintereinander, es tut mir leid.

Traurig, dass Dich hier anscheinend jemand angegriffen hat. Wo wir doch füreinander da sein sollten, weil wir alle ein Schicksal teilen, die Trauer um unsere Kinder.

Ich wünsche Dir alles Gute und hoffentlich bald ein gesundes, munteres Erdenkind.

Liebe Grüße NAME

---

NAME - 20/3/2015, 12:01

Titel:

Liebe NAME

erst einmal tut es mir sehr leid, dass Du *Deine zwei kleinen* zu den Sternen ziehen lassen musstet! Ich wünsche Dir viel Kraft und Zuversicht und alles Gute für Deinen weiteren Weg!!!

Das mit Deiner Chefin ist schon eine echt miese Geschichte! Und auch traurig, dass Du hier blöd angemacht wurdest! Ich glaube es gibt immer unterschiedliche Meinungen, jeder hat unterschiedliche Erfahrungen und Geschichten. Es gibt immer Themen die einen anderen runterziehen können, aber das ist kein Grund den anderen dafür rund zu machen!

Mir zum Beispiel fällt es auch oft schwer von den Vätern zu lesen, Folgekindern, Hochzeiten usw. aber das ist mein persönliches Problem und nur weil andere davon erzählen fühl ich mich nicht angegriffen dadurch!

Ganz liebe Grüße an Dich NAME

(Beispiel 17; meine Hervorhebungen, S.T.)

Erkennbar wird, dass der Trost, das ‚füreinander da sein‘ das kommunikative Hauptanliegen und die Voraussetzung für die Beteiligung an einem Forum zu sein scheint. *Sternenkinder* funktioniert als sinnträchtige und trostspendende Umdeutung der passiv zu erleidenden *Fehlgeburt*.

## 7 Fazit

Das Kompositum *Sternenkinder* ist als eine Sinnformgebung zu betrachten, die signifikant für eine neue Trauerkultur und einen veränderten Umgang mit Schwangerschaftsverlust und Kindstod ist. *Sternenkinder* indiziert eine zunehmende Individualisierung im Verhältnis zu Schwangerschaftsverlust und Tod. *Fehlgeburt* wird zwar thematisiert, aber auch im Falle früherer Aborte in die aktive Trauer um ein *Kind* umgewandelt, die zeitlich nicht begrenzt wird und die einem theoretisch unbegrenzten Adressatenkreis eröffnet wird. *Sternenkinder* werden in offenen Briefen angeschrieben, ihnen werden bereits im Embryonalstadium Namen gegeben. Die im Kompositum enthaltenen *Sterne* fungieren als imaginärer Ort, an dem sich die verstorbenen Kinder befinden, spielen, lachen und tanzen. *Sternenkinder* bedient somit trostspendende transzendente Vorstellungen, ohne sich jedoch religiös verpflichten zu müssen. *Gott* oder anderweitige eindeutig christlich geprägte Begriffe kommen zumindest in den verwendeten Internetquellen nicht vor.

Die soziale Kategorisierung als *Kinder* ermöglicht den betroffenen Erwachsenen, sich als *Sterneneltern*, vor allem als *Sternenmamas* zu positionieren. Vor dem Aufkommen von *Sternenkinder* wurden Personen mit wiederholten *Fehlgeburten* nicht als *Eltern* betrachtet, sondern als *kinderlos*.

Die Poetik des Kompositums verortet *Sternenkinder* zudem im Bereich von Kinderliteratur und dem semiotischen Register *Baby*. Das tatsächliche Aussehen und somit auch die Größe und das Alter des Embryos werden dadurch weniger relevant. Die Grenze, ab wann ein Kind ein Kind ist, hat sich durch den Neologismus

*Sternenkinder* offensichtlich verschoben. Das Selbstverständnis und Weltbild, das in der Kommunikationsgemeinschaft der Foren interaktiv entworfen und beständig verhandelt wird, scheint auch in den kommunikativen Bereich der Pressesprache Einzug zu halten, wobei *Sternenkinder* zumeist noch als unbekannt und nicht-selbstverständlich markiert wird. Die *aktiv trauernden Eltern* stehen aber auch in den Belegen des *DeReKo* im Zentrum, was als Zeichen einer höheren gesellschaftlichen Akzeptanz der Trauer um im Mutterleib verstorbene Kinder gedeutet werden kann.

## Literatur

### Quellen

Institut für Deutsche Sprache (2014): *Deutsches Referenzkorpus / Archiv der Korpora geschriebener Gegenwartssprache 2014-II* (Release vom 11.09.2014). Mannheim: Institut für Deutsche Sprache. Online: [www.ids-mannheim.de/DeReKo](http://www.ids-mannheim.de/DeReKo) [30.04.2015].

Anonymisierte Webforen:

Forum 1: 10 Threads, insgesamt 386 Beiträge (Portal explizit zu *Sternenkindern*).

Forum 2: 10 Threads, insgesamt 75 Beiträge (Portal explizit zu Familie).

Forum 3: 10 Threads, insgesamt 90 Beiträge (Portal explizit zu Schwangerschaft und Geburt).

### Sekundärliteratur

Barz, Irmhild: Die Wortbildung als Möglichkeit der Wortschatzerweiterung. In: Cruse, D. Alan u.a. (Hgg.): *Lexikologie*. 2. Halbband. Berlin, Boston 2001, S. 1664–1676.

Busse, Dietrich: Sprachwissenschaft als Sozialwissenschaft? In: Busse, Dietrich; Niehr, Thomas; Wengeler, Martin (Hgg.): *Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik*. Tübingen 2005, S. 21–43.

Busse, Dietrich: Prädikation durch Wortbildung. Zum Zusammenhang von Wortgrammatik und Satzsemantik. In: Liebert, Wolf-Andreas; Schwinn, Horst (Hgg.): *Mit Bezug auf Sprache. Festschrift für Rainer Wimmer*. Tübingen 2009, S. 485–507.

Cassirer, Ernst: *Philosophie der symbolischen Formen*. Berlin 1923.

Deppermann, Arnulf: Agency in Erzählungen über Gewalterfahrungen in Kindheit und Jugend. In: Scheidt, Carl Eduard; Lucius-Hoene, Gabriele;

- Stukenbrock, Anja (Hgg.): *Narrative Bewältigung von Trauma und Verlust*. Heidelberg 2015, S. 64–75.
- Hastings, Sally O.; Musambira, George W.; Hoover, Judith: Community as a key to healing after the death of a child. In: *Communication and Medicine* 4 (2007) 2, S. 153–163.
- Herberg, Dieter; Kinne, Michael; Steffens, Doris: *Neuer Wortschatz*. Berlin, New York 2004.
- Hine, Christine: *Virtual Ethnography*. London 2000.
- Jacoby, Nina R.; Reiser, Simone: Grief 2.0. Exploring Virtual Cemeteries. In: Bensi, Tova; Fisher, Eran (Hgg.): *Internet and Emotions*. New York 2013, S. 65–79.
- Kersting, Annette: Internettherapie für Eltern nach dem Verlust eines Kindes in der Schwangerschaft. In: Scheidt, Carl Eduard; Lucius-Hoene, Gabriele; Stukenbrock, Anja (Hgg.): *Narrative Bewältigung von Trauma und Verlust*. Stuttgart 2015, S. 161–169.
- Linke, Angelika: Trauer, Öffentlichkeit und Intimität. Zum Wandel der Textsorte ‚Todesanzeige‘ in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Fix, Ulla; Habscheid, Stephan; Klein, Josef (Hgg.): *Zur Kulturspezifik von Textsorten*. Tübingen 2001, S. 195–223.
- Linke, Angelika: Unauffällig, aber unausweichlich. Alltagssprache als der Ort von Kultur. In: Forrer, Thomas; Linke, Angelika (Hgg.): *Wo ist Kultur? Perspektiven der Kulturanalyse*. Zürich 2014, S. 169–192.
- Lucius-Hoene, Gabriele; Deppermann, Arnulf: *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Opladen 2002.
- Malacrida, Claudia: *Mourning the Dreams: How Parents Create Meaning from Miscarriage, Stillbirth, and Early Infant Death*. Edmonton 1998.
- Neuman, Yair; Nadav, Meir; Bessor, Yael: The pragmatics of bereavement. In: *Journal of Pragmatics* 38 (2006) 9, S. 1369–1384.
- Ogden, Thomas H.: Some thoughts on the use of language in psychoanalysis. In: *Psychoanalytic Dialogues* 7 (1997) 1, S. 1–21.
- Quasthoff, Uwe u.a.: *Deutsches Neologismenwörterbuch. Neue Wörter und Wortbedeutungen in der Gegenwartssprache*. Berlin, Boston 2007.
- Sacks, Harvey: On the Analysability of Stories by Children. In: Turner, Roy (Hg.): *Ethnomethodology*. Harmondsworth 1974, S. 216–232 [zuerst in: Gumperz, John J.; Hymes, Dell: *Directions in Sociolinguistics: The Ethnography of Communication*. New York 1972, S. 329–345].
- Schäfer, Julia: *Tod und Trauerrituale in der modernen Gesellschaft. Perspektiven einer alternativen Trauer- und Bestattungskultur*. Stuttgart 2011.
- Schippan, Thea: Neologismen und Archaismen. Fallstudien. In: Cruse, D. Alan u.a. (Hgg.): *Lexikologie*. 2. Halbband. Berlin, Boston 2001, S. 1373–1380.

- Schmitt, Siegfried J.: Virtuelle Friedhöfe: Erst im Internet bist du wirklich lebendig. In: Fahlenbrach, Kathrin; Brück, Ingrid; Bartsch, Anne (Hgg.): *Medienrituale. Rituelle Performanz in Film, Fernsehen und Neuen Medien*. Wiesbaden 2008, S. 281–291.
- Schwarz-Friesel, Monika: *Sprache und Emotion*. Tübingen 2007.
- Spieker, Ira; Schwibbe, Gudrun: Nur Vergessene sind wirklich tot. Zur kulturellen Bedeutung virtueller Friedhöfe. In: Fischer, Norbert (Hg.): *Nekropolis: Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden*. Stuttgart 2005, S. 229–242.
- Steffens, Doris: Von „Aquajogging“ bis „Zickenalarm“. Neuer Wortschatz im Deutschen seit den 90er Jahren im Spiegel des ersten größeren Neologismenwörterbuches. In: *Der Sprachdienst* 51 (2007) 4, S. 146–159.
- Stoeva-Holm, Dessislava: Wortschatzuntersuchungen im Zeitalter der Postmoderne. Lexikologie als Schnittstellendisziplin. In: Brandtler, Johan u.a. (Hgg.): *Discourse and Grammar. A Festschrift in Honor of Valéria Molnár*. Lund 2012, S. 475–486.
- Stukenbrock, Anja: Die Rekonstruktion potenziell traumatischer Erfahrungen: Sprachliche Verfahren zur Darstellung von Kindsverlust. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 14 (2013), S. 167–199. <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/fileadmin/dateien/heft2013/ga-stukenbrock.pdf> [30.04.2015].
- Tienken, Susanne: Sharing. Zum Teilen von Erzählungen in Onlineforen. In: Álvarez López, Laura; Seiler Brylla, Charlotta; Shaw, Philip (Hgg.): *Computer-mediated discourse across languages*. Stockholm 2013, S. 17–43.
- Tienken, Susanne: Muster – kulturalanalytisch betrachtet. In: Dürscheid, Christa; Schneider, Jan Georg (Hgg.): *Handbuch Satz, Äußerung, Schema*. Berlin, Boston 2015, S. 464–484.



Henrik Henriksson

# Ist die perfekte Imperfektivität eine Illusion? Eine Pilotstudie zur Übersetzung des französischen *Imparfait* ins Deutsche und Schwedische

## 1 Einleitung

Die grammatische Kategorie ‚Aspekt‘ findet sich unter anderem im Englischen und Französischen. Da aber weder Deutsch noch Schwedisch traditionell zu den Aspektsprachen gezählt werden, stellt sich die Frage, wie in diesen Sprachen die Inhalte, die mit der Aspektkategorie verbunden sind, zum Ausdruck kommen. Dies ist sowohl für die kontrastive Linguistik als auch für die Übersetzungswissenschaft ein relevantes Thema. Im vorliegenden Beitrag werden dabei Ergebnisse einer Pilotstudie präsentiert, die die Übersetzung des imperfektiven französischen Vergangenheitstempus *Imparfait* ins Deutsche und Schwedische umfasst. Es fragt sich, welche Strategien die deutschen und – zu Vergleichszwecken – schwedischen Übersetzer hierbei verwenden. Untersucht wird dabei ausschließlich der *aspektuelle* Inhalt des *Imparfait*, das in der Literatur als ein typisches Beispiel für Imperfektivität gilt (vgl. Smith 1991, Comrie 1976). Weitere Funktionen des *Imparfait* werden in der Pilotstudie nicht berücksichtigt.<sup>1</sup>

Die grundlegenden Fragen sind, ob und gegebenenfalls wie die Imperfektivität in den deutschen Zieltexten wiedergegeben wird. Es ist auch von Interesse, ob diesbezüglich systematische Unterschiede gegenüber den schwedischen Übersetzungen vorzufinden sind. Zwar ist mein Ausgangspunkt dabei, dass beide Zielsprachen den mit dem *Imparfait* verbundenen aspektuellen Inhalt (Imperfektivität) abbilden können. Allerdings weisen die beiden Sprachen trotz großer struktureller Ähnlichkeiten auch systematische Unterschiede auf. Dies gilt unter anderem für die Verwendung der Vergangenheitstempora und der sogenannten *progressive markers*. Dabei stellt sich hier die Frage, ob diese Unterschiede auch zu unterschiedlichen Übersetzungsstrategien führen.

Die vorliegende Untersuchung setzt eine theoretische Diskussion der konzeptuellen Kategorie der Aspektualität voraus. Im Vordergrund stehen dabei die

---

1 Vgl. hierzu beispielsweise Chuquet 2003.

aspektuelle Subkategorie der Imperfektivität und deren sprachliche Repräsentationen. Die entsprechende Diskussion folgt in Abschnitt 2 und 3, bevor in Abschnitt 4 die Pilotstudie präsentiert wird. In Abschnitt 5 erfolgt schließlich eine Diskussion der Ergebnisse.

## 2 Die Definition von Aspektualität

In Henriksson (2006) wird in Anlehnung an Smith (1991) von einem Zwei-Ebenen-Modell der Aspektualität ausgegangen: Die erste Ebene umfasst verschiedene Situationstypen, die Variationen im Hinblick auf ihre interne temporale Struktur aufweisen. Die zweite Ebene besteht aus dem Konzept des Blickwinkels, das unterschiedliche Perspektiven bei der *Betrachtung* einer Situation bereitstellt. Der sprachliche Ausdruck erfolgt im Falle der Situationstypen durch das primär lexikalische Mittel der Verbalphrase. Bei den Blickwinkeln handelt es sich in der Regel dagegen um einen grammatisch-morphologischen Ausdruck wie die russischen Aspektverben oder ein aspektuelles Tempus wie das französische *Imparfait*.

Zum Teil anders als in Smith (1991) folge ich hier Henriksson (2006), indem ich von einer rein konzeptuellen Definition des Blickwinkels ausgehe. Demnach ist der sprachliche Ausdruck des Blickwinkels nicht notwendigerweise auf die grammatische Kategorie Aspekt, das heißt auf einen exklusiven morphologischen Ausdruck, angewiesen. Vielmehr kann er auch in Sprachen wie dem Deutschen und dem Schwedischen, die keine grammatische Aspektkategorie besitzen, durch eine Kombination anderer sprachlicher Mittel erfolgen. Dabei ist anzunehmen, dass die Affinität zwischen einem Situationstyp und einem bestimmten Blickwinkel besonders wichtig ist. So wird in diesem Beitrag neben dem Konzept des Blickwinkels (2.2) zunächst auch den Situationstypen eine bedeutende Rolle beigemessen (2.1).

### 2.1 Die Situationstypen

Bei den im vorliegenden Beitrag angenommenen vier temporalen Situationstypen, die sich zum großen Teil an dem Modell Vendlers (1957) orientieren, handelt es sich um grundlegende konzeptuelle Distinktionen im Hinblick auf die innere temporale Struktur einer Situation.<sup>2</sup> Mit Henriksson (2006) wird angenommen,

---

2 In Henriksson (2006) konnte durch sprachliche Tests zur Festlegung der Situationszugehörigkeit einer Verbalsituation auch darauf hingewiesen werden, wie die Typen ontologisch fundiert sind und wie sie auf verschiedene „image schemes“ aus der kognitiven Linguistik zurückgehen; vgl. beispielsweise Langacker 1999.



(4) *abstürzen*

Punktuelles  
Ereignis      Nachzustand

A/E (natürlich)      ■ \_\_\_\_\_

## 2.2 Der imperfektive Blickwinkel

Bei den Blickwinkeln handelt es sich anders als bei den Situationstypen um ein relationales Konzept, nämlich um unterschiedliche Möglichkeiten des Betrachtens der inneren temporalen Struktur einer Situation. Die potenziellen Perspektiven sind dabei auf ein sogenanntes *basic time concept* (vgl. Klein 1992), das heißt auf grundlegende temporale Relationskonzepte wie Vor-, Gleich- und Nachzeitigkeit, rückführbar. Diese Relationskonzepte können dann ihrerseits wiederum auf räumliche Konzepte wie Innen- und Außenperspektivierung zurückgeführt werden (Henriksson 2006, S. 21f.). Der Tradition von Comrie (1976), Smith (1991) und Leiss (1992) folgend, wird hier eine grundlegende Distinktion zwischen Außenperspektivierung (Perfektivität) und Innenperspektivierung (Imperfektivität oder imperfektiver Blickwinkel) angenommen. Der temporale Standpunkt des Betrachters einer Situation ist beim imperfektiven Blickwinkel in die Situation inkludiert. Dies bedeutet, dass der Blickwinkel des Betrachters derjenigen Zeitspanne gilt, die zwischen Anfang und Endpunkt liegt. Dadurch wird die Situation – anders als beim perfektiven Blickwinkel – nicht in ihrer Ganzheit betrachtet, wie in der vereinfachten Darstellung in (5) deutlich wird:

(5) \_\_\_\_\_  
    . (B)

Auf das Konzept in (5) lässt sich ein Satz wie (6) zurückführen, der ein Beispiel für die imperfektive Subkategorie der Progressivität darstellt:

(6) At 8 he was eating.

Die Verbalsituation (*eating*) wird hier von einem temporalen Betrachterstandpunkt (*at 8*) aus von innen betrachtet. Wegen der ‚Defokussierung‘ des Endpunkts spricht im Prinzip nichts (außer dem Weltwissen) dagegen, dass die Situation zum Sprechzeitpunkt immer noch andauert. Zum obigen Satz könnte demnach ein Satz wie *and he’s still eating* hinzugefügt werden, ohne dass dies ungrammatisch wäre. Hierbei haben wir es mit einem traditionellen Test in Bezug auf das Vorliegen von Imperfektivität zu tun.

Der imperfektive Blickwinkel umfasst aber nicht nur die Subkategorie der Progressivität, sondern unter anderem auch die Habitualität (vgl. z.B. Comrie 1976): Es muss sich nicht nur um die Innenperspektivierung *einer* Situation handeln,

sondern es kann auch um die Innenperspektivierung einer *sich wiederholenden* Situation gehen, die mehr oder weniger eine Gewohnheit zum Ausdruck bringt:

(7) He used to eat at 8.

Für die folgende Diskussion ist jedoch vor allem von entscheidender Bedeutung, dass Imperfektivität immer dann vorliegt, wenn bei einer dynamischen Verbalsituation eine progressive oder habituelle Interpretation möglich ist. Darüber hinaus ist jedoch die Tatsache wichtig, dass der imperfektive Blickwinkel auch mit statischen Verbalsituationen (*states*) kompatibel ist. So wird das *Imparfait* als ein prototypisches Beispiel für den *imperfective viewpoint* (Smith 1991), anders als die englische *progressive form*, nicht nur mit dynamischen Verbalsituationen, sondern ebenfalls mit *states* verwendet.

### 3 Imperfektivität: potenzielle Abbildung im Deutschen und Schwedischen

Wie oben gezeigt, liegt Imperfektivität im Satz prinzipiell vor, wenn deutlich hervorgeht, dass der für den Satz anzunehmende temporale Betrachterstandpunkt in die Verbalsituation inkludiert und der Endpunkt der Situation somit in den Hintergrund gerückt ist. Dies ist in Aspektsprachen wie dem Französischen oder Englischen beim imperfektiven oder progressiven Aspekt immer der Fall. In den unter grammatischem Gesichtspunkt aspektlosen Sprachen Deutsch und Schwedisch können je nach erwünschter Subkategorie der Imperfektivität auf andere, primär lexikalische Ausdrucksmittel zurückgegriffen werden, zum Beispiel ein habituelles Hilfsverb wie das schwedische *bruka* oder einen der sogenannten *progressive markers*, die der englischen Verlaufsform semantisch nahe stehen. Für das Deutsche handelt es sich im letzten Fall unter anderem um die *am*+Infinitiv-Konstruktion (*am Arbeiten sein*), für das Schwedische um die Konstruktion mit *hålla på* (*hålla på att arbeta*) oder um eine sogenannte Pseudokoordination (*sitta och äta*; vgl. Henriksson 2006). Darüber hinaus wurde in Henriksson (2006) gezeigt, dass der imperfektive Blickwinkel auch durch andere lexikalische und grammatische Mittel kompositionell im Satz zum Ausdruck kommen kann. In diesem Zusammenhang ist jedoch die Verdeutlichung wichtig, dass die Tempora des Deutschen bzw. des Schwedischen zwar Informationen mittransportieren können, die für die aspektuelle Analyse relevant sind, dass sie jedoch anders als das französische *Imparfait* oder die russischen Aspektverben (vgl. Andersson 1972) den Blickwinkel des Satzes nicht *festlegen* können.

Im Hinblick auf die deutschen Vergangenheitstempora sind allerdings die Fragen interessant, ob erstens aspektuelle Gründe für die Wahl zwischen dem





- (1) Die Verwendung von *progressive markers* und habituellen Hilfsverben in den Zieltexten (4.1): Hierbei stellt sich vor allem die Frage, in welchem Umfang diese Konstruktionstypen vorkommen und ob es Unterschiede zwischen den schwedischen und den deutschen Übersetzungen gibt. Weiterhin ist die Frage zu klären, ob sie primär die Funktion als Shifter bei grenzbezogenen Verbalsituationen übernehmen (vgl. oben 3) oder ob sie primär andere Funktionen haben.
- (2) Die Tempuswahl (4.2): Zu untersuchen ist hier, ob in den deutschen Übersetzungen die Wahl zwischen dem Präteritum und dem Perfekt aspektuell begründet zu sein scheint und ob die Übersetzer bei der Wiedergabe der Imperfektivität das Präteritum dem Perfekt vorziehen. Interessant ist darüber hinaus, ob weitere Tempora verwendet werden, und wenn ja, mit welcher aspektuellen Wirkung dies geschieht.
- (3) Die inhärente Aspektualität (der Situationstyp) der Verbalsituation (4.3): Die zu klärende Frage ist hier, inwiefern die fehlende Grenzbezogenheit der Verbalsituation die oben angenommene deutliche Wiedergabe der Imperfektivität des französischen Originals ermöglicht. Umgekehrt betrachtet stellt sich ebenfalls die Frage, wie problematisch die Wiedergabe bei grenzbezogenen Verbalsituationen ist.

In Anbetracht des begrenzten Umfangs des verwendeten Korpus können nicht primär quantitative Aspekte im Vordergrund stehen. Vielmehr möchte ich anhand ausgewählter Beispiele kritisch diskutieren, *wie* – und gegebenenfalls problematisieren *ob* – die Imperfektivität des französischen Originals in den Übersetzungen wiedergegeben wird. Somit erfolgt auch eine vorläufige Diskussion über Übersetzungsstrategien, allerdings ohne eine Befragung der Übersetzer zu deren Strategien oder einen Vergleich unterschiedlicher Übersetzungen desselben Ausgangstextes vorzunehmen. Beides könnte für eine erweiterte übersetzungswissenschaftlich angelegte Studie relevant sein.

#### 4.1 *Progressive markers* und habituelle Hilfsverben?

Neben den vielen *states* enthält das Korpus eine große Menge dynamischer Verbalsituationen, die mit einem *progressive marker* oder einem habituellen Hilfsverb kompatibel wären. Trotzdem finden sich in den deutschen Übersetzungen keine Belege und in den schwedischen Daten neben einem Beispiel für das habituelle Hilfsverb *bruka* nur vier Beispiele für einen *progressive marker*. In einem der Fälle weist das französische Korpus seinen einzigen Beleg für den *progressive marker* *être en train de* auf:

- (10) Ils n'ont pas oublié que nous avons réussi à leur en subtiliser une lorsqu'ils *étaient en train de bâtir* l'ancien campement. (FB, S. 14)<sup>6</sup>  
 Sie haben nicht vergessen, dass wir ihnen *beim Aufbau* des vorigen Lagers eine gestohlen haben. (DB, S. 8)  
 De har säkert inte glömt att vi lyckades lura till oss en machete medan de *höll på att bygga* det förra lägret. (SB, S. 16)

Trotz der geringen Zahl schwedischer Beispiele für *progressive markers* liegt immerhin ein Unterschied im Vergleich zu den deutschen Übersetzungen vor. Dieser Unterschied passt dabei mit der Diskussion in Henriksson (2006) zusammen, nach der die deutschen *progressive markers* sowohl größere semantisch-syntaktische als auch größere stilistische Restriktionen als die schwedischen aufweisen.

In den wenigen Fällen, in denen die schwedische Übersetzung einen *progressive marker* aufweist und man demnach von einem eindeutig progressiven (und dadurch imperfektiven) Kontext ausgehen kann, scheint es bei den deutschen Übersetzungen problematischer, eine derart systematische Strategie zur Erlangung von Progressivität (und somit von Imperfektivität) zu erkennen. Es kann höchstens behauptet werden, dass die Wahl der Nominalisierung *beim Aufbau* in (12) – mit dem syntaktisch fakultativen Genitivattribut *des vorigen Lagers* statt eines zum Ausdruck von Grenzbezogenheit beitragenden Akkusativobjekts – dazu beiträgt, dass auf den Prozess des Aufbaus und nicht auf dessen Grenzen fokussiert wird. Hier finden sich in den schwedischen Daten keine vergleichbaren Beispiele, was höchstwahrscheinlich damit zusammenhängt, dass der Konstruktionstyp Nominalisierung im Deutschen generell frequenter als im Schwedischen ist.

In den deutschen Übersetzungen sind aber eher Beispiele für unterschiedliche lexikalische Strategien vorzufinden. Während der schwedische Übersetzer im folgenden Beispiel (11) einen *progressive marker* verwendet, kommt in der deutschen Übersetzung durch das lexikalische Mittel *vor sich hin* zum Ausdruck, dass es sich am ehesten um einen Prozess – und dadurch um eine Art Innenperspektivierung – handelt:

- (11) Farid *souriait* dans le vide. (FS, S. 18)  
 Farid *grinste* vor sich hin. (DS, S. 14)  
 Farid bara *satt och log*. (SS, S. 16)

Anzunehmen ist, dass eine solche Strategie primär dann verwendet wird, wenn es aus Gründen der Deutlichkeit notwendig ist. Das Grinsen in (11) könnte dabei

---

6 Für die aufgeschlüsselten Kurzformen der Primärquellen sei auf das Literaturverzeichnis verwiesen.

ohne die Explizierung durch das Adverbial *vor sich hin* als ein einmaliges kurzes Grinsen verstanden werden.

## 4.2 Die Tempuswahl: Alternativen zum Präteritum?

Auch wenn im Deutschen das Perfekt als analytisches Präteritum fungieren kann, findet sich dafür in den deutschen Übersetzungen nur ein einziges Beispiel. Genau wie in den schwedischen Übersetzungen wird in einer großen Mehrheit der Sätze vielmehr das Präteritum verwendet.<sup>7</sup> Wie oben angedeutet, kann allerdings nicht behauptet werden, dass das deutsche (oder das schwedische) Präteritum insofern mit dem *Imparfait* gleichzusetzen ist, als es allein eine imperfektive Interpretation des Satzes festlegen würde. Es scheint in den Übersetzungen nicht einmal plausibel, dass es wesentlich zur Komposition von Imperfektivität beiträgt. Es kommen in den untersuchten Textpartien nämlich auch viele Sätze im Präteritum vor, die im Ausgangstext nicht im *Imparfait* sondern in einem der perfektiven Tempora des Französischen stehen.

Im Hinblick auf die sprachliche Realisierung von Imperfektivität ist nun anzunehmen, dass nicht die Tempuswahl, sondern die inhärente Aspektualität der Verbalsituation – und dabei vor allem das Merkmal [- Grenzbezogenheit] – von entscheidender Bedeutung ist. Bevor dieser Frage in Abschnitt 4.3 weiter nachgegangen wird, ist allerdings ein weiteres Tempus zu erwähnen, das im Korpus die im Prinzip einzige Alternative zum Präteritum darstellt, nämlich das Plusquamperfekt.

Für das Plusquamperfekt finden sich dabei sechs schwedische und zehn deutsche Belege, wie beispielsweise (12), wo das Plusquamperfekt nur in der deutschen Übersetzung vorkommt:

- (12) Les Croisés *déposaient-ils* leur épée quand ils pénétraient dans le Temple?  
(FG, S. 18)  
*Hatten* die Kreuzritter vielleicht ihre Schwerter *abgelegt*, als sie in den Jerusalemer Tempel drangen? (DG, S. 15)

Das Vorkommen des Plusquamperfekts ist deswegen interessant, weil seine temporallogische Bedeutung der ‚Vorvergangenheit‘ Ähnlichkeiten mit der Außenperspektivierung (Perfektivität) aufweist. Es scheint aber, als würde die Perfektbedeutung des Plusquamperfekts trotzdem eine Rolle bei der Komposition

---

7 Die Verbindung zwischen Texttyp und der Verwendung des Perfekts bzw. des Präteritums wird bei der vorliegenden, aspektuellen Analyse nicht näher untersucht. Es kann aber angenommen werden, dass die Dominanz des Präteritums zum Teil auf den Texttyp zurückzuführen ist.

von Imperfektivität spielen können. Da die Verwendung des Plusquamperfekts oft mit einem Wechsel des Situationstyps einhergeht, erfolgt diese Diskussion jedoch erst unten in Abschnitt 4.3.

### 4.3 Situationstypen: die inhärente Aspektualität der Verbalsituation

Bevor die oben erwähnten Beispiele für einen Situationstypenwechsel behandelt werden, die oft mit der Wahl des Plusquamperfekts einhergehen, soll zuerst eine Auswahl der im Hinblick auf die Wiedergabe der Imperfektivität eher problemlosen Fälle mit nichtgrenzbezogenen Verbalsituationen gezeigt werden. Am Ende folgen dann die anzunehmend problematischeren Fälle der grenzbezogenen Verbalsituationen des Ausgangstextes.

Wie aus konzeptuellen Gründen erwartet, besteht eine große Mehrheit (ungefähr 70 %) der Sätze im *Imparfait* – und dadurch in der Regel auch deren deutsche und schwedische Übersetzungen – aus *states* und *activities*. In diesen Fällen scheint die Wiedergabe der Imperfektivität in der Regel problemlos vorzuliegen. Ein Beispiel hierfür ist (13), eine *activity*, bei der die Imperfektivität nicht nur durch die Durativität und die fehlende Grenzbezogenheit der Verbalsituation, sondern auch durch die Konjunktion *während* zum Ausdruck kommt:

- (13) Je regardais cette agitation ... (FB, S. 16)  
Während ich das Hin und her verfolgte ... (DB, S. 10)

Im Korpus handelt es sich bei den nichtgrenzbezogenen Verbalsituationen dabei noch häufiger um *states*, zu denen unter anderem Kopulakonstruktionen mit *sein* sowie Verbalsituationen mit einem Modalverb gezählt werden:

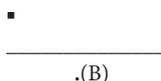
- (14) Farid *était* content de ses mains mais il *pouvait* aussi être content de sa gueule.  
(FS, S. 12)  
Farid *war* zufrieden mit seinen Händen, aber auch über sein Gesicht *konnte* er sich nicht beklagen. (DS, S. 8)

Eine interessante Beobachtung im Hinblick auf die *states* des Ausgangstextes ist, dass sie in sieben (deutschen) Fällen nicht durch einen entsprechenden *state* im Präteritum, sondern durch ein *achievement* oder *accomplishment* im Plusquamperfekt wiedergegeben werden. Dies lässt sich unter anderem anhand der zwei folgenden Beispiele veranschaulichen:

- (15) Elle *était* irritable ... (FB, S. 14)  
Sie *war* reizbar geworden ... (DB, S. 8)
- (16) J'étais d'autant plus inquiète que même si nous *étions* bien maigres ... (FB, S. 14)  
Hinzu kam, dass meine Mitgefängene und ich zwar schrecklich *abgemagert* waren ... (DB, S. 8)

In aspektueller Hinsicht kann im Falle der obigen deutschen Übersetzungen über Perfekt-Bedeutung oder „perfektische“ Aspektualität gesprochen werden, die Ähnlichkeiten sowohl mit dem imperfektiven als auch mit dem perfektiven Blickwinkel aufweist: Der temporale Betrachterstandpunkt befindet sich nach – und somit wie beim perfektiven Blickwinkel im Prinzip *außerhalb* – der Verbalsituation. Da die Verbalsituation für den Betrachterstandpunkt von mehr oder weniger unmittelbarer Relevanz ist, kann allerdings trotzdem über eine Innenperspektivierung gesprochen werden, wobei es sich genau genommen um die Inklusion des Betrachterstandpunktes in den *Nachzustand* der grenzbezogenen Verbalsituation handelt (vgl. die vereinfachte graphische Darstellung in (17)). Es stellt sich aber die Frage, ob diese Art Innenperspektivierung in aspektueller Hinsicht ganz mit der Innenperspektivierung des *Imparfait* gleichzusetzen ist:

(17)



Der Grund für die Wahl des Plusquamperfekts ist auf den ersten Blick unklar und sollte anhand eines größeren Korpus näher untersucht werden. Man kann aber annehmen, dass die Wahl auf die aspektuelle Interpretation des Satzes einen gewissen Einfluss hat, indem dadurch ein dynamisierender Effekt entsteht: Der temporäre Charakter des Zustands wird eindeutiger hervorgehoben, und es wird deutlich, dass es sich, wenn man so will, um ein *stage level predicate* handelt (vgl. Diesing 1992, Henriksson 2013).

Vereinzelt ist ein ähnlicher Situationstypen- und Tempuswechsel auch bei den *activities* zu sehen, wodurch allerdings – wie in (18) – die prozessuale Interpretation des Originals zum großen Teil verloren geht:

(18) On *approchait* du but. (FS, S. 15)Sie *hatten* ihr Ziel fast *erreicht*. (DS, S. 12)

Wenden wir uns zuletzt den grenzbezogenen Situationstypen *accomplishment* und *achievement* zu, die hier gemeinsam behandelt werden, weil bei ihnen die Abbildung der Imperfektivität aus demselben konzeptuellen Grund, nämlich der inhärenten Grenzbezogenheit, ein Problem darstellen könnte. In Bezug auf diese Situationstypen stellt sich vor allem die Frage, wie die Shifterfunktion des *Imparfait*, das heißt die nichtresultative, prozessuale Interpretation bei den *accomplishments* bzw. die Vorphaseninterpretation bei den *achievements*, in den deutschen und schwedischen Übersetzungen wiedergegeben wird.

Unproblematisch ist dabei die Wiedergabe der Imperfektivität, wenn durch ein Adverbial oder den Kontext deutlich wird, dass es sich – wie in (19) – um eine habituelle Interpretation handelt:

- (19) Farid ne les *enlevait* jamais. (FS, S. 12)  
 Farid zog die Ringe nie *ab*. (DS, S. 8)

Aus den Fällen, bei denen es sich dagegen um die Innenperspektivierung *einer* grenzbezogenen Situation handelt, soll eine Auswahl an Übersetzungen diskutiert werden, die unterschiedliche – mehr oder weniger gelungene – Möglichkeiten zur Wiedergabe von Imperfektivität exemplarisch illustrieren. In diesen Fällen hätte die Verwendung eines *progressive marker* eine mögliche Strategie dargestellt. Wie oben bereits erwähnt, wird diese Strategie aber von den deutschen Übersetzern in keinem Fall und von den schwedischen Übersetzern nur in wenigen Fällen verwendet. Das oben erwähnte Beispiel (12) stellt den einzigen Fall dar, in dem ein *progressive marker* zusammen mit einer grenzbezogenen Verbalsituation verwendet wird. Es finden sich dabei durchaus Beispiele für *achievements*, wo fragwürdig ist, ob in den Übersetzungen die einfache Verbform im Präteritum die prozessuale Vorphaseninterpretation des Originals wiedergibt, vgl. (20), wo kaum unklar bleibt, dass der Geländewagen sein Ziel wirklich erreicht:

- (20) Le 4x4 *entraît* dans Paris et Noah *prenait* la direction du boulevard Ney ...  
 (FS, S. 14)  
 Der Geländewagen *erreichte* Paris, und Noah *fuhr* in Richtung Boulevard Ney ...  
 (DS, S. 10)

Im Beispiel (20) verwendet der Übersetzer aber auch eine weitere, lexikalische Möglichkeit zur Wiedergabe der Innenperspektivierung: Bei der Verbalsituation *fuhr in Richtung Boulevard Ney*, die als *activity* gelten muss, liegt nämlich ein Situationstypenwechsel gegenüber dem *achievement* (*prenait la direction du boulevard Ney*) des französischen Ausgangstextes vor.

Wie oben erwähnt, wurden einige *states* des Ausgangstextes in den Übersetzungen durch ein *achievement* wiedergegeben. Dabei finden sich interessanterweise auch vereinzelt Beispiele für den Situationstypenwechsel von *achievement* zu *state*. In einem Fall wie (21) wird aber – trotz des Adverbials *gleich* – in erster Linie der Resultatzustand des *achievement* aber nicht dessen Vorphase berücksichtigt:

- (21) On *arrivait*, l'affaire de quelques secondes ... (FS, S. 16)  
 Gleich *waren* sie da, nur noch eine Frage von Sekunden ... (DS, S. 12)

In diesem Zusammenhang können auch andere lexikalische Mittel als ein eindeutiger Situationstypenwechsel zur Hervorhebung der Prozessualität beitragen, auch wenn fragwürdig bleibt, ob in einem Fall wie (22) ebenfalls die mit der Shifterfunktion des *Imparfait* verbundene potenzielle Aufhebung der Resultativität vorliegen kann.

- (22) Farid *remettait* les billets dans les sacs sans se presser. (FS, S. 18)  
 Farid *packte* die Geldscheine ohne große Eile *zurück* in die Taschen.  
 (DS, S. 15)

In (22) trägt somit das Adverbial *ohne große Eile* zusammen mit dem grammatischen Mittel der Pluralform zwar zu einer prozessualen Interpretation der Verbalsituation und somit zu einer zum Teil gelungenen Übersetzung bei. Nicht übersetzt wird jedoch die potenzielle Shifterfunktion und dadurch die größere Unbestimmtheit des *Imparfait* im Hinblick auf das Resultat der Verbhandlung. Es ist in (22) nämlich nicht zu erwarten, dass die Geldscheine nicht in den Taschen von Farid landen.

## 5 Ergebnisse, Ausblick und Vision?

Im Hinblick auf die Fragen *ob* und gegebenenfalls *wie* die Imperfektivität des *Imparfait* wiedergegeben wird, kann man anhand der Pilotstudie feststellen, dass die Tempuswahl, bei der es sich in den deutschen und schwedischen Zieltexten fast durchgehend um das Präteritum handelt, keine entscheidende Rolle zu spielen scheint. Hierbei liegt auch kein wesentlicher Unterschied zwischen den deutschen und den schwedischen Übersetzungen vor, obwohl im Deutschen die Alternation zwischen dem Präteritum und dem Perfekt sprachsystematisch möglich gewesen wäre.

*Progressive markers*, die dagegen ein eindeutiges Mittel zur Herstellung von Progressivität und damit zur Imperfektivität darstellen, werden nur von den schwedischen Übersetzern und von diesen auch nur selten verwendet. In diesem Zusammenhang kann über die Gründe dafür nur spekuliert werden. Eine Erklärung setzt eine größere empirische Untersuchung voraus, die auch die Befragung von Übersetzern mit einbeziehen sollte. Allerdings kann der Unterschied zwischen den deutschen und den schwedischen Zieltexten vermutlich auf die größeren semantischen, syntaktischen sowie stilistischen Restriktionen der deutschen Konstruktionstypen zurückgeführt werden. Die geringe Verwendung in beiden Zielsprachen könnte damit zusammenhängen, dass ein *progressive marker* zu einer im Vergleich zur unbestimmteren Imperfektivität des *Imparfait* zu großen Explizierung der Progressivität führen würde. Wichtig ist jedoch auch, dass es sich im Ausgangstext oft um *states* handelt, bei denen ein *progressive marker* sowieso nicht zu erwarten ist.

Generell scheinen vielmehr lexikalische Mittel, und dabei vor allem die Situationstypzugehörigkeit der jeweiligen Verbalsituation, für die Wiedergabe der Imperfektivität entscheidend zu sein. Anders als im Falle der im Korpus dominierenden *states* und *activities*, bei denen die erforderliche Imperfektivität durch die

inhärent fehlende Grenzbezogenheit der Verbalsituation zum Ausdruck kommt, konnte nämlich auf einige Probleme bei den grenzbezogenen Situationstypen *accomplishment* und *achievement* hingewiesen werden. So lange es sich nicht um eine habituelle Interpretation handelt, legt die inhärente Aspektualität der Verbalsituation hier oft eine eher perfektive Interpretation nahe. In einigen dieser Fälle konnten aber zum Teil lexikalische Übersetzungsstrategien wie der Wechsel des Situationstyps von grenzbezogen zu nicht-grenzbezogen beobachtet werden. Diese lexikalische Strategie sollte, zusammen mit anderen lexikalischen oder teilweise grammatikalisierten Mitteln wie beispielsweise *progressive markers*, die der Markierung von Imperfektivität dienen, ebenfalls anhand eines größeren Korpus systematischer untersucht werden.

Interessant wäre dabei auch die umfassendere Untersuchung des vorwiegend in den deutschen Übersetzungen vorkommenden Situationstypenwechsels von *state* zum *achievement* in Kombination mit der Wahl des Plusquamperfekts. Da ein *state* bereits inhärent imperfektiv ist, kann es sich hierbei kaum um ein Mittel zur Herstellung von Imperfektivität, sondern eher um eine Art Dynamisierung handeln.

## Literatur

### Primärliteratur

- Betancourt, Ingrid: *Même le silence a une fin*. Paris 2010 [FB].
- Betancourt, Ingrid: *Kein Schweigen, das nicht endet. Sechs Jahre in der Gewalt der Guerilla*. Aus dem Französischen von Maja Ueberle-Pfaff, Elisabeth Liebl und Claudia Feldmann. München 2010 [DB].
- Betancourt, Ingrid: *Även tystnaden har ett slut: mina sex år av fångenskap i den colombianska djungeln*. Översättare: Elisabeth Olin. Stockholm 2011 [SB].
- Grangé, Jean-Christophe: *Le serment des limbes. Roman*. Paris 2010 [zuerst: Paris 2007] [FG].
- Grangé, Jean-Christophe: *Das Herz der Hölle. Roman*. Aus dem Französischen von Thorsten Schmidt. Köln 2007 [DG].
- Grangé, Jean-Christophe: *I djävulens spår. Thriller*. Översättare: Karin Sjöstrand. Stockholm 2009 [zuerst: Stockholm 2008] [SG].
- Sylvain, Dominique: *Passage du Désir. Une enquête de Lola Jost et Ingrid Diesel*. Paris 2009 [zuerst: Paris 2004] [FS].
- Sylvain, Dominique: *Schöne der Nacht. Kriminalroman*. Aus dem Französischen von Anja Nattefort. Berlin 2008 [zuerst: Berlin 2006] [DS].
- Sylvain, Dominique: *Dubbla begär*. Översättning: Nadja Leijonhufvud. Stockholm 2009 [SS].

## Sekundärliteratur

- Andersson, Sven-Gunnar: *Aktionalität im Deutschen. Eine Untersuchung unter Vergleich mit dem russischen Aspektsystem. I. Die Kategorien Aspekt und Aktionsart im Russischen und im Deutschen*. Uppsala 1972 (*Studia Germanistica Upsaliensia*, 10).
- Chuquet, Helene: Loss and gain in English translations of the French *imparfait*. In: Granger, Sylviane u.a. (Hgg.): *Corpus-based Approaches to Contrastive Linguistics and Translation Studies*. Amsterdam 2003, S. 105–122.
- Comrie, Bernard: *Aspect. An Introduction to the Study of Verbal Aspect and Related Problems*. Cambridge 1976.
- Diesing, Molly: *Indefinites*. Cambridge, Massachusetts 1992.
- Ehrich, Veronika: *Hier und Jetzt. Studien zur lokalen und temporalen Deixis im Deutschen*. Tübingen 1992 (*Linguistische Arbeiten*, 283).
- Henriksson, Henrik: *Aspektualität ohne Aspekt? Progressivität und Imperfektivität im Deutschen und Schwedischen*. Lund 2006 (*Lunder Germanistische Forschungen*, 68).
- Henriksson, Henrik: Progressive Zustände. In: Molnár, Valeria (Hg.): *Sprache und Pragmatik, Arbeitsberichte* 53. Lund 2013, S. 63–78.
- Klein, Wolfgang: *Time in Language*. London, New York 1992.
- Langacker, Ronald, W.: *Grammar and Conceptualization*. Berlin 1999.
- Leiss, Elisabeth: *Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung*. Berlin, New York 1992 (*Studia Linguistica Germanica*, 31).
- Smith, Carlota S.: *The Parameter of Aspect*. Dordrecht, Boston, London 1991 (*Studies in Linguistics and Philosophy*, 43).
- Vendler, Zenon: Verbs and Times. In: *The Philosophical Review* 66 (1957) 2, S. 143–160.

Valéria Molnár

# **Komplexe Sätze an der Schnittstelle zwischen Grammatik und Diskurs. Zur Insertion und Interpretation von propositionalen Korrelaten im Deutschen und Ungarischen**

## **1 Einleitung**

Das gewählte Thema des Artikels bezieht sich auf ein Rätsel in der germanistischen Linguistik – nämlich auf die Möglichkeit der Insertion des propositionalen Pronomens *es* in deutschen komplexen Sätzen. Zahlreiche Arbeiten sind zum Thema erschienen, in denen die Problematik aus verschiedenen theoretischen Perspektiven und auf unterschiedlichem empirischem Material basierend behandelt wurde, eine theoretisch und empirisch adäquate Analyse der Bedingungen dieser Art von Pronomenverwendung steht allerdings noch aus.

Das Ziel dieses Beitrags ist es, einer theoretisch zufriedenstellenden Lösung der Problematik näher zu kommen, die zur Erfassung der komplizierten empirischen Daten verhelfen kann. Die Analyse wird im Rahmen einer sogenannten ‚Interface‘-Analyse durchgeführt, die an der Schnittstelle zwischen Grammatik und Pragmatik die Beachtung des Zusammenspiels der grammatisch festgelegten – morphosyntaktischen und lexikalisch-semantischen – Faktoren und der variablen diskurssemantischen Dimension ermöglicht bzw. erfordert. Die Analyse wird in einem sogenannten ‚minimalen‘ und ‚modularen‘ theoretischen Rahmen durchgeführt. Zum einen werden die syntaktischen Bedingungen der Pronomeninsertion auf der Grundlage des im Minimalismus gemachten ‚Edge-Feature-Ansatzes‘ erörtert (vgl. unten, Abschnitt 3). Zum anderen ist die vorgeschlagene Analyse modular, indem angenommen wird, dass das *Edge-Feature* (EF) inhaltlich leer ist, das in unterschiedlichen Sprachen mit verschiedenen diskurssemantischen Inhalten assoziiert werden kann.

Bei einer theoretischen Analyse erhebt sich auch die Frage, ob es sich dabei um sprachspezifische Regularitäten handelt oder ob für das Phänomen auch sprachübergreifende Gesetzmäßigkeiten gelten. Um diese Frage beantworten zu können, scheint die Bezugnahme auf andere Sprachen notwendig zu sein. Eine tiefere Analyse des Phänomens wird im Rahmen eines größeren Projekts geplant, in dem mehrere – typologisch und genetisch unterschiedliche Sprachen – miteinander verglichen werden. In der vorliegenden Arbeit wird allerdings die

Frage nach der Universalität vs. Sprachspezifität anhand einer kontrastiven Analyse der Verhältnisse im Deutschen und Ungarischen angesprochen. Durch den Vergleich dieser beiden Sprachen, die sich bezüglich der Pronomeninsertion spiegelbildlich verhalten, wird nämlich besonders deutlich, welche Faktoren auf welchen Ebenen der Analyse in Betracht zu ziehen sind, um die Komplexität der Daten in den Griff bekommen zu können.

Wie die Beispiele (1) und (2) unten zeigen, können die propositionalen Pronomen *es* und *azt* (,es') im Akkusativ sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen in dem Matrixsatz eines komplexen Satzes verwendet werden. Die Pronomina *es* und *azt* beziehen sich vorausweisend (,kataphorisch') auf die eingebetteten Objektsätze, und sind angemessen in denjenigen Fällen, in denen der komplexe Satz in einem unspezifizierten Kontext vorkommt. Unspezifizierte, sogenannte ,neutrale' Kontexte werden in der Linguistik mit Hilfe von allgemeinen Informationsfragen wie *Was ist passiert?* oder *Was gibt's Neues?* expliziert, da diese Frage-typen garantieren, dass die Antwort in ihrer Ganzheit als neue Information oder ,Fokus' aufgefasst werden kann. Die propositionalen Pronomina, die in solchen Kontexten vorkommen, werden in der einschlägigen germanistischen Literatur auch ,Korrelate' genannt. Die Sätze unten – als Antworten auf eine allgemeine Informationsfrage *Was gibt's Neues?* – umfassen somit eine maximale Fokusdomäne, die mit eckigen Klammern und dem F-marker verdeutlicht wird:

- (1) [Peter bedauert *es*, dass er die Einladung angenommen hat.]<sub>F</sub>
- (2) [Péter *azt* mondta, hogy gyakran találkoznak munka után.]<sub>F</sub>  
 Peter *es*-ACC sagte-3SG dass oft treffen-sich3PL Arbeit nach  
 ,Peter sagte, dass sie sich nach der Arbeit oft treffen.'

Bei der Diskussion werden einleitend (in Abschnitt 2) die wichtigsten sprachinternen und kontrastiv relevanten Aspekte der Problematik aufgegriffen. Diese deuten darauf hin, dass die Insertion der propositionalen Pronomina sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen in verschiedenen Typen von komplexen Sätzen unterschiedlich restringiert ist und dass die beobachtbaren Asymmetrien von systemgrammatisch festlegbaren Faktoren abhängen. Weiter wird auch auf die sprachspezifischen Unterschiede bezüglich der Pronomenverwendung zwischen den Sprachen hingewiesen, denen in der einschlägigen Literatur bisher keine Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Nach der Präsentation des theoretischen Rahmens in Abschnitt 3 werden in zwei nachfolgenden Abschnitten (4 und 5) die Syntax und die Diskurssemantik von propositionalen Pronomina im Ungarischen und Deutschen erörtert, und es wird nachgewiesen, dass die Pronomenverwendung nicht nur grammatischen Regeln folgt, sondern auch von kontextuellen Faktoren bedingt ist. Abschnitt 6 enthält eine Explizierung der syntaktischen

und diskursemantischen Unterschiede zwischen den kataphorischen und anaphorischen Pronomina und der Beitrag wird in Abschnitt 7 mit einer kurzen Schlussfolgerung abgeschlossen.

## 2 Zum Problem – aus kontrastiver Sicht

Ein nicht unbeträchtliches Problem für die theoretische Analyse der deutschen und ungarischen Daten stellt die Tatsache dar, dass die Verwendung der Korrelate in den beiden Sprachen nicht uneingeschränkt ist. Dies lässt sich anhand des Grammatikalitätskontrasts zwischen den unten angeführten deutschen Beispielen (3) und (4) nachweisen. In neutralen Kontexten ist die Verwendung des Korrelats *es* im Deutschen nur in komplexen Sätzen mit assertiven Matrixprädikaten wie *behaupten* und *sagen* möglich, ist aber inadäquat in komplexen Sätzen mit faktiven Matrixprädikaten wie *bedauern* (die relevanten Matrixverben werden durch Fettdruck verdeutlicht und die einzelnen Verbklassen<sup>1</sup> werden nach den Beispielen in Klammern expliziert):

- (3) Peter **behauptet** (\**es*), dass sie sich nach der Arbeit oft treffen. (,assertive‘)  
 (4) Peter **bedauert** *es*, dass er die Einladung angenommen hat. (,factive‘)

Weiter scheinen die geltenden Restriktionen auch in den beiden untersuchten Sprachen Unterschiede aufzuweisen. Die ungarischen Daten verhalten sich im Vergleich zu den entsprechenden deutschen Daten spiegelbildlich, da die Insertion eines kataphorischen Pronomens im Gegensatz zum Deutschen nur in Sätzen mit assertiven Matrixprädikaten wie *állítja* (,behauptet‘), *mondja* (,sagt‘) grammatisch ist, während faktive Matrixprädikate wie *bánja* (,bedauert‘) die Korrelatinsertion nicht lizensieren. Vergleiche den Grammatikalitätsunterschied zwischen Beispiel (5) – erwähnt auch als (2) oben – und Beispiel (6) in unterspezifizierten Kontexten nach expliziten und impliziten Fragen wie *Was gibt’s Neues?*:

- (5) Péter *azt* **mondta**, hogy gyakran találkoznak munka után (,assertive‘)  
 Peter es-ACC sagte-3SG dass oft treffen-sich-3PL Arbeit nach  
 ‚Peter sagte, dass sie sich nach der Arbeit oft treffen.‘  
 (6) Péter (\**azt*) **bánja**, hogy elfogadta a meghívást. (,factive‘)  
 Peter es-ACC bedauert dass akzeptierte-3SG die Einladung-ACC  
 ‚Peter bedauert es, dass er die Einladung akzeptiert hat.‘

1 Hooper/Thompson (1973) unterscheiden zwischen den folgenden Verbklassen: A. ‚Strong assertives‘: *say, claim, assert, be true*. B. ‚Weak assertives‘: *think, believe, guess, expect*. C. ‚Non-assertives‘: *doubt, deny, be (im)possible, be (im)probable*. D. ‚Emotive factives‘: *regret, be surprised, be strange*. E. ‚Semi-factives‘: *know, discover, realize*.

Interessanterweise liegt der beobachtete sprachspezifische Kontrast zwischen komplexen Sätzen mit nicht-assertiven Matrixprädikaten nicht vor. In diesen Fällen ist die Insertion der kataphorischen Pronomina *es* und *azt* sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen ausgeschlossen:

- (7) Peter **bezweifelt** (\**es*/?), dass sie heute abend kommen. (,non-assertive‘)
- (8) Péter (\**azt*) **kétli**, hogy jönnek ma este. (,non-assertive‘)  
 Peter *es-ACC* *bezweifelt* dass *kommen-3PL* heute abend  
 ‚Peter bezweifelt, dass sie heute abend kommen.‘

Das empirische Problem kann folgendermaßen zusammengefasst werden: Die Distribution von kataphorischen Pronomina in verschiedenen Typen der mit den Subjunktionen *dass/hogy* eingeleiteten Sätzen ist offensichtlich von der Wahl des Matrixprädikats abhängig. Die Verwendung von Assertiva und Faktiva im Matrixsatz stellt unterschiedliche Anforderungen an die Insertion von *es* und *azt* im Deutschen und Ungarischen – wobei für die Analyse sowohl die innersprachliche Asymmetrie als auch die Unterschiede zwischen den Sprachen relevant sind. Die beiden untersuchten Sprachen verhalten sich aber bei nicht-assertiven Prädikaten ähnlich: Korrelatininsertion kommt in diesen Sätzen, die als Antworten auf allgemeine Informationsfragen dienen, weder im Deutschen noch im Ungarischen in Frage.

### 3 Zum theoretischen Rahmen – dem ‚EF-Ansatz‘

Wie bereits oben erwähnt wurde, kann den beobachteten Asymmetrien bezüglich der Pronomenverwendung nur dann Rechnung getragen werden, wenn die Schnittstelle zwischen Grammatik und Pragmatik in Betracht gezogen wird. Wie in der Analyse gezeigt wird, wird die Korrelatininsertion nicht nur von den lexikalischen Eigenschaften der Matrixprädikate beeinflusst, sondern auch von den kontextuellen Verhältnissen. Im Bereich der Grammatik scheint die Zugehörigkeit zu einem von zwei grundlegenden Typen von Sätzen von Belang zu sein, während im Bereich der Pragmatik die Evaluierung der Sätze bezüglich ihres Sprechaktstatus und ihrer Informationsstruktur ausschlaggebend ist.

Was die syntaktische Dimension der Analyse angeht, kann die grundlegende Annahme im Rahmen des ‚Edge-Feature-Ansatzes‘ folgendermaßen spezifiziert werden: Zwei Typen von Sätzen werden unterschieden – Sätze mit einem *Edge-Feature* und Sätze ohne *Edge-Feature* – und das Auftreten der kataphorischen propositionalen Pronomina *es* und *azt* in komplexen Strukturen wird mit der Präsenz von *Edge-Feature* im eingebetteten Satz in Verbindung gebracht. Das *Edge-Feature* garantiert, dass der eingebettete *dass/hogy*-Satz am linken Rande

des Satzes (in der höchsten CP-Domäne) eine Spec-CP-Position hat, mit der das kataphorische Pronomen assoziiert wird (vgl. hierzu auch Abschnitt 4.1, Fußnote 5). In den ungrammatischen Fällen der Pronomenanwendung ist dagegen diese Position nicht zugänglich.

Die Zugänglichkeit der Spec-CP-Position wird in dem *Edge-Feature*-Ansatz des Minimalismus als eine Konsequenz von EF in C<sup>0</sup> (Kopf der CP) erfasst. Die Spec-CP ist laut Chomsky (2008) eine A-bar-Position, die in Abhängigkeit von EF auf dem Kopf der CP-Projektion erscheint.<sup>2</sup> Die Grundidee ist, dass beim Vorliegen von EF die Phrase auch eine Spezifikator-Position hat, bei Abwesenheit von EF dagegen die Spezifikator-Position der CP-Projektion fehlt. Der EF-Ansatz basiert auf früheren Vorschlägen der Generativen Grammatik bezüglich der EPP (*Extended Projection Principle*), weicht allerdings von den traditionellen EPP-Analysen an einem wesentlichen Punkt ab. Der Unterschied wird von Platzack folgendermaßen expliziert: „EPP is a demand that an Agree-relation must be visible at the SM interface, the edge-feature a demand that a phase head must have an A-bar specifier. Hence, visibility at SM holds for EPP but not necessarily for the edge-feature.“ (Platzack 2008, S. 7)

Die Relevanz des EF-Ansatzes für die Korrelatinsertion lässt sich in folgenden Punkten spezifizieren:

- (i) Es gibt zwei Typen von Sätzen: Sätze mit EF und Sätze ohne EF.
- (ii) Sätze ohne EF haben keine Spec-CP-Position und lassen folglich keine Korrelatinsertion zu.
- (iii) Das Vorliegen von Spec-CP (getriggert von EF) ist eine notwendige Voraussetzung für die Korrelatinsertion; da aber bezüglich des EF (im Gegensatz zu EPP) kein Sichtbarkeitszwang existiert, ist die äußere Realisierung von Spec-CP nicht obligatorisch. Dies hat zur Folge, dass die Pronomeninsertion in diesen Fällen nur möglich, aber nicht absolut notwendig ist. Die Beobachtungen bezüglich der Korrelatinsertion in den untersuchten zwei Sprachen können im Rahmen des EF-Ansatzes wie folgt reformuliert werden:
  1. In deutschen ‚neutralen‘ Sätzen selektieren faktive Prädikate Komplemente mit EF, assertive und nicht-assertive Prädikate dagegen Komplemente ohne EF.
  2. In ungarischen ‚neutralen‘ Sätzen selektieren assertive Prädikate Komplemente mit EF, faktive und nicht-assertive Prädikate dagegen Komplemente ohne EF.

---

2 Vgl. hierzu Chomsky: „We have been presupposing the informal notions A- and A'-position. For our purposes here, it will suffice to define an A'-position as one that is attracted by an edge-feature of a phase head; hence typically in SPEC-C or outer SPEC of v\*.“ (Chomsky 2008, S. 150)

Aus der theoretischen Perspektive erheben sich in diesem Zusammenhang folgende Fragen, die einer Erklärung bedürfen: Zum einen ist nicht klar, warum sich Komplemente zu assertiven und faktiven Prädikaten im Deutschen und Ungarischen unterscheiden. Zum anderen ist es ein Rätsel, warum die Komplemente zu nicht-assertiven Prädikaten in den beiden Sprachen ein ähnliches Verhalten aufweisen.

Eine erste Antwort in dem vorgeschlagenen modularen theoretischen Rahmen stützt sich auf die Annahme, dass die Grammatik („Narrow Syntax“) nur für die Derivation von Spec-CP verantwortlich ist, aber nicht für den interpretativen Effekt dieser Position. In diesem Rahmen ist die Beziehung zwischen der linksperipheren C-Domäne der syntaktischen Struktur und dem diskurssemantischen Inhalt sprachspezifisch, und kann folglich in verschiedenen Sprachen variieren. Eine zufriedenstellende Erklärung verlangt allerdings die Festlegung des sprachspezifischen Inhalts, mit dem das *Edge-Feature* im Deutschen und Ungarischen jeweils assoziiert wird.

## 4 Zur Syntax und Diskurssemantik der Korrelate im Ungarischen

Die Diskussion der Syntax und Diskurssemantik der Korrelatininsertion in komplexen Sätzen wird mit der Analyse der ungarischen Daten eingeleitet, die auf eine überzeugende Weise von der Relevanz verschiedener grammatischer und diskurssemantischer Faktoren zeugen. Dabei werden auch zwei wichtige Fragen bezüglich der Korrelatininsertion angesprochen: der kategoriale Status des Korrelats und die syntaktische Relation zwischen dem Korrelat (dem Antezedens des eingebetteten Satzes) und dem eingebetteten Satz.

### 4.1 Die Daten

Wie oben anhand der Beispiele (5), (6) und (8) bereits illustriert, ist die Insertion von *azt* im Ungarischen in neutralen, vollfokussierten Sätzen nur dann angemessen, wenn der *hogy*-Satz in einem Matrixsatz eingebettet ist, der ein assertives Verb enthält. Die Korrelatininsertion ist dagegen äußerst problematisch, wenn das Matrixprädikat faktiv oder nicht-assertiv ist.

In Anlehnung an den Vorschlag von Brandtler und Molnár (i.E.) und Molnár (2015) wird hier angenommen, dass das kataphorische Pronomen *azt* seinen Ursprung in der linksperipheren Spec-CP-Position des eingebetteten Satzes hat und in neutralen (vollfokussierten) Sätzen das *Edge-Feature* in C<sup>0</sup> realisiert. Da die Komplemente der assertiven Matrixprädikate in diesen Fällen illokutionäre Kraft (*illocutionary FORCE*) haben, scheint es motiviert, das EF

mit dem entsprechenden diskurssemantischen Inhalt des eingebetteten Satzes zu assoziieren: Der eingebettete Satz ist *prädikationell*, da er als Sprechakt im Diskurs erfragt oder negiert werden kann.<sup>3</sup>

Das kataphorische Pronomen *azt* wird im Ungarischen in die höhere funktionale Domäne der syntaktischen Struktur, in die sogenannte ‚verb-modifier position‘<sup>4</sup> des Matrixsatzes (die PredP-Position) bewegt (vgl. (9b)), und bildet mit Hilfe von Koindexierung eine ‚expletive-associate‘-Kette mit dem eingebetteten Satz.<sup>5</sup> Die Insertion und die Bewegung des kataphorischen Pronomens ist von dem prädikationellen Status des eingebetteten Satzes motiviert: Da dieser in einem neutralen Kontext einen Sprechakt realisiert, gehört er zu der Fokusdomäne des komplexen Satzes:

- (9a) Péter *azt* **mondta** / **hiszi**, hogy elfogadta a meghívást. (‚assertives‘)  
Peter es-ACC sagte /glaubt-3SG dass akzeptierte-3SG die Einladung-ACC  
,Peter sagte / glaubt, dass er/sie die Einladung akzeptiert hat.‘

- (9b) [ ... [<sub>PredP</sub> *azt* **mondta** / **hiszi**]<sub>j</sub> [<sub>VP</sub> t<sub>j</sub> [<sub>CP</sub> t<sub>i</sub> C<sub>0</sub> ... ]]]

Die Assoziation von EF in C mit FORCE hat auch zur Folge, dass *azt*-Insertion in neutralen Fällen (mit faktiven und nicht-assertiven Komplementen) nicht möglich ist. Die Beispiele in (10a) und (10b) (wiederholt nach (6) und (8)) sowie die syntaktische Analyse der Sätze in (10c) zeigen, dass die Spec-CP in neutralen Sätzen ohne FORCE, die als Antwort auf die allgemeine Informationsfrage *Was ist passiert?* dienen können, tatsächlich nicht zugänglich ist:

- (10a) Péter (\**azt*) **bánja**, hogy elfogadta a meghívást. (‚factive‘)  
Peter es-ACC bedauert-3SG dass akzeptierte-3SG die Einladung-ACC  
,Peter bedauert es dass er/sie die Einladung akzeptiert hat.‘

- 
- 3 Das Vorliegen von FORCE – und der prädikationelle Charakter der eingebetteten Sätze – kann dadurch nachgewiesen werden, dass solche Sätze – genauso wie die Matrixsätze – für die Negation und Fragen direkt zugänglich sind (vgl. Molnár 2015, S. 218):  
(i) A: Peter believes that Mary accepted the invitation. B: No, he doesn't. B': But she didn't.  
(ii) A: Peter believes that Mary accepted the invitation. B: Oh, does he really believe it?  
B': Oh, did she really accept the invitation?
- 4 Der präverbale funktionale Bereich des ungarischen Satzes enthält verschiedene Positionen für Topik- und Fokus-Konstituenten. Für unsere Diskussion ist die Unterscheidung von zwei fokalen Positionen – einer tieferen PredP und höheren FocP – relevant. Die tiefere PredP (die die VP dominiert) ist die Projektion für die Bildung von komplexen Prädikaten, während die höhere FocP die Zielposition für eng fokussierte Elemente (die Negation, den kontrastiven Fokus und die *wh*-Phrasen) ist.
- 5 Vgl. hierzu Kenesei 1992, 1994, Lipták 1998 und de Cuba/Ürögdí 2009.

- (10b) Péter (\**azt*) **kétli**, hogy jönnek ma este. (,non-assertive‘)  
 Peter es-ACC bezweifelt-3SG dass kommen-3PL heute abend  
 ‚Peter bezweifelt, dass sie heute abend kommen.‘

- (10c) [... [<sub>predP</sub> \**azt*<sub>i</sub> **bánja / kétli**<sub>j</sub> [<sub>VP</sub> t<sub>j</sub> [<sub>CP</sub> - C<sub>0</sub> ... ]]]]

Da aber im Ungarischen der prädikationelle Status des eingebetteten Satzes für die Realisierung der CP-Position entscheidend ist, können auch bestimmte nicht-assertive Matrixprädikate (zum Beispiel diejenigen Prädikate, die Fragen einbetten) die Insertion von *azt* in neutralen Sätzen ermöglichen. Dies kann anhand der Beispielsätze (11a, b) illustriert werden, die eine Entscheidungsfrage bzw. eine Ergänzungsfrage enthalten (die syntaktische Analyse der Sätze wird in (11c) angegeben):

- (11a) Péter *azt* **kérdezte**, hogy találkoznak-e munka után. (,non-assertive‘)  
 Peter es-ACC fragte-3SG ob treffen-sich-3PL-Q Arbeit nach.  
 ‚Peter fragte, ob sie sich nach der Arbeit treffen.‘

- (11b) Péter *azt* **kérdezte**, hogy mikor találkoznak. (,non-assertive‘)  
 Peter es-ACC fragte-3SG dass wann treffen-sich-3PL  
 ‚Peter fragte, wann sie sich treffen.‘

- (11c) [... [<sub>predP</sub> *azt*<sub>i</sub> **kérdezte**<sub>j</sub> [<sub>VP</sub> t<sub>j</sub> [<sub>CP</sub> t<sub>i</sub> C<sub>0</sub> ... ]]]]

Es gibt allerdings weitere Komplikationen bei der Insertion von kataphorischen Pronomina, da diese Pronomina unter bestimmten kontextuellen Bedingungen in allen Typen von Sätzen erscheinen können. In der einschlägigen Literatur ist bereits die Beobachtung dokumentiert, dass im Ungarischen enge Fokussierung des eingebetteten Satzes ein propositionales Pronomen auch in komplexen Sätzen mit faktiven und nicht-assertiven Prädikaten lizenziert (vgl. de Cuba/Ürögdi 2009).

Als Erklärung für diese Beobachtung wird im vorliegenden Beitrag auf den prädikationellen Charakter der Sätze hingewiesen: Durch den engen Fokus enthalten auch diese eingebetteten Sätze die wichtigste Information der Äußerung und sind folglich prädikationell. In Sätzen wie (12a) und (12b) mit dem eng fokussierten *AZT* (mit Kapitälchen indiziert) ist die Spec-CP-Position präsent (vgl. (12c)), wenn die neue Information im eingebetteten Satz geliefert wird. Dies ist unter anderem nach Ergänzungsfragen wie *Mit bán/kétel Péter?* (‚Was bedauert/bezweifelt Peter?‘) möglich. Das akzentuierte Pronomen, das die enge Fokussierung des assoziierten eingebetteten Satzes signalisiert, wird in diesen Fällen in die designierte Fokusposition des ungarischen Satzes – in die FocP – bewegt (vgl. (12c)):

- (12a) Péter *AZT* **bánja**, hogy elfogadta a meghívást. (,factive‘)  
 Peter es-ACC bedauert-3SG dass akzeptierte-3SG die Einladung-ACC  
 ‚Peter bedauert es dass er/sie die Einladung AKZEPTIERT hat.‘

- (12b) Péter *AZT* **kétli**, hogy JÖNNEK ma este. (,non-assertive‘)  
 Peter es-ACC bezweifelt-3SG dass kommen-3PL heute abend  
 ‚Peter bezweifelt, dass sie heute abend KOMMEN.‘

- (12c) [<sub>FocP</sub> *AZT*<sub>i</sub> **bánja**<sub>j</sub> / **kétli**<sub>j</sub> [... [<sub>VP</sub> t<sub>j</sub> [<sub>CP</sub> t<sub>i</sub> C<sub>0</sub> ... ]]]]

Die Insertion des akzentuierten (und fokussierten) Pronomens *AZT* (und die Einschränkung der Fokusdomäne auf den eingebetteten Satz) ist natürlich auch in denjenigen komplexen Sätzen möglich, die in neutralen Kontexten ein expletives kataphorisches Pronomen *azt* enthalten. In den unten angeführten komplexen Sätzen (13) und (14a, 14b), die als Antwort auf eine Frage wie *Was behauptete/fragte Péter?* dienen, wird der eingebettete Satz nach der hier gemachten Annahme auch von einer Spec-CP-Position eingeleitet. Das akzentuierte kataphorische Pronomen soll auch in diesen Sätzen (in Ähnlichkeit mit (12)) in die designierte Fokusposition bewegt werden (vgl. 15):

- (13) Péter *AZT* **mondta**, hogy GYAKRAN találkoznak munka után. (,assertive‘)  
 Peter es-ACC sagte-3SG dass oft treffen-sich-3PL Arbeit nach  
 ‚Peter sagte, dass sie sich nach der Arbeit OFT treffen.‘

- (14a) Péter *AZT* **kérdezte**, hogy TALÁLKOZNAK-e munka után. (,non-assertive‘)  
 Peter es-ACC fragte-3SG ob treffen-sich-3PL-Q Arbeit nach  
 ‚Peter fragte, ob sie sich nach der Arbeit TREFFEN.‘

- (14b) Péter *AZT* **kérdezte**, hogy MIKOR találkoznak. (,non-assertive‘)  
 Peter es-ACC fragte-3SG dass wann treffen-sich-3PL  
 ‚Peter fragte, WANN sie sich treffen.‘

- (15) [<sub>FocP</sub> *AZT*<sub>i</sub> **mondta**<sub>j</sub> / **kérdezte**<sub>j</sub> [... [<sub>VP</sub> t<sub>j</sub> [<sub>CP</sub> t<sub>i</sub> C<sub>0</sub> ... ]]]]

Zwischen den oben diskutierten zwei Typen von kataphorischen Pronomina, die in beiden Fällen den prädikationellen Status des eingebetteten Satzes signalisieren, liegen allerdings relevante Unterschiede vor. Wie unten gezeigt wird, haben das expletive Pronomen *azt* und das akzentuierte Pronomen *AZT* unterschiedliche syntaktische, phonologische und diskurssemantische Eigenschaften und deren Insertion ist folglich auch auf verschiedenen Ebenen der Prädikationalität möglich bzw. erforderlich.

## 4.2 Zum Begriff der Prädikationalität

Die ungarischen Daten – vor allem Beispiele (12a, 12b) und (14a, 14b) – zeigen deutlich, dass kataphorische Pronomina nicht nur in komplexen Sätzen mit assertiven Matrixprädikaten auftreten können. ‚Assertion‘ im eingebetteten Satz reicht somit allein nicht aus, die Lizenzierung der kataphorischen Pronomina zu erklären. Es ist daher notwendig, die Analyse auf einen weiteren Begriff zu

basieren, wenn man die komplexen Verhältnisse bezüglich der Insertion der kathaphorischen Pronomina im Ungarischen erfassen möchte. Dieser Begriff ist laut Vorschlag dieser Arbeit der Begriff der *Prädikationalität*, der verschiedene semantische und pragmatische Ebenen der Kernaussage bzw. des sogenannten „main point of the utterance“ (vgl. Abbott 2000, Simons 2007, Bentzen 2011) umfasst, die nicht nur auf die ASSERTION, sondern auch auf FORCE und FOKUS Bezug nehmen.

Es soll jedoch betont werden, dass *Prädikationalität* mit den semantischen Konzepten der Assertion und Präsupposition eng verwandt ist (vgl. Brandtler/Molnár i.E.). Mit Hilfe des Begriffs *Prädikationalität* können allerdings die Nachteile des Begriffs *Assertion* vermieden werden: (i) Während eine Assertion nur auf einen besonderen Typ von *Sprechakt* referiert, kann sich ein prädikationeller Satz auf einen beliebigen Sprechakt (somit auch auf Fragen, vgl. (11a, 11b) oben) beziehen. (ii) Weiterhin kann mit Hilfe der Prädikationalität ein natürlicher Zusammenhang zu der Informationsstruktur etabliert werden, da *Fokus* prädikationell ist (vgl. É. Kiss 2006).

Nach dem im Rahmen des hier unterbreiteten Vorschlags kann ein Satz als prädikationell betrachtet werden, wenn er die Kernaussage – „the core meaning or main proposition“ (Hooper/Thompson 1973), „the semantically dominant proposition in discourse“ (Hooper 1975) oder „the main point of the utterance“ (Abbott 2000, Simons 2007) – enthält. Die Kernaussage muss natürlich erfragbar und negierbar sein. Erfragbarkeit und Negierbarkeit sind allerdings von mehreren lexikalisch und kontextuell bedingten Faktoren abhängig. In denjenigen komplexen Sätzen, die in neutralen Kontexten realisiert werden, ist der lexikalische Typ des Matrixprädikats (assertiv, faktiv, nicht-assertiv) entscheidend für den (nicht-)prädikationellen Status des eingebetteten Satzes. Während Komplemente zu assertiven Matrixprädikaten in neutralen Kontexten erfragt werden können (vgl. (16b')), sind faktive Komplemente nicht erfragbar (vgl. (17b')), wo die Unangemessenheit der Frage durch # indiziert wird):

- (16a) Peter **hat gesagt** dass Maria die Einladung angenommen hat. (,assertive')
- (16b) Ach ja? Hat wirklich Peter das gesagt?
- (16b') Ach ja? Hat sie die Einladung angenommen?
- (17a) Peter **bedauert es**, dass er die Einladung angenommen hat. (,factive')
- (17b) Ach ja? Bedauert er das wirklich?
- (17b') # Ach ja? Hat er die Einladung angenommen?

Die Verhältnisse können sich allerdings ändern, wenn der komplexe Satz in einem nicht-neutralen Kontext auftritt. Der saliente, in informationsstruktureller Hinsicht relevante – fokussierte – Teil der Äußerung ist für die Negation und die Frage immer zugänglich, unabhängig von dem Typ des Matrixprädikats. Zum

einen können die von assertiven Matrixprädikaten eingebetteten Sätze ihre Prädikationalität verlieren, wenn sie im Hintergrund bleiben (siehe den Kontrast zwischen (18b') und (16b')). Zum anderen werden die von faktiven Matrixprädikaten eingebetteten Sätze bei Fokussierung prädikationell (vgl. (19b') vs. (17b')):<sup>6</sup>

- (18a) PETER **hat gesagt**, dass Maria die Einladung angenommen hat. (,assertive')
- (18b) Ach ja? Hat wirklich PETER das gesagt?
- (18b') # Ach ja? Hat sie die Einladung angenommen?
- (19a) Peter **bedauert es**, dass er die Einladung ANGENOMMEN hat. (,factive')
- (19b) # Ach ja? Bedauert er das wirklich?
- (19b') Ach ja? Hat er die Einladung ANGENOMMEN?

Die Definition der Prädikationalität verlangt somit die Unterscheidung von mehreren sprachlichen Schichten. Die lexikalisch verankerte semantische Schicht (die bezüglich des [+/-] assertiven Charakters und des Sprechaktstatus des eingebetteten Satzes relevant ist) und die informationsstrukturelle Ebene können eine Korrelation aufweisen, die jedoch nicht zwingend ist. Die lexikalisch-semantischen Eigenschaften der Matrixprädikate sind folglich nur in neutralen Fällen für die Prädikationalität entscheidend; sie können allerdings wie oben gezeigt von den kontextuellen Faktoren – der Informationsstruktur des Satzes im jeweiligen Kontext – überspielt werden.

Aus einer diskurssemantischen Perspektive können wir demnach zwei Satztypen – prädikationelle und nicht-prädikationelle Sätze – unterscheiden. Beide Typen können als Komplemente in komplexen Sätzen auftreten.

Eingebettete Sätze sind prädikationell, wenn sie:

- i) *assertiv* sind (beim Vorliegen von ,assertiven' Matrixprädikaten), und/oder
- ii) *illocutionary FORCE* haben (z.B. nach ,non-assertives' wie *fragen*), und/oder
- iii) *eng fokussiert* sind (auch nach ,factives' und ,non-assertives').

Eingebettete Sätze sind dagegen nicht-prädikationell, wenn sie

- i) *präsupponiert* sind (was nach ,factives' möglich ist), und/oder
- ii) keinen *illocutionary FORCE* haben (bei ,factives' und ,non-assertives'), und/oder
- iii) zur *Hintergrunddomäne* gehören (gilt für alle Verbtypen).

Die oben präsentierten Daten weisen darauf hin, dass im Ungarischen der mit dem *Edge-Feature* assoziierte Inhalt als Prädikationalität zu spezifizieren ist. Die Spec-CP-Position ist folglich nur in prädikationellen Sätzen präsent. In neutralen

6 Vgl. auch Brandtler/Molnár i.E. und Molnár 2015, S. 218, Fn. 12.

Kontexten ermöglicht diese Position die Insertion des kataphorischen Pronomens *azt* in denjenigen komplexen Sätzen, die ein assertives oder ein sprechaktrelatiertes nicht-assertives Matrixprädikat enthalten. Die Informationsstruktur kann allerdings die Verhältnisse bezüglich der Prädikationalität im komplexen Satz völlig verändern. Bei enger Fokussierung des eingebetteten Satzes oder eines von dessen Konstituenten sind die subordinierten Sätze – unabhängig vom Typ des Matrixprädikats – immer prädikationell, während diejenigen eingebetteten Sätze, die im Hintergrund bleiben, nie prädikationell sein können.

### 4.3 Zum kategorialen Status des kataphorischen Pronomens

Die gemeinsame Eigenschaft der kataphorischen Pronomina *azt* und *AZT* – das heißt deren Gebundenheit an Prädikationalität – bedeutet allerdings nicht, dass sie in jeder Hinsicht identisch sind. Die beiden Pronomina haben nämlich unterschiedlichen kategorialen Status: *azt* ist ein Expletivum,<sup>7</sup> *AZT* dagegen ein vollwertiges Pronomen. Die beiden Pronomina unterscheiden sich auch bezüglich ihrer prosodischen Merkmale und syntaktischen Distribution. Das Expletivum *azt* kann im Gegensatz zum Vollpronomen *AZT*<sup>8</sup> nicht akzentuiert werden und die beiden pronominalen Typen haben auch unterschiedliche Landepositionen in dem funktionalen (sogenannten prädikativen) Bereich des ungarischen Satzes. Wie oben in (11c) demonstriert, wird das Expletivum in die Spezifikator-Position von PredP bewegt, während das Pronomen mit dem kontrastiven Akzent in der Spec-FocP landet (vgl. (12c) und (15)). Die Janusköpfigkeit der propositionalen Pronomina bereitet auch bei der Analyse des deutschen Korrelats *es Probleme* (vgl. Holler 2013), auf die später unten in Abschnitt 5.4 näher eingegangen wird.

Als Evidenz für den expletiven Charakter von *azt* wird von de Cuba und Ürögdi (2009) auf die distributionelle Parallelität dieses Pronomens mit dem *wh*-Expletivum hingewiesen. *Wh*-Expletiva sind in ungarischen komplexen Sätzen nur beim Vorliegen von bestimmten Matrixprädikaten (Assertiva wie *mond* ‚sagt‘ und nicht-Assertiva wie *kérdez* ‚fragt‘) lizenziert, ihre Verwendung ist allerdings nicht angemessen, wenn das Matrixprädikat faktiv *sajnál* („bedauert“) oder nicht assertiv wie *kétli* („bezweifelt“) ist. Vergleiche die Ähnlichkeit der Distribution zwischen (20a) und (9), (11) einerseits und zwischen (20b) und (10a, 10b) andererseits:

7 Chomsky (1995, S. 155–156) analysiert das Expletivum als ein LF-Affix, an das sich die assoziierte Konstituente nach einer koverten Bewegung anschließt.

8 De Cuba und Ürögdi betrachten allerdings nicht nur *azt*, sondern auch das kontrastiv akzentuierte Pronomen *AZT* als expletiv (vgl. de Cuba/Ürögdi 2009, S. 43).

- (20a) Mit **mondott / kérdezett**, hogy kivel találkozott munka után?  
was-ACC sagte-3 / fragte-3SG dass wem-mit traf-sich-3PL Arbeit nach  
,Was sagte er, mit wem hat er sich nach der Arbeit getroffen?‘
- (20b) \*Mit **sajnál / kétfelt**, hogy kivel találkozott munka után?  
was-ACC bedauerte / bezweifelte-3SG dass wem-mit traf-sich-3PL Arbeit nach

In Anlehnung an Horváths (1997) Vorschlag wird auch in der vorliegenden Arbeit das *wh*-Expletivum mit dem eingebetteten Satz assoziiert, ohne jedoch mit der *wh*-Phrase des eingebetteten Satzes in Beziehung zu stehen. Das *wh*-Expletivum ist vielmehr nur als Skopusmarker zu betrachten, das seinen Ursprung in der Spec-CP-Position des eingebetteten Satzes hat, wenn diese Position von dem *Edge-Feature* in C<sup>0</sup> lizenziert ist. Das Vorkommen des expletiven *wh*-Pronomens ist demnach von den gleichen lexikalischen, syntaktischen und diskurssemantischen Faktoren (von dem Sprechaktstatus und der Prädikationalität des eingebetteten Satzes) abhängig wie das des expletiven *azt*-Pronomens.

In der generativen Linguistik wird Extraktion aus dem eingebetteten Satz als Beweis für die Präsenz der linksperipheren Spec-CP-Position betrachtet. Interessanterweise scheint die Extraktion einer DP oder *wh*-Phrase im Ungarischen in allen Satztypen – unabhängig vom Matrixprädikat – möglich zu sein. Wie die Beispiele (21a, 21b) und (22a, 22b) unten zeigen, ist die oben beobachtete Asymmetrie zwischen den Sätzen mit assertiven und bestimmten nicht-assertiven Prädikaten (wie ‚fragen‘) auf der einen Seite und faktiven und nicht-assertiven Prädikaten (wie ‚bezweifeln‘) auf der anderen bei Extraktion abwesend. Der Grammatikalität der Extraktion in sämtlichen Fällen kann allerdings in dem vorgeschlagenen theoretischen Rahmen problemlos Rechnung getragen werden: Extraktion verlangt nämlich den „dominanten“, fokussierten Charakter des extrahierten Elements (vgl. auch Erteschik-Shir 1977), was zur Folge hat, dass der eingebettete Satz als prädikationell einzustufen ist. Prädikationelle Sätze sind nach der in dieser Arbeit gemachten Annahme mit einem *Edge-Feature* ausgestattet, unabhängig von dem Typ des Matrixprädikats. Die dadurch zur Verfügung stehende Spec-CP-Position kann als Schlupfloch für die Extraktion von DPs und *wh*-Phrasen dienen (vgl. hierzu auch de Cuba/Ürögdi 2009):

- (21a) PÉTERREL **mondta**, hogy találkozott munka után.  
Peter-mit sagte-3SG dass traf-sich-3PL Arbeit nach  
,Mit PETER sagte er, dass er sich nach der Arbeit traf.‘
- (21b) PÉTERREL **kérdezte / sajnálta**, hogy találkozott(-e) munka után.  
Peter-mit fragte / bezweifelte-3SG dass traf-sich-3PL-Q Arbeit nach  
,Mit PETER fragte er, ob / bezweifelte er, dass er sich nach der Arbeit traf.‘

- (22a) Kivel **mondta**, hogy találkozott munka után?  
 wem-mit sagte-3SG dass traf-sich-3PL Arbeit nach  
 ‚Mit wem sagte er, dass er sich nach der Arbeit traf?‘
- (22b) Kivel **kérdezte / sajnálta**, hogy találkozott(-e) munka után?  
 wem-mit fragte / bedauerte-3SG dass traf-sich-3PL Arbeit nach  
 ‚Mit wem fragte / bedauerte er, dass er sich nach der Arbeit traf?‘

#### 4.4 Fazit

Zusammenfassend können wir festhalten, dass *Prädikationalität* für die Erklärung der Distribution von propositionalen Pronomina im Ungarischen entscheidend ist. Die Insertion der Pronomina ist von unterschiedlichen Faktoren abhängig, die auf verschiedenen Ebenen der Prädikationalität zu verankern sind. Die Möglichkeit der Insertion kann in neutralen Sätzen bereits auf der lexikalisch-festgelegten Ebene der Assertion gesichert werden, die Änderung der kontextuellen Verhältnisse kann allerdings die Pronomeninsertion erleichtern bzw. blockieren.

Die für die Pronomeninsertion relevante Ebene der Prädikationalität wird auch durch die Wahl des kataphorischen Pronomentyps signalisiert: In neutralen komplexen Sätzen ist für die Sicherung der Prädikationalität des eingebetteten Satzes das expletive Pronomen *azt* zuständig, während bei der engen Fokussierung des subordinierten Satzes das vollwertige, kontrastiv fokussierte Pronomen *AZT* auftritt. Laut der Annahme dieser Arbeit realisieren beide Typen des kataphorischen Pronomens das *Edge-Feature* des subordinierten (prädikationellen) Satzes.

### 5 Zur Syntax und Diskurssemantik der Korrelate im Deutschen

Wie unten anhand der Analyse der deutschen Daten nachgewiesen wird, ist die Assoziation von *Edge-Feature* mit dem Begriff der Prädikationalität nicht universell. Die Erklärung der Bedingungen der Korrelatinserktion im Deutschen verlangt die Festlegung eines vom Ungarischen abweichenden diskurssemantischen Inhalts.

#### 5.1 Die Daten – Zur Relevanz der Nicht-Prädikationalität im Deutschen

Im Gegensatz zum Ungarischen ist die *es*-Insertion im Deutschen nur in denjenigen vollfokussierten *dass*-Sätzen adäquat, die Komplemente zu faktiven Prädikaten enthalten, aber nicht in subordinierten Sätzen nach assertiven Matrixprädikaten (vgl. (3) und (4), wiederholt hier als (23) und (24)):

- (23) Peter **behauptete** (\*/?es), dass sie sich oft treffen. (,assertive‘)  
 (24) Peter **bedauert** (es), dass er die Einladung angenommen hat. (,factive‘)

In dem EF-relatierten theoretischen Rahmen hat das kataphorische Pronomen – das Korrelat-*es* – seinen Ursprung in der Spec-CP-Position des eingebetteten Satzes und realisiert das *Edge-Feature* in C<sup>0</sup>. Da die Korrelatinserion in neutralen deutschen Sätzen nur in Komplementen zu faktiven Matrixprädikaten möglich ist, ist es notwendig, die Spec-CP-Position (und das Korrelat-*es*) im Deutschen mit einem vom Ungarischen abweichenden diskurssemantischen Inhalt in Verbindung zu setzen. Da die Daten teilweise auf eine spiegelbildliche Distribution hindeuten, liegt die Annahme bezüglich des Deutschen auf der Hand, Nicht-Prädikationalität als den für das Deutsche relevanten Inhalt von *Edge-Feature* anzugeben. Faktive Matrixprädikate betten nämlich präsupponierte Propositionen ein, die in neutralen Fällen als nicht-prädikationelle Inhalte zu betrachten sind, da sie nicht die Kernaussage des komplexen Satzes enthalten können. Die syntaktische Analyse des in unspezifizierten Kontexten auftretenden komplexen Satzes mit einem faktiven Matrixprädikat (24) wird unten in (24b) spezifiziert:

- (24b) [<sub>CP</sub> Peter [<sub>CO</sub> **bedauert**<sub>j</sub> [<sub>VP</sub> *es*<sub>i</sub> t<sub>j</sub> [<sub>CP</sub> t<sub>i</sub> C<sub>0</sub> ... ]]]]

Die Assoziation von EF (in C<sup>0</sup> des eingebetteten Satzes) mit Nicht-Prädikationalität hat auch zur Folge, dass die *es*-Insertion beim Vorliegen von assertiven Komplementen oder anderen Typen von Komplementen mit *illocutionary FORCE* in neutralen Kontexten nicht zulässig ist. Wie die Beispiele (23) und (25) zeigen, ist die Spec-CP-Position für die Insertion des Korrelats-*es* in prädikationellen subordinierten Sätzen nicht zugänglich. Die syntaktische Analyse dieser Beispiele wird unten in (26) angegeben:

- (25) Peter **fragte** (\*es), ob sie sich oft treffen. (,non-assertive‘)  
 (26) [<sub>CP</sub> Peter [<sub>CO</sub> **behauptet**<sub>j</sub> / **fragte**<sub>j</sub> [<sub>VP</sub> \* *es*<sub>i</sub> t<sub>j</sub> [<sub>CP</sub> - C<sub>0</sub> ... ]]]]

## 5.2 Nicht-Prädikationalität als EF-Inhalt im Deutschen – Probleme

Der Schein trägt allerdings, und die Annahme der Nicht-Prädikationalität als EF-Inhalt scheint im Deutschen problematisch zu sein. Die Extraktionsdaten zeigen nämlich deutlich, dass in neutralen Kontexten die Spec-CP-Position auch in assertiven Komplementen zugänglich ist (vgl. Beispiele (27) und (29)). Ein weiteres Problem bereitet die Tatsache, dass die Extraktion von *wh*-Phrasen und anderen phrasalen Konstituenten aus dem eingebetteten Satz gerade bei faktiven Matrixprädikaten ungrammatisch ist (vgl. (28) und (30)). Dies widerspricht aber der Annahme einer Spec-CP-Position in diesen Fällen. Die Beispielsätze unten

wurden Sudhoffs (i.E.) Grammatikalitätsurteilen entsprechend als grammatisch bzw. ungrammatisch markiert:

(27) Was<sub>i</sub> **behauptet** Peter, dass Marie t<sub>i</sub> getan hat? (,assertive‘)

(28) \* Was<sub>i</sub> **bedauert** Peter, dass Marie t<sub>i</sub> getan hat? (,factive‘)

Sudhoffs Grammatikalitätsurteile bezüglich des Beispielsatzes (28) werden allerdings nicht von allen muttersprachlichen Informanten geteilt. Es wird darauf hingewiesen, dass (28) unter bestimmten kontextuellen Verhältnissen (beispielsweise bei der engen Fokussierung von WAS) akzeptiert werden könnte. Die Notwendigkeit von besonderen kontextuellen Bedingungen für die Lizenzierung der Extraktion der *wh*-Phrase in (28) deutet jedoch auf die Asymmetrie zwischen den Beispielen (27) und (28) hin.

Die Grammatikalitätsunterschiede zwischen Sätzen mit unterschiedlichen Matrixprädikaten sind auch bei der Extraktion von DPs and PPs nachweisbar. Während die Extraktion von PPs und DPs aus assertiven eingebetteten Sätzen völlig unproblematisch ist – was auf die Präsenz der Spec-CP-Position auch in (29) hindeutet –, scheint die Zugänglichkeit von Spec-CP in faktiven Komplementen eingeschränkt zu sein (vgl. (30)). Enge Fokussierung hat allerdings auch in diesen Fällen einen gewissen Einfluss auf die Grammatikalität der Extraktion aus faktiven Komplementen:

(29) Mit MARIA **behauptete** Peter, dass er t<sub>i</sub> getanzt hat. (,assertive‘)

(30) ?/\* Mit MARIA **bedauerte** Peter, dass er t<sub>i</sub> getanzt hat. (,factive‘)

Die oben angesprochenen Unterschiede zwischen assertiven und faktiven Komplementen stehen im Einklang mit der Analyse der generativen Grammatik, wo die für faktive Komplemente geltenden Restriktionen in unterschiedlichen Sprachen durch den Begriff ‚weak islands‘ erfasst wurden. Die deutschen Extraktionsdaten sprechen somit nicht für die Korrektheit der „Nicht-Prädikationalitätsthese“, da sie den Prädiktionen bezüglich des Vorliegens der Spec-CP-Position in subordinierten Sätzen widersprechen.

Den beobachteten Extraktionsdaten könnte allerdings Rechnung getragen werden, wenn man Folgendes annimmt: Das *Edge-Feature* liegt sowohl bei Komplementen zu assertiven als auch bei Komplementen zu faktiven Matrixprädikaten vor. Die Extraktion aus faktiven Komplementen wird auf Grund eines koverten *es* blockiert. Die Tatsache, dass enge Fokussierung die Akzeptabilität der Extraktion zu erhöhen und die Inseleffekte zu überspielen scheint, stützt auch diese Annahme. Bei der Extraktion von eng fokussierten (kontrastierten) Konstituenten ist nämlich die Insertion des *es*-Pronomens blockiert – allerdings nicht von der

Syntax (vom Fehlen von EF und einer Spec-CP), sondern von den diskurssemantischen Verhältnissen. Da die Spec-CP-Position auch in diesen Fällen generiert wird, steht ‚nur‘ die Prädikationalität des eingebetteten Satzes (aufgrund der eng fokussierten Phrase DP, PP oder *wh*-Phrase) der Insertion eines kataphorischen *es*-Pronomens im Wege.

Da das *Edge-Feature* im Deutschen offensichtlich sowohl mit assertiven (prädikationellen) als auch faktiven (nicht-prädikationellen) eingebetteten Sätzen assoziiert werden kann, kann die Nicht-Prädikationalitätsthese nicht aufrecht erhalten bleiben. Der mit dem *Edge-Feature* assoziierte diskurssemantische Inhalt soll folglich erweitert werden, um ihn mit beiden Typen von Komplementsätzen kompatibel zu machen. Das Auftreten des kataphorischen *es*-Pronomens in neutralen komplexen Sätzen scheint allerdings nach wie vor auf die nicht-prädikationellen Fälle begrenzt zu sein.

### 5.3 Zum Begriff der Evaluabilität

Der Begriff, der in der einschlägigen Literatur für die Erfassung von assertiven und faktiven Inhalten (Assertivität und Faktivität) vorgeschlagen wurde, ist der Begriff der *Evaluabilität*. Dieses diskurssemantische Konzept wurde in die linguistische Diskussion von Brandtler (2012) eingeführt, der dessen Relevanz für die Lizenzierung der positiven und negativen Polaritätselemente im Schwedischen nachweisen konnte.

Laut Brandtler „refers [evaluability; V.M.] to the possibility of accepting or rejecting a sentence as true in a communicative exchange“ (Brandtler 2012, S. 3). Brandtler betont, dass Evaluabilität – trotz einer gewissen Verwandtschaft mit den Konzepten *Wahrheit* (*truth*) und *Veridikalität* (*veridicality*; vgl. dazu Giannakidou 1998) – von diesen Konzepten zu unterscheiden ist. Evaluabilität nimmt nämlich nicht auf die logische oder aktuelle Wahrheit Bezug, sondern auf das kommunikative Verhalten der Gesprächspartner im Diskurs, das heißt, ob sie eine bestimmte Äußerung als wahr akzeptieren (vgl. hierzu Engdahl 2011).

Brandtler unterscheidet bezüglich der Evaluabilität grundsätzlich zwei Kategorien und trennt dabei die evaluierbaren Sätze von den nicht-evaluierbaren Sätzen. Die evaluierbare Kategorie umfasst alle diejenigen Sätze, die die Wahrheit einer affirmativen oder negativen Proposition assertieren, präsupponieren oder als Entailment logisch implizieren. Da der Sender für die Wahrheit dieser Propositionen die Verantwortung auf verschiedene Weise übernimmt, hat der Empfänger die Möglichkeit, seine Übereinstimmung oder Einwände zu signalisieren. Demgegenüber enthält die nicht-evaluierbare Kategorie Sätze, die die Wahrheit einer affirmativen oder negativen Proposition *nicht* assertieren, *nicht* präsupponieren

oder *nicht* implizieren. In diesen Fällen hat der Empfänger keinen Spielraum zur Akzeptanz oder Zurückweisung der Wahrheit. Diese Kategorie „contains sentence types which do not express any commitment on [the] part of the speaker as to the truth of  $p$  or  $\sim p$ , such as (the protasis of) conditionals, yes/no questions and optatives“ (Brandtler 2012, S. 74). Die Grundidee von Brandtlers Vorschlag besteht darin, dass positive und negative Polaritätselemente nur in nicht-evaluierbaren Sätzen frei erscheinen können, während sie in evaluierbaren Sätzen (zum Beispiel Aussagesätzen) auf verschiedene Typen der Lizenzierung angewiesen sind.

Einen weiteren theoretisch relevanten Aspekt von Brandtlers Vorschlag bildet die Aufteilung der evaluierbaren Kategorie in zwei Untergruppen: Zum einen können Sätze im laufenden Diskurs evaluiert werden. Diese umfassen

not only main clause declaratives, but also sentence types which are not generally used to make assertions, such as *wh*-exclamatives, *wh*-questions and non-restrictive relative clauses. Although distinctly different, these sentence types are all possible for the hearer to evaluate (i.e. accept or reject) in the on-going communicative exchange. (Ebd.; Hervorhebungen im Original)

Zum anderen gibt es auch Sätze, die ihren Wahrheitswert schon vor dem Diskurs erhalten haben (wie die präsupponierten Sätze). Unter diese zweite Kategorie werden Komplemente zu faktiven Prädikaten, die restriktiven Relativsätze sowie die *att*-('dass')-Exklamative im Schwedischen subsumiert.<sup>9</sup> Brandtler weist (bezüglich der Polaritätslizenzierung) auch auf den großen Vorteil der vorgeschlagenen Klassifikation der Sätze auf Grund ihrer Evaluabilität hin, indem diese Klassifikation die Gemeinsamkeit zwischen Assertionen und Präsuppositionen erklären kann. Beide Typen gehören nämlich zu der evaluierbaren Kategorie und unterscheiden sich nur bezüglich dahingehend, wann die Evaluation stattfindet: *während* des Diskurses oder *vor* (*prior to*) der Äußerungssituation.

In Brandtlers modularer Analyse wird die diskursesemantische Unterscheidung zwischen evaluierbaren und nicht-evaluierbaren Sätzen auch zu ihrer Syntax in Beziehung gesetzt. Er argumentiert anhand der schwedischen Daten dafür, dass nur evaluierbare Sätze – Sätze mit assertiver Kraft und Sätze, die präsupponiert sind – eine overte oder kovertre Spec-CP-Position haben. Für die Zugänglichkeit der Spec-CP-Position betrachtet er (in Anlehnung an Chomskys 2008 und

---

9 Vgl. Engdahl (2011, S. 63; Hervorhebungen im Original): „This distinction allows the author to capture a subtle distinction between *att*-exclamatives, where NPIs may occur, as in (i-a), and *wh*-exclamatives, where NPIs are restricted (i-b).

(i) a. Att du ens försöker! that you even try 'I'm surprised that you even try!'  
 b. Vilka bra filmer Bergman (\*någonsin) gjorde! which good films Bergman ever made.“

Platzacks 2008 im ‚Minimalist Program‘ verankerten Vorschlägen) das *Edge-Feature* in C<sup>0</sup> als verantwortlich.

#### 5.4 Der diskurssemantische Inhalt von EF im Deutschen

Brandtler weist in seiner Arbeit die Relevanz des Begriffes Evaluabilität und dessen syntaktischen Reflexes nicht nur bezüglich der Lizenzierung der Polaritätselemente im Schwedischen nach, sondern spricht sie auch bezüglich der Insertion des kataphorischen Pronomens *det* (‘es’) an. In Anlehnung an Brandtlers Vorschlag wird in der vorliegenden Arbeit auch im Deutschen dieser diskurssemantische Begriff mit dem *Edge-Feature* (und mit der Spec-CP-Position) assoziiert. Wie oben schon gezeigt, ist die Korrelatininsertion in deutschen vollfokussierten Sätzen nur dann möglich, wenn der eingebettete evaluierbare Satz nicht-prädikationell ist, das heißt die Merkmale [+] FACTIVITY und [-] FORCE trägt. In neutralen Sätzen kann Nicht-Prädikationalität nur von den lexikalisch verankerten Faktoren – von der Verbsemantik des Matrixprädikats – gewährleistet werden. Wie in Abschnitt 4.2 bereits diskutiert, kann Nicht-Prädikationalität jedoch nicht mit Faktivität gleichgesetzt werden, da Nicht-Prädikationalität auch auf die diskurssemantische Dimension Bezug nimmt. Dies hat zur Folge, dass die Modifizierung der kontextuellen Verhältnisse auch die Bewertung des Satzes nach [+/-] Prädikationalität ändern kann.

Wie im Ungarischen so ist es auch im Deutschen möglich, die [+/-] Prädikationalität des subordinierten Satzes im Diskurs zu ändern. Die für die Lizenzierung von Korrelatininsertion einschlägige Nicht-Prädikationalität ist somit nicht unbedingt durch faktive Matrixprädikate zu sichern. Wie die unten angeführten Beispielsätze (31) und (32) illustrieren, resultiert die Manipulierung des Kontexts – entweder durch die enge Fokussierung des eingebetteten Satzes oder durch die enge Fokussierung des Matrixsatzes – im Aufheben des Kontrasts zwischen komplexen Sätzen mit assertiven und faktiven Komplementsätzen. Die Einschränkung der Fokusdomäne auf den eingebetteten Satz (oder auf eine dessen Konstituenten) – im Kontext von impliziten oder expliziten Fragen wie *Was hat gesagt/bedauert?* – führt offensichtlich zur Ungrammatikalität der *es*-Insertion, unabhängig vom lexikalischen Typ des Matrixprädikats:

(31) Peter **behauptete** \**es*, [dass sie sich OFT treffen.]<sub>F</sub> (‘assertive’)

(32) Peter **bedauert** \**es*, [dass er die Einladung ANgenommen hat.]<sub>F</sub> (‘factive’)

Dagegen ist die *es*-Insertion völlig unproblematisch, wenn der Fokus auf dem Matrixsatz liegt und der Komplementsatz im Hintergrund bleibt. Dies gilt nicht nur für komplexe Sätze mit faktiven Matrixprädikaten, sondern auch für komplexe

Sätze mit assertiven Matrixprädikaten (vgl. hierzu auch Sudhoff i.E.). Vergleiche die in den Beispielen (33) und (34) vorliegende Symmetrie bezüglich der Insertion des Pronomens *es*:

- (33a) [PETER]<sub>F</sub> **behauptete** *es*, dass sie sich oft treffen. (,assertive‘)  
 (33b) Peter [**BEHAUPTETE**]<sub>F</sub> *es*, dass sie sich oft treffen.  
 (34a) [PETER]<sub>F</sub> **bedauert** *es*, dass er die Einladung angenommen hat. (,factive‘)  
 (34b) Peter [**BEDAUERT**]<sub>F</sub> *es*, dass er die Einladung angenommen hat.

Wenn der eingebettete Satz Hintergrundcharakter hat (und folglich nicht-prädikationell ist), scheinen plötzlich auch nicht-evaluierbare Sätze – mit nicht-assertiven Prädikaten – mit der *es*-Insertion verträglich zu sein. Diese Situation liegt vor, wenn die Sätze (35a) und (36a) als Antwort auf Ergänzungsfragen *Wer fragte, ob sie sich oft treffen?* und *Wer bezweifelt es, dass sie heute abend kommen?* dienen oder wenn die Sätze (35b) und (36b) in einem Kontext vorkommen, wo nur fraglich ist, ob der (schon bekannte Inhalt) des eingebetteten Satzes *erfragt* oder *bezweifelt* wurde:

- (35a) [PETER]<sub>F</sub> **fragte** *es*, ob sie sich oft treffen. (,non-assertive‘)  
 (35b) Peter [**FRAGTE**]<sub>F</sub> *es*, ob sie sich oft treffen.  
 (36a) [PETER]<sub>F</sub> **bezweifelt** *es*, dass sie heute abend kommen. (,non-assertive‘)  
 (36b) Peter [**BEZWEIFELT**]<sub>F</sub> *es*, dass sie heute abend kommen.

Die Verträglichkeit des propositionalen Pronomens *es* mit allen Matrixprädikaten versteckt allerdings eine pronominale Homonymie. Wie oben argumentiert, sind kataphorische Pronomina in komplexen Sätzen mit faktiven Matrixprädikaten nur in denjenigen Fällen möglich, wenn der Kontext unterspezifiziert ist und die Fokusdomäne den ganzen Satz umfasst. Alle anderen Vorkommen von *es* – das heißt in allen denjenigen Fällen, wo die *es*-Insertion vom Hintergrundcharakter des eingebetteten Satzes lizenziert wird – sind nicht als kataphorische Korrelate einzustufen, sondern haben einen anaphorischen Charakter.

Die Überlappung von kataphorischen und anaphorischen Instanzen des Pronomens *es* in Sätzen mit faktiven Matrixprädikaten wie *bedauern* erschwert die Distinktion der beiden Typen, die völlig unterschiedliche syntaktische Analysen verlangen. Beispiel (37a) mit einer maximalen Fokusdomäne – mit eckigen Klammern und F markiert, oben auch als (24a) erwähnt – und (37b) mit einem engem Fokus auf dem Matrixverb – oben auch als (34b) angeführt – weisen nur einen minimalen prosodischen Unterschied bezüglich des Matrixprädikats auf, dem in beiden Fällen ein Akzent zugewiesen wird. Im Falle von (37b) kann der Akzent kontrastiven Charakter haben, der im Beispiel durch die Großschreibung angedeutet wird:

(37a) [Peter **bedauert** *es*, dass er die Einladung angenommen hat.]<sub>f</sub>

(37b) Peter [**BEDAUERT**]<sub>f</sub> *es*, dass er die Einladung angenommen hat.

Die Homonymie des propositionalen *es* in deutschen Sätzen mit faktiven Matrixprädikaten und die Überlappung zwischen den Interpretationen in vollfokussierten Fällen (37a) und in komplexen Sätzen mit Komplementen im Hintergrund (37b) haben bei der Analyse der Pronomeninsertion während der letzten vier Jahrzehnte große Schwierigkeiten bereitet.<sup>10</sup> Die Kontroverse bezüglich des kategorialen Status des sogenannten ‚Korrelat-*es*‘ (das heißt dem kataphorischen Pronomen), das in ‚out-of-the-blue‘-Kontexten nur in bestimmten Satztypen erscheinen kann (vgl. 37a), ist auch heute noch nicht abgeschlossen, trotz der nicht unbedeutenden Anzahl der Veröffentlichungen zum Thema. Weiterhin ist auch die Relation des Pronomens *es* zum Komplementsatz auf der rechten Peripherie strittig.

### 5.5 Zum kategorialen Status des kataphorischen Pronomens

Was den kategorialen Status des deutschen ‚Korrelat-*es*‘ anbelangt, sind in der einschlägigen Literatur zwei einander widersprechende Vorschläge vorherrschend. Das propositionale Pronomen *es* wird entweder als ein Expletivum oder als ein referentielles Pronomen betrachtet.<sup>11</sup> Expletiva sind eigentlich Platzhalter, mithin strukturelle Elemente ohne semantischen Inhalt, die deren satzwertige Korrelate in der Argumentposition des Matrixsatzes ersetzen können. Sie sind phonologisch oft reduzierbar. Das deutsche ‚Korrelat-*es*‘ wird häufig in Ähnlichkeit mit dem englischen Expletivum *there* behandelt, der von Chomsky (1995) als ein LF-Affix analysiert wurde, an die sich die assoziierte Konstituente nach koverter Bewegung anschließt.<sup>12</sup>

10 Die Studien wurden unter anderem im Rahmen des Minimalismus, der HPSG durchgeführt, mit Bezugnahme auf unterschiedliche Typen von Daten (das heißt auf introspektive, experimentelle und Korpusdaten).

11 Als Vertreter der Expletiv-Analyse sind Zimmermann 1993, Zifonun 1995, Müller 1996, Sudhoff 2003 und Sternefeld 2006 zu erwähnen. Dagegen wird das propositionale *es* (oder dessen Entsprechung im Niederländischen) von Bennis 1987, Cardinaletti 1990, Sonnenberg 1992, Engel 2004 und Sudhoff i.E. als referentielles Pronomen betrachtet. Neuere ‚constraint-based‘ Analysen argumentieren allerdings für die Janusköpfigkeit des propositionalen Pronomens *es* (vgl. Holler 2013 und Axel/Holler/Trompelt 2011 i.E.).

12 Die Insertion von *there* im Englischen als einem Substitut für eine Konstituente wird vom EPP ausgelöst, um die overte Realisierung der Spec-IP zu ermöglichen.

Die Opponenten des expletiven Ansatzes (beispielsweise Sudhoff i.E.) betrachten die Übertragung der Analyse aus dem Englischen auf das Deutsche als nicht genügend begründet, da man im Deutschen für das Vorliegen einer obligatorischen strukturellen Position für das Subjekt und die Objekte außerhalb der VP keine konklusive Evidenz hat. Weiterhin betrachten sie den expletiven Ansatz unverträglich mit der empirisch nachweisbaren Tatsache, dass die Insertion von Korrelat-*es* auf bestimmte Fälle begrenzt bzw. in einigen Fällen optional ist. Das Korrelat-*es* wird vielmehr als der Kopf einer NP oder DP analysiert.

Die Interpretation der grammatischen Relation zwischen dem Pronomen *es* und dem eingebetteten finiten Satz variiert auch in den letztgenannten ‚referentiellen‘ Analysen: Sie betrachten das referentielle *es* entweder als ein kasus- und theta-markiertes Argument des Matrixprädikats, das eine Nominalphrase projiziert, in der der eingebettete Satz als ein explikatives Attribut von *es* funktioniert (z.B. Bennis 1987, Cardinaletti 1990), oder sie integrieren das propositionale *es* in die Nominalphrase als den funktionalen Kopf dieser Phrase, der ein obligatorisches Komplement (den *dass*-Satz) enthält (vgl. Zimmermann 1993, Zifonun 1995, Müller 1996, Sudhoff 2003 und Sternefeld 2006). Es wird auch angenommen, dass der *dass*-Satz in diesen kataphorischen Fällen die rechtsperiphere Position des komplexen Satzes als Resultat einer Extraposition erreicht. Beim Vorliegen von anaphorischen Pronomina wird dagegen bezüglich der *dass*-Sätze Rechtsherausstellung (und somit eine satzexterne Position) angenommen (vgl. die Beispiele (33)–(36)); vgl. hierzu auch Pütz 1986, Sudhoff i.E.).

Seit Pütz (1975, 1986) scheint in der deutschen einschlägigen Literatur Einigkeit darüber zu bestehen, dass die Insertion vom Korrelat-*es* im Deutschen vom Matrixverb abhängig ist. Es werden dabei zwei lexikalische Klassen von Prädikaten unterschieden und aufgelistet: (i) diejenigen Verben, die ein propositionales Pronomen *es* zulassen, und (ii) diejenigen Verben, die mit dem Korrelat-*es* in vollfokussierten Sätzen nicht verträglich sind.

Die Distinktion der beiden Verbklassen – und folglich auch die Relevanz der lexikalischen Differenzierung der Prädikate für die Pronomeninsertion – wird durch deren unterschiedliche grammatische Eigenschaften motiviert, die auch durch experimentelle und Korpusdaten gestützt werden.<sup>13</sup> Diese zeugen allerdings davon, dass das propositionale *es* in allen Typen von komplexen Satzstrukturen

---

13 Sudhoff (i.E.) erwähnt mehrere grammatische Eigenschaften, die die beiden Verbklassen unterscheiden, u.a. deren Kompatibilität mit nominalen Argumenten wie *die Tatsache* (‚fact‘), *der Umstand* (‚circumstance‘) usw. Laut Sudhoff subkategorisieren diejenigen Matrixverben, die Korrelat-*es*-Insertion lizenzieren, komplexe DPs, während die andere Verbklasse CPs direkt einbetten kann.

mit eingebetteten Objektsätzen auftreten kann, unabhängig vom Typ des Matrixprädikats. Die Kompatibilität des propositionalen *es* mit allen Typen von Matrixprädikaten unterliegt allerdings bestimmten kontextuellen Bedingungen. Wie in den Beispielen (33)–(37) oben nachgewiesen, ist die Pronomeninsertion nur in denjenigen Sätzen uneingeschränkt, in denen der eingebettete Satz Hintergrundinformation trägt (und folglich nicht prädikationell ist). In diesen Fällen handelt es sich allerdings nicht mehr um das kataphorische Korrelat-*es*, sondern um die anaphorische Variante des Pronomens.

## 6 Zur Unterscheidung von kataphorischen und anaphorischen Pronomen

Wie oben bereits erwähnt, ist es notwendig, die kataphorischen Pronomina von den anaphorischen Varianten zu trennen, da sie sowohl bezüglich ihrer grammatischen als auch ihrer diskurssemantischen Eigenschaften relevante Unterschiede aufweisen. Die beobachtbaren Kontraste haben auch zur Folge, dass für ihre Insertion in komplexen Sätzen auch völlig unterschiedliche Bedingungen gelten.

Bezüglich der Syntax ist festzuhalten, dass kataphorische propositionale Pronomina nach der hier vorgeschlagenen Analyse ihren Ursprung in dem eingebetteten Satz – in dessen Spec-CP-Position – haben, die vom *Edge-Feature* getriggert wird. Diese Pronomina sind immer in die Fokusdomäne der vollfokussierten Sätze inkludiert. Dieses Faktum liefert auch eine Erklärung dafür, warum sie nicht topikalisiert sind: Die Topikalisierung eines Objektpronomens würde die notwendige Bedingung für die maximale Fokusdomäne – die sogenannte neutrale Gliedstellung – zunichte machen. Weiterhin treten die kataphorischen Pronomina (und die mit ihnen in Beziehung stehenden Komplementsätze) in der Fokusdomäne auf, und sind nicht ‚K-relatiert‘<sup>14</sup> (‚Kontext-relatiert‘; vgl. Molnár/

---

Holler (2013) liefert für die beiden Verbklassen auch – auf der Grundlage einer quantitativen Korpusanalyse mit 35 Verben – empirische Evidenz:

Die folgenden Verben gehören zu der ersten Kategorie (d.h. sie sind mit dem Korrelat-*es* kompatibel): *bedauern, dulden, begrüßen, ermöglichen, zulassen, aufgeben, übernehmen, genießen, hassen*.

Die folgenden Verben lassen sich dagegen unter die zweite Kategorie subsumieren (das heißt sie sind mit dem Korrelat-*es* nicht kompatibel): *befehlen, glauben, ankündigen, behaupten, beschließen, fürchten, sehen, wissen, wünschen*.

Vgl. dazu auch die Korpusstudie von Sandberg 1998.

- 14 Laut Molnár/Winkler (2010) hat ‚K-Relatiertheit‘ zwei Subtypen: ‚K-Kontinuität‘ (‚givenness‘) und ‚K-Kontrast‘.

Winkler 2010), was auch verständlich macht, warum die Realisierung des eingebetteten Satzes obligatorisch ist.

Im Gegensatz zu den kataphorischen propositionalen Pronomina werden die anaphorischen pronominalen Varianten im Matrixsatz basisgeneriert und können im Satz auch leichter bewegt (auch topikalisiert) werden. Die Realisierung der eingebetteten Sätze ist in diesen Fällen nicht obligatorisch (vgl. die Beispiele (38)–(40) mit den Beispielen (41a)–(43a)), da sie ‚K-relatiert‘ – im Kontext schon nachvollziehbar – sind (vgl. (41)–(43)):<sup>15</sup>

- (38) Das / (\*Es), dass sie sich oft treffen, hat er schon GESAGT. (,assertive‘)
- (39) Das/ (\*Es), dass er die Einladung angenommen hat, BEDAUERT Peter.  
(,factive‘)
- (40) Das / (\*Es), dass sie heute abend kommen, BEZWEIFELT er.  
(,non-assertive‘)
- (41a) Das / (\*Es) hat er schon GESAGT.  
(41b) Er hat das / es schon GESAGT.
- (42a) Das / (\*Es) BEDAUERT Peter.  
(42b) Peter BEDAUERT das / es.
- (43a) Das / (\*Es) BEZWEIFELT er.  
(43b) Er BEZWEIFELT das / es.

Die Insertion der anaphorischen propositionalen Pronomina im Ungarischen ist mit den deutschen Verhältnissen weitgehend vergleichbar. In diesen Fällen treten die Pronomina in dem sogenannten ‚referentiellen‘ Bereich des Matrixsatzes – in der Topik-Position oder im postverbalen VP-Bereich – auf. Die Realisierung des ‚K-relatierten‘ eingebetteten Satzes ist auch im Ungarischen optional. Vergleiche die unten angeführten Beispiele in (44)–(46) mit den Beispielen in (47)–(49), die nur die propositionalen Pronomina enthalten (deren Vorkommen im Ungarischen, einer *pro-drop*-Sprache, auch fakultativ ist):

- (44) Azt, hogy gyakran találkoznak munka után, MÁR **mondta**. (,assertive‘)  
es-ACC dass oft treffen-sich-3PL work after schon sagte-3SG  
,Dass sie sich nach der Arbeit treffen, hat er schon gesagt.‘
- (45) Azt, hogy elfogadta a meghívást, NAGYON **bánja**. (,factive‘)  
es-ACC dass akzeptierte-3SG die Einladung sehr bedauert-3SG  
,Dass er die Einladung angenommen hat, bedauert er sehr.‘

---

15 Vgl. auch Brandtler/Molnár i.E.

- (46) Azt, hogy jönnek ma este, ERŐSEN **kétli**. (,non-assertive‘)  
 es-ACC dass kommen-3PL heute abend stark bezweifelt-3SG  
 ‚Dass sie heute abend kommen, bezweifelt er stark.‘
- (47a) (Azt) már MONDTA.  
 es-ACC schon sagte-3SG
- (47b) MONDTA már (azt).  
 sagte-3SG schon es-ACC
- (48a) (Azt) NAGYON bánja.  
 es-ACC sehr bedauert-3SG
- (48b) NAGYON bánja (azt).  
 sehr bedauert-3SG es-ACC
- (49a) (Azt) ERŐSEN kétli.  
 es-ACC stark bezweifelt-3SG
- (49b) ERŐSEN kétli (azt).  
 stark bezweifelt-3SG es-ACC

## 7 Schlussfolgerungen

Die Erklärung der für die Insertion von propositionalen Pronomina geltenden Bedingungen stellt eine Herausforderung für die linguistische Theorie dar. Wie im Laufe der Analyse gezeigt wurde, unterscheiden sich die drei lexikalisch diskontinuen Verbalklassen in ihrem Verhalten bezüglich der Lizenzierung der Pronomeninsertion innerhalb der Einzelsprachen. Darüber hinaus lassen sich auch wesentliche Unterschiede zwischen den Sprachen mit Bezug auf die Verwendung von propositionalen Pronomina feststellen.

Die Analyse der Distribution der Pronomenanwendung im Deutschen und Ungarischen wurde in einem syntaktisch minimalen und modularen theoretischen Rahmen durchgeführt. Es wurde dafür argumentiert, dass die Insertion von propositionalen Pronomina von der Semantik des selektierenden Prädikats beeinflusst, jedoch nicht determiniert ist.<sup>16</sup> Weiterhin wurde betont, dass Pronomeninsertion nicht mit einer einzigen *universell gültigen* diskurssemantischen Eigenschaft in Beziehung zu setzen ist.

Für das Vorkommen von kataphorischen propositionalen Pronomina wurde der syntaktische Typ des eingebetteten Komplementsatzes als entscheidend betrachtet: Pronomeninsertion setzt nach der Annahme der hier vorgelegten Arbeit das Vorliegen von *Edge-Feature* in  $C^0$  voraus. Der mit dem *Edge-Feature*

16 Vgl. Vikner 1995, Kiparsky/Kiparsky 1970, Haegeman 2006, 2007, 2008, Bentzen u.a. 2007, Wiklund u.a. 2009 und de Cuba/Ürögdi 2009.

assoziierte diskurssemantische Inhalt kann allerdings in unterschiedlichen Sprachen variieren. Für das Ungarische wurde dieser diskurssemantische Inhalt als *Prädikationalität*, für das Deutsche als *Evaluabilität* festgelegt.

Wir haben dafür argumentiert, dass im Ungarischen die Sicherung der Prädikationalität der Sätze auf verschiedenen Ebenen möglich ist und mit der Insertion von verschiedenen Typen der kataphorischen Pronomina einhergeht, die ihrerseits ein *Edge-Feature* (und eine CP-Position) im eingebetteten Satz voraussetzt. Im Deutschen dagegen ist das *Edge-Feature* mit einem völlig anderen Inhalt assoziiert, wodurch auch die Bedingungen für die Pronomenrealisierung beeinflusst werden. Sätze im Deutschen mit dem *Edge-Feature* sind evaluierbar, und diese Kategorie umfasst sowohl assertive als auch präsupponierte Sätze. Die Insertion des kataphorischen *es* im Deutschen ist jedoch nur auf vollfokussierte komplexe Sätze mit faktiven Matrixprädikaten begrenzt, deren Komplemente präsupponiert sind. In allen anderen Instanzen der *es*-Insertion ist das Pronomen als anaphorisches Element zu betrachten. Anaphorische Pronomina können auch im Ungarischen vorkommen, wenn der Komplementsatz außerhalb der Fokusdomäne liegt. Die anaphorischen Pronomina können allerdings nur in dem ‚referentiellen‘ Bereich des Satzes (in Topik-Positionen oder in der VP) auftreten. Da Ungarisch aber eine *pro-drop*-Sprache ist, in der nicht nur die Subjektspronomina, sondern auch die Objektspronomina weggelassen werden können, ist die Realisierung der anaphorischen Pronomina nicht obligatorisch.

Es wurde somit gezeigt, dass die diskutierten Typen der propositionalen Pronomina große Unterschiede aufweisen, sowohl was ihre Syntax als auch ihre diskurssemantischen Eigenschaften angeht. Während anaphorische propositionale Pronomina in den beiden untersuchten Sprachen die Kontextgebundenheit des subordinierten Satzes voraussetzen und im Matrixsatz als Argumente frei bewegbar sind, ist die Insertion von kataphorischen Pronomen teils vom syntaktischen Typ, teils von der (Nicht-)Prädikationalität des eingebetteten Satzes abhängig.

Die Analyse der theoretischen und empirischen Aspekte der Pronomeninsertion soll auf andere Fragestellungen erweitert werden, um der Komplexität der Verhältnisse Rechnung tragen zu können. Die Untersuchung von verschiedenen Typen von Objektsätzen (präpositionalen Objektsätzen<sup>17</sup>) in genetisch und typologisch unterschiedlichen Sprachen (zum Beispiel im Englischen,<sup>18</sup> Niederländischen,<sup>19</sup> in den slawischen Sprachen usw.) ist die Aufgabe der zu-

---

17 Vgl. Breindl 1989.

18 Vgl. Collins 1994, Culicover/Rochemont 1990, Kim/Sag 2008, Postal/Pullum 1988 und Stroik 1996.

19 Vgl. Bennis 1987 und Sudhoff i.E.

künftigen Forschung. Das Anliegen der hier vorgelegten Arbeit war jedoch, die Aufmerksamkeit auf die erstaunlich großen Unterschiede zwischen den Sprachen in diesem Bereich zu richten und bei der Analyse der sprachspezifischen Daten – durch die Beachtung von verschiedenen sprachlichen Ebenen – auf die Relevanz des ‚Schittstellenansatzes‘ hinzuweisen.

## Literatur

- Abbott, Barbara: Presuppositions as Nonassertions. In: *Journal of Pragmatics* 32 (2000) 10, S. 1419–1437.
- Axel, Katrin; Holler, Anke; Trompelt, Helena: Correlative *Es* vs. *Das* in German: An Empirical Perspective. Vortrag im Rahmen des Workshops 11 *Inner-sentential Propositional Pro-forms: Syntactic Properties and Interpretative Effects*, Jahrestagung der DGfS 33, Göttingen, 23.-25.02.2011.
- Axel, Katrin; Holler, Anke; Trompelt, Helena: Correlative *Es* vs. *Das* in German: An Empirical Perspective. In: Schwabe, Kerstin; Meinunger, André; Frey, Werner (Hgg.): *Inner-sentential Propositional Pro-forms*. Amsterdam i.E.
- Bennis, Hans: *Gaps and Dummies*. Dordrecht 1987.
- Bentzen, Kristine: The Status of Embedded V-Neg Word Order. Vortrag im Rahmen des Workshops *Main/Embedded Clause Asymmetries in the Scandinavian Languages*, Lund, 15.04.2011.
- Bentzen, Kristine u.a.: The Tromsø Guide to the Force Behind V2. In: *Working Papers in Scandinavian Syntax* (2007) 79, S. 93–118.
- Brandtler, Johan: *The Evaluability Hypothesis. The Syntax, Semantics, and Pragmatics of Polarity Item Licensing in Swedish*. Amsterdam, Philadelphia 2012 (*Linguistics Today*, 183).
- Brandtler, Johan; Molnár, Valéria: Rethinking Clausal Asymmetries. The Case of Swedish and Hungarian. Vortrag im Rahmen des Workshops 11 *Inner-sentential Propositional Pro-forms: Syntactic Properties and Interpretative Effects*, Jahrestagung der DGfS 33, Göttingen, 23.-25.02.2011.
- Brandtler, Johan; Molnár, Valéria: Rethinking Clausal Symmetries: Propositional Pronoun Insertion in Hungarian. In: Schwabe, Kerstin; Meinunger, André; Frey, Werner (Hgg.): *Inner-sentential Propositional Pro-forms*. Amsterdam i.E.
- Breindl, Eva: *Präpositionalobjekte und Präpositionalobjektsätze im Deutschen*. Tübingen 1989.
- Cardinaletti, Anna: *Impersonal Constructions and Sentential Arguments in German*. Padova 1990.
- Chomsky, Noam: *Knowledge of Language: Its Nature, Origin and Use*. New York 1986.

- Chomsky, Noam: *The Minimalist Program*. Cambridge, Massachusetts 1995.
- Chomsky, Noam: On Phases. In: Freidin, Robert; Otero, Carlos P.; Zubizarreta, Maria Louisa (Hgg.): *Foundational Issues in Linguistic Theory: Essays in Honor of Jean-Roger Vergnaud*. Cambridge, Massachusetts 2008, S. 133–166.
- Collins, Peter: Extraposition in English. *Functions of Language* 1 (1994) 1, S. 7–24.
- Coppock, Elisabeth; Beaver, David Ian: Principles of the Exclusive Muddle. In: *Journal of Semantics* 31 (2014) 3, S. 371–432.
- Culicover, Peter W.; Rochemont, Michael S.: Extraposition and the Complement Principle. In: *Linguistic Inquiry* 21 (1990) 1, S. 23–47.
- Cuba, Carlos de; Ürögdi, Barbara: Eliminating Factivity from Syntax: Sentential Complements in Hungarian. In: den Dikken, Marcel; Vago, Robert M. (Hgg.): *Approaches to Hungarian. Volume 11: Papers from the 2007 New York Conference*. Amsterdam, Philadelphia 2009, S. 29–64.
- Engdahl, Elisabeth: [Rezension zu] Johan Brandtler, „The Evaluability Hypothesis. The Syntax and Semantics of Polarity Item Licensing in Swedish“. In: *Nordic Journal of Linguistics* 34 (2011) 1, S. 61–65.
- Engel, Ulrich: *Deutsche Grammatik*. Neubearbeitung. München 2004.
- Erteschik-Shir, Nomi: *On the Nature of Island Constraints*. MIT Dissertation. Cambridge, Massachusetts 1973.
- É. Kiss, Katalin: Focusing as Predication. In: Molnár, Valéria; Winkler, Susanne (Hgg.): *The Architecture of Focus*. Berlin, New York 2006, S. 169–196.
- Frey, Werner: On the ‘nominal’ character of clauses associated with a pronominal. [Manuskript, ZAS], Berlin 2011.
- Giannakidou, Anastasia: *Polarity Sensitivity as a (Non)Veridical Dependency*. Amsterdam 1998 (*Linguistik Aktuell*, 23).
- Haegeman, Liliane: Conditionals, Factives and the Left Periphery. In: *Lingua* 116 (2006) 10, S. 1651–1669.
- Haegeman, Liliane: Operator Movement and Topicalization in Adverbial Clauses. In: *Folia Linguistica* 41 (2007) 3–4, S. 279–325.
- Haegeman, Liliane: The Syntax of Adverbial Clauses and the Licensing of Main Clause Phenomena. Truncation or Intervention. Vortrag auf der GLOW-Konferenz, Newcastle, 26.3.2008.
- Holler, Anke: Reanalyzing German Correlative *es*. In: Müller, Stefan (Hg.): *Proceedings of the 20<sup>th</sup> International Conference on Head-Driven Phrase Structure Grammar*. Berlin 2013, S. 90–109.
- Hooper, Joan: On Assertive Predicates. In: Kimball, John P. (Hg.): *Syntax and Semantics*. Volume 4. New York 1975, S. 91–124.

- Hooper, Joan; Thompson, Sandra: On the Applicability of Root Transformations. In: *Linguistic Inquiry* 4 (1973) 4, S. 465–497.
- Horváth, Júlia: The Status of *Wh*-Expletives and the Partial *Wh*-Movement Construction in Hungarian. In: *Natural Language and Linguistic Theory* 15 (1997) 3, S. 509–572.
- Kenesei, István: Az alárendelt mondatok szerkezete [Die Struktur der eingebetteten Sätze]. In: Kiefer, Ferenc (Hg.): *Strukturális magyar nyelvtan 1. Mondattan* [Strukturelle Grammatik des Ungarischen 1. Syntax.]. Budapest 1992, S. 529–713.
- Kenesei, István: Subordinate clauses. In: Kiefer, Ferenc; É. Kiss, Katalin (Hgg.): *The Syntactic Structure of Hungarian*. San Diego, California 1994, S. 275–354.
- Kim, Jong-Bok; Sag, Ivan A.: Variations in English Object Extraposition. In: *Proceedings of the 41st Regional Meeting of the Chicago Linguistics Society* 41 (2008) 1, S. 251–265.
- Kiparsky, Paul; Kiparsky, Carol: Fact. In: Bierwisch, Manfred; Heidolph, Karl Erich (Hgg.): *Progress in Linguistics*. The Hague 1970, S. 313–341.
- Lipták, Anikó: A magyar fókuszemelések egy minimalista elemzése [Eine minimalistische Analyse der Fokusanhebungen im Ungarischen]. In: Büki, László; Maleczki, Miklós (Hgg.): *A mai magyar nyelv leírásának újabb módszerei* [Neuere Methoden zur Beschreibung der modernen ungarischen Sprache]. Szeged 1998, S. 93–116.
- Molnár, Valéria: The Predicationality Hypothesis – The Case of Hungarian and German. In: Dékány, Éva; É. Kiss, Katalin; Surányi, Balázs (Hgg.): *Approaches to Hungarian 14*. Amsterdam, Philadelphia 2015, S. 209–244.
- Molnár, Valéria; Winkler, Susanne: Edges and Gaps: Contrast at the Interfaces. In: *Lingua* 120 (2010) 6, S. 1392–1415.
- Müller, Gereon: On Extraction and Successive Cyclicity. In: Lutz, Uli; Pafel, Jürgen (Hgg.): *On Extraction and Extraposition in German*. Amsterdam, Philadelphia 1996, S. 213–244.
- Platzack, Christer: The Edge-feature on C. 2008 [unveröffentlichtes Manuskript].
- Postal, Paul M.; Pullum, Geoffrey K.: Expletive Noun Phrases in Subcategorized Positions. In: *Linguistic Inquiry* 19 (1988) 4, S. 635–670.
- Pütz, Herbert: *Über die Syntax der Pronominalform es im modernen Deutsch*. Tübingen 1975.
- Pütz, Herbert: *Über die Syntax der Pronominalform es im modernen Deutsch*. 2., durchgesehene Auflage. Tübingen 1986.
- Sandberg, Bengt: *Zum es bei transitiven Verben vor satzförmigem Akkusativobjekt*. Tübingen 1998.

- Simons, Mandy: Presupposition without Common Ground. Pittsburgh 2006 [Manuskript]. Online: <http://www.hss.cmu.edu/philosophy/faculty-simons.php> [30.04.2015].
- Simons, Mandy: Observations on Embedding Verbs, Evidentiality, and Presupposition. In: *Lingua* 117 (2007) 6, S. 1034–1056.
- Sonnenberg, Bernhard: *Korrelate im Deutschen*. Tübingen 1992.
- Sternefeld, Wolfgang: *Syntax. Eine morphologisch motivierte generative Beschreibung des Deutschen*. Tübingen 2006.
- Stroik, Thomas S.: Extraposition and Expletive-Movement: A Minimalist Account. In: *Lingua* 99 (1996) 4, S. 237–251.
- Sudhoff, Stefan: *Argumentsätze und es-Korrelate. Zur syntaktischen Struktur von Nebensatzeinbettungen im Deutschen*. Berlin 2003.
- Sudhoff, Stefan: Correlates of Object Clauses in German and Dutch. In: Schwabe, Kerstin; Meinunger, André; Frey, Werner (Hgg.): *Inner-sentential Propositional Pro-forms*. Amsterdam i.E.
- Vikner, Sten: *Verb Movement and Expletive Subjects in the Germanic Languages*. Oxford 1995.
- Wiklund, Anna-Lena u.a.: On the Distribution and Illocution of V2 in Scandinavian *That*-Clauses. In: *Lingua* 119 (2009) 12, S. 1914–1938.
- Zifonun, Gisela: Minimalia grammaticalia: Das nicht-phorische *es* als Prüfstein grammatischer Theoriebildung. In: *Deutsche Sprache* 23 (1995) 1, S. 39–60.
- Zimmermann, Ilse: Zur Syntax und Semantik der Satzeinbettung. In: Rosengren, Inger (Hg.): *Satz und Illokution*. Band 2. Tübingen 1993, S. 231–251.

## Autorinnen und Autoren

**Constanze Ackermann-Boström**, M.A.; Uppsala universitet, Institutionen för moderna språk, Box 636, 751 26 Uppsala  
E-Mail: constanze.ackermann@moderna.uu.se

Dr. **Magnus P. Ängsal**; Göteborgs universitet, Institutionen för språk och litteraturer, Box 200, 405 30 Göteborg  
E-Mail: magnus.petterson.angsal@sprak.gu.se

Prof. Dr. **Christiane Andersen**; Göteborgs universitet, Institutionen för språk och litteraturer, Box 200, 405 30 Göteborg  
E-Mail: christiane.andersen@sprak.gu.se

Docent Dr. **Maren Eckart**; Högskolan Dalarna, Akademin Humaniora och Medier, 791 88 Falun  
E-Mail: mec@du.se

Docent Dr. **Frank Thomas Grub**; Uppsala universitet, Institutionen för moderna språk, Box 636, 751 26 Uppsala  
E-Mail: thomas.grub@moderna.uu.se

Dr. **Henrik Henriksson**; Lunds universitet, Språk- och litteraturcentrum, Box 201, 221 00 Lund  
E-Mail: henrik.henriksson@tyska.lu.se

Prof. Dr. **Valéria Molnár**; Lunds universitet, Språk- och litteraturcentrum, Box 201, 221 00 Lund  
E-Mail: valeria.molnar@tyska.lu.se

**Sascha Prostka**, cand.mag.; Göteborgs universitet, Institutionen för språk och litteraturer, Box 200, 405 30 Göteborg  
E-Mail: sascha.prostka@sprak.gu.se

Prof. Dr. **Dessislava Stoeva-Holm**; Uppsala universitet, Institutionen för moderna språk, Box 636, 751 26 Uppsala  
E-Mail: dessislava.stoeva.holm@moderna.uu.se

Dr. **Susanne Tienken**; Stockholms universitet, Institutionen för slaviska och baltiska språk, finska, nederländska och tyska, 106 91 Stockholm  
E-Mail: susanne.tienken@tyska.su.se

